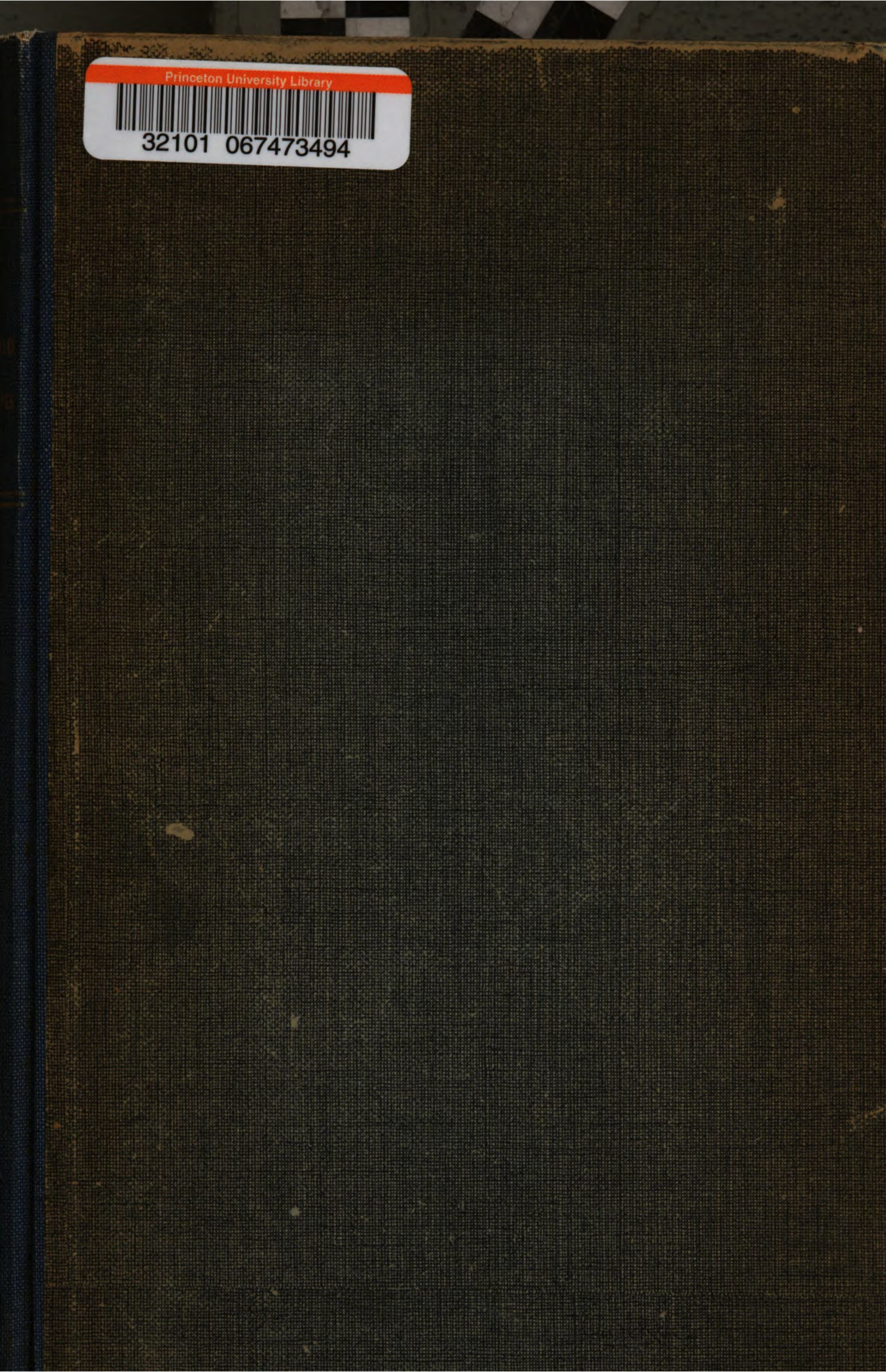
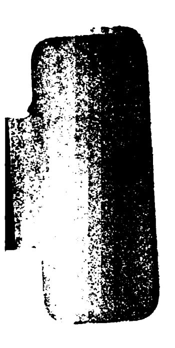





VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei Sub Numine Viget



Literarische Fälschungen

LITERARISCHE FÄLSCHUNGEN

VON

J. A. FARRER

MIT EINER EINFÜHRUNG VON ANDR. LANG

AUS DEM ENGLISCHEN
VON FR. J. KLEEMEIER

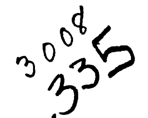
LEIPZIG
VERLAG VON THEOD. THOMAS
1907

Druck von Hallberg & Büchting, Leipzig.

Vorwort.

Die folgenden Kapitel sind ein Ausflug auf jene dunklen Pfade der Literatur, auf welchen der Fälscher oder Nachahmer für seine eigenen Zwecke mit der harmlosen Gläubigkeit der Menschheit gespielt hat. Den ihren Weg geradeausgehenden Liebhabern der Literatur mögen es verbotene Pfade sein; da ich aber selbst einiges Ergötzen daran gefunden habe, so durfte ich auf eine ähnliche geistige Veranlagung bei den meisten anderen Menschen rechnen und glauben und hoffen, daß sie auch für andere einige Anziehungskraft haben könnten.

Ich war bestrebt, gewissermaßen aus der Vogelschau einen kurzen Überblick der literarischen Fälschung darzubieten und eine Idee von dem breiten Raum zu geben, den diese Art Fälschung in der geistigen Geschichte der Menschheit einnimmt, sowie von dem bedeutenden Einfluß, den sie auf das Geschick und Heil der Welt gehabt hat. Zu diesem Zwecke war Auswahl und gedrängte Kürze notwendig. Da es unmöglich gewesen wäre, sich mit jedem Unkraut in dem so üppigen Gebüsch im Garten der Literatur zu befassen, so schien es das beste, zur Betrachtung nur die typischeren Beispiele ihrer Art auszuwählen, nämlich diejenigen, die sich in literarischer Beziehung stark hervorheben, die die schwierigsten Probleme dargeboten haben, oder die den am weitesten reichenden Einfluß auf den Verlauf der menschlichen Angelegenheiten gehabt haben. Über alle die so ausgewählten Beispiele ist eine ausgedehnte große Literatur entstanden; es war deshalb notwendig, in besondere Kapitel die Geschichte berühmter wissenschaftlicher Streitfragen zusammenzudrängen, über welche die Lite-



ratur reichlich in Bibliotheken zusammenfließt oder nur aus zerstreuten und fast unzugänglichen Quellen zu erreichen ist.

In diesen Streitigkeiten standen die Kämpfer einander oft dermaßen gleich gegenüber und führten Angriff und Abwehr dermaßen gewandt, daß es dem bloßen Zuschauer häufig schwer gewesen ist, einer Seite den endgültigen Sieg zuzuerkennen. Aus diesem Grunde bringt der Abschluß der Beurteilung nicht notwendigerweise auch den Schluß einer Kontroverse mit sich; gar mancher anscheinend beigelegte Streit enthält die Keime erneuerter Tätigkeit. Die Unverletzlichkeit, welche die Franzosen der chose jugée, der ausgetragenen Sache, beilegen, kommt nicht jeder früheren Entscheidung in einer Fälschungsangelegenheit zu; überdies habe ich es nicht für einen Teil meiner Aufgabe gehalten, einfach die allgemein angenommene Meinung zu registrieren. Dagegen schien es besser, in einigen Fällen die überkommene Meinung anzufechten oder die Anwendung eines aufschiebenden Urteils anzuregen. Zurückhaltung im Urteil ist eine der höchsten und schwierigsten intellektuellen Fähigkeiten, die viele Verwandtschaft mit der Charitas in der moralischen Sphäre hat; weil das Studium von Fälschungen so häufig die Anwendung dieser Eigenschaft verlangt, erweist es sich als eine so ausgezeichnete Disziplin für die Fähigkeiten des Verstandes. Nirgendwo sonst ist eine peinlichere Abwägung einander gegenüberstehender Argumente, größere Richtigkeit des Tatsachenbestandes, vorsichtigeres Erreichen von Schlüssen erforderlich.

Den Gedanken zu dem von mir versuchten Überblick verdanke ich dem Kapitel über „Literary Forgeries“ in D'Israeli's „Curiosities of Literature“; für die Mithilfe bei der Ausführung dieses Gedankens bin ich meinem Freunde Mr. Andrew Lang zu großem Danke verpflichtet. Er hat mit kritischem und berichtigendem Auge die Korrekturbogen durchgesehen. Seine Gewandtheit als literarischer Detektiv hat mich vor nicht wenigen Irrtümern bewahrt, für die etwa noch übrig ge-

bliebenen trage ich allein die Verantwortung. Ich habe ihm auch noch besonders für denjenigen Teil des Kapitels über die Balladenfälscher zu danken, der von der interessanten Ballade „Auld Maitland“ handelt und ebenso für den Schluß dieses Kapitels. Mr. Lang ist eine so große Autorität auf dem Gebiete der Balladenkunde, daß ich nur bedauern kann, über diesen Gegenstand nicht mehr von seiner Feder zu bieten. Der Stoff ist aber so umfangreich, daß er gar nicht in den Umfang eines Kapitels zusammengedrängt werden kann; ich mußte mich mit der Andeutung begnügen, wie viel in dieser Richtung noch zu erforschen bleibt.

Bei der Anordnung des Inhaltes dieses Werkes schien es am angemessensten, vom Alten zum Neuen fortzuschreiten. Wenn dieser Grundsatz auch in der Hauptsache befolgt wurde, so schien es doch nicht wünschenswert, zu sklavisch an der chronologischen Ordnung zu hängen. Da jedes Kapitel einen in sich abgeschlossenen Gegenstand behandelt, kann es unabhängig von den übrigen Kapiteln und durchaus ohne Rücksicht auf die Zeitfolge gelesen werden.

Inhaltsverzeichnis.

Einführung.

„Let ilka herring hang by its ain heid“ ist ein gutes Sprichwort. Es besagt, daß jeder seinen Gang hübsch für sich gehen soll und auf unsern Fall angewendet, daß Herrn Farrers Buch nicht notwendig hat, von meinen Bemerkungen begleitet zu werden. Wenn ich trotzdem einige einleitende Worte zu seinem Buche schreibe, so geschieht es nur, um Herrn Farrers Bitte zu willfahren, obwohl ich mir bewußt bin, daß er seinen merkwürdigen Stoff viel mehr beherrscht als ich. Die literarischen Fälschungen konnten in diesem einen Bande nicht erschöpfend behandelt werden: das Thema würde mehrere Bände dazu erfordern. Wir könnten mit den homerischen Gedichten beginnen, von welchen der bei weitem größere Teil, wenn wir eine vorherrschende Theorie gelten lasssen, eine Art literarischer Fälschung ist, wenn dieselbe in der Regel auch ohne die Absicht der Täuschung unternommen worden ist. Indessen kommt es zu offener Fälschung, wenn der mutmaßliche, von Pisistratus unterstützte Herausgeber, etwa um 540 v. Chr., nach der Hypothese die Reden Nestors zu dem Zwecke einfügt, einen Nachkommen Nestors, den Tyrann von Athen, zu verherrlichen. Nach dieser Theorie muß Pisistratus leicht zufriedenzustellen gewesen sein, denn sein Vorfahr ist gewissermaßen ein langweiliger alter, unfreiwillig humoristischer Dugald Dalgetty (der pedantische Glückssoldat in W. Scott's Legend of Montrose) geworden.

Wenn wir der griechischen literarischen Tradition glauben, wurde literarische Fälschung üblich, sobald die Kunst des Schreibens für literarische Zwecke gebraucht wurde. Solon fälschte und schaltete wegen politischen Gründen zugestutzte Verse in die Ilias ein. Onomakritus (der im Dienst und in der Gunst des Pisistratus stand) fälschte Orakel, auch die Prophezeiungen des Thomas von Ercildoune, des Reimers

waren gefälscht. Ist der Ursprung der Voraussagungen Merlins besser verbürgt? Wann, wo, von wem wurden sie hergestellt?

In einem schottischen Pfahlbau von etwa A. D. 600 wurde eine falsche Goldmünze gefunden, also ein frühes Beispiel der Gepflogenheit, falsches Geld auszugeben; was zu erweisen scheint, daß Lauder mit seinen Miltonfälschungen nur auf verbrecherischen Pfaden von Vorfahren wandelte. Ich meine, daß palaeolithische Falschmünzer fälschlich das Zeichen irgendeiner damals hervorragenden Hand, des Landseer dieser frühen Sportskizzen gebraucht haben, denn der Mensch scheint von Anfang an jede Form des Betrugs ausgeübt zu haben. Zweifellos hörten Rhapsoden in den ionischen Städten einem Vortragenden so lange zu, bis sie sein Lied auswendig konnten und gaben es dann als ihr eigenes Werk weiter: was übrigens eher als Plagiat, denn als Fälschung anzusehen ist.

Obwohl die ganze „Historia de excidio Trojae“ des Dares Phrygius eine Fälschung ist, wurde sie doch für echt gehalten. Laien und Gelehrte des Mittelalters glaubten fest, daß Dares, der Phrygier, den trojanischen Krieg so beschreibt, „wie er ihn gesehen hat“.

Vielleicht war der wirkliche Verfasser der dem Dares zugeschriebenen Geschichte des trojanischen Krieges lediglich ein Geschichtsromanschreiber, der nach üblichem Herkommen fälschlich vorgab, ein altes Manuskript gefunden zu haben. Jedenfalls war der Pseudo-Dares ein guter Geschichtenerzähler und lieferte Boccaccio, Chaucer, Caxton, Henryson und Shakespeare Material zu der Geschichte von Troilus und Cressida.

Möglicherweise geht aber der Verfasser historischer Romane trotz seiner Vorrechte zu weit. Als ich vor Jahren „The Monk of Fife: a Story of the Days of Joan of Arc“ schrieb, erklärte ich, daß ich die französisch geschriebene Fortsetzung einer echten handschriftlichen Lebensbeschreibung von Jeanne d'Arc aufgefunden hätte, die von ihrem Freunde, einem Schotten, in lateinischer Sprache begonnen und rätselhafterweise mitten in einem Satze abgebrochen worden war. Ich ging sogar so weit, daß ich zur Bekräftigung meiner Erzählung Auszüge in altfranzösischer Sprache nach dem Kirchenregister von Ste. Catherine in Fierbois anfertigte. Das war vielleicht unrecht. Es war eine gröbliche Unbesonnenheit, wenn nicht ein Ver-

brechen, denn ein gelehrter Kenner des Mittelalters konnte nicht herausbekommen, ob er einen modernen Roman oder eine Urkunde des fünfzehnten Jahrhunderts in den Händen hatte, während das romanlesende Publikum ausrief: „Ah, das ist eine schrecklich wahre Geschichte!"

Dies möge eine Warnung für Geschichtsromanschreiber sein. Wie steht es nun mit den Dichtern, deren Gedichte das Publikum nicht lesen will? Ist es wahrscheinlich, daß die Gedichte gelesen werden, wenn sie in die Sprache und Ausdrucksweise der Wardour Street (einer Londoner Straße, in der sich viele Raritätenläden befinden) gekleidet und einem Mönch des vierzehnten Jahrhunderts zugeschrieben werden? Chatterton wurde mit seinem alten Rowley, dem Mönch, sowohl einer groben Verirrung wie eines Verbrechens für schuldig befunden.

Herr Farrer geht nicht weiter auf geschichtliche Fälschungen, wie z. B. diejenigen von Hardynge ein, die durch gefälschte Urkunden zu beweisen trachteten, daß Schottland ein von der englischen Krone abhängiges Gebiet war. Derartiger Fälschungen muß es eine große Menge geben. Ein Memorandum in Foedera vom 29. September 1278, betreffend die dem König Eduard I. von England als Lehnsherr von Alexander III. von Schottland erwiesene Lehnshuldigung, erwies sich als eine durch Daten bewirkte Fälschung. Diese zeigen, daß Alexander am 16. Oktober zur Huldigung nicht für Schottland, sondern für in England gelegene Ländereien bereit war, daß aber Eduard die Zeremonie hinausschob. Das Memorandum vom 29. September muß in betrüglicher und unvorsichtiger Weise später eingeschaltet worden sein.

Welcher Teil des berühmten, der Königin Maria Stuart zugeschriebenen Kassetten- oder Schatullenbriefes Nr. 2 gefälscht ist oder nicht, bin ich nicht imstande zu entscheiden. Es hat ganz den Anschein, als ob er von einem anderen Dokument, nicht von Maria Stuart, sondern von Thomas Crawford, einem Gefolgsmann von Darnley, abgeschrieben worden wäre. Gewiß ist übrigens, daß, als Maria eine Gefangene Elisabeths war, Wharton, ein englischer Beamter im Norden, seiner Regierung den Vorschlag machte, daß man Briefe der schottischen Königin zu ihrem Schaden fälschen und in Um-

lauf bringen sollte. Sicher machten sich alle Parteien wegen einer Fälschung keine Bedenken; ich fürchte, daß Maria von Guise, die Mutter der Maria Stuart, in die Fälschung eines Briefes des Herzogs von Chatelherault an den König von Frankreich verwickelt war. Die Parnell-Fälschungen mögen wohl noch nicht vergessen sein; sie waren jämmerlich ausgeführt und hätten nicht in „The Times“ aufgenommen werden sollen.

Wir lassen uns nicht ganz so leicht hintergehen wie unsere Vorfahren. Psalmanazar, von dem das fünfte Kapitel dieses Buches handelt, würde viel weniger Erfolg gehabt haben als der ausgezeichnete Rougemont. Es wird allgemein angenommen, daß Rougemont die British Association hinterging; soviel ich weiß, schenkte sie ihm aber nur Gehör. Ohne weiteres hätte ich Rougemonts abgeschmackte Beschreibung des Lebens der australischen Ureinwohner nicht gelten lassen können. Psalmanazars Erzählung von der jährlichen Opferung von zwanzigtausend Kindern ist sogar noch schwerer zu glauben als die gelehrte Ansicht, daß in alten Zeiten jährlich ein neuer König geopfert wurde. Lauders Fälschereien waren ziemlich gewandt und ungefährlich, solange sich niemand die Mühe nahm, seine Auskünfte zu untersuchen. Im Verlaufe der Zeit mußte es aber sicher jemand tun. Ich kann nur vermuten, daß die gewöhnliche Angabe des Lebensalters Lauders irrig ist. Wenn sie richtig ist, ist sein Lebenslauf bis über das fünfzigste Jahr hinaus ein leeres Blatt, seine Fälschungen sind das Werk eines siebzigjährigen Mannes. Mit siebzig Jahren die Laufbahn eines Betrügers zu beginnen, ist etwas spät. In einem der gefälschten Scottromane wird als ausgemacht angenommen, daß Sir Walter Scott im Aufstand von 1745 eine Gräfin auftreten lassen konnte, deren Familienname MacMaggy ist. Nicht einmal ein Engländer könnte einen gälischen Namen wie MacMaggy erfinden; das geht sogar über den MacCumnor von Dumas und muß die Erfindung eines Franzosen sein.

Herr Farrer läßt in einer zwar unbeliebten, aber wissenschaftlichen Weise einige seiner Geheimnisse ungelöst. Der Fall Simonides ist einer der schwierigsten und

The tender-hearted scrolls
Of pure Simonides

scheinen nachdrücklich eine erneute Prüfung zu verlangen. Wir besitzen jetzt viele, entschieden authentische griechische Papyri aus früher Zeit. Dieselben waren unbekannt, als Simonides seine frühen griechischen Papyri zum Vorschein brachte; ihre Durchsicht und Prüfung könnte sich also vielleicht verlohnen.

Viel Kopfzerbrechen verursacht mir das wahrscheinlich gefälschte „Vestiarium Scoticum", das etwa in die Zeit von 1570 bis 1580 zu rechnen ist und in einem prächtigen Bande die Tartans der Niederland- und Hochlandclans darbietet. Nun ist es höchst unwahrscheinlich, daß selbst Hochlandclans im sechzehnten Jahrhundert regelmäßige, unveränderlich feststehende, unterscheidende Tartans hatten, während von Niederlandtartans, wie Scott und Ker, vom „Vestiarium" abgesehen, kein Sterblicher jemals etwas gehört hat.

Das Manuskript wird 1825 zum erstenmal erwähnt. Sir Thomas Dick Lauder schrieb über dasselbe an Sir Walter Scott, der sich jedoch sehr skeptisch dazu verhielt. Eigentümer desselben war der Vater jener zwei rätselhaften Männer, der „Sobieski-Stuarts", welche den Anspruch erhoben, durch ihren Vater, den in gesetzlich gültiger Ehe erzeugten Sohn des Prinzen Karl Eduard, dessen Enkel zu sein.

Nun wird aber sowohl von Karl als von seiner Frau, der Luise von Stolberg, verneint, daß dieselben jemals ein Kind gezeugt hätten. Der Vater der beiden Prätendenten war nur in amtlichen Listen als Leutnant Thomas Allen von der kgl. Kriegsmarine und als zweiter Sohn des Kapitäns und späteren Admirals Allen bekannt.

Die beiden jungen Männer behaupteten, daß ihr Vater durch Prinz Karl ein Manuskript des sechzehnten Jahrhunderts, ein Exemplar des Vestiariums auf Pergament besaß, auf dessen Vorsetzblätter der Historiker Lesley, Bischof der Königin Maria und von Roß, Bemerkungen über seine Gesundheit geschrieben hatte. Ich habe Briefe in der Handschrift des Thomas Allen gesehen, die sich auf dieses Pergamentexemplar bezogen. Er unterzeichnete „Mac Garadh", was er für die gälische Form des Zunamens „Hay" hielt. Zwischen diesen Allens und den Earls of Errol scheint irgendeine wirkliche oder nur eingebildete Verwandtschaft bestanden zu haben; wenigstens nennt sich

1822 der älteste Sobieski-Stuart auf seinem Gedichtband „John Hay Allen“.

Wie die Ansprüche der Errols mit den Ansprüchen der Stuarts in Einklang zu bringen sind, kann niemand erklären. Die Briefe des väterlichen Mac Garadh scheinen aber sicher für seinen Besitz des Vestiariums auf Pergament zu zeugen; soweit ich beurteilen kann, sind diese Briefe wirklich in der Handschrift des alten Herrn. Exzentrisch wie seine Söhne waren, argwöhne ich nicht, daß sie die Briefe ihres Vaters fälschten; auch kann ich nicht annehmen, daß sie die notwendige Gewandtheit besaßen, selbst wenn sie leichtfertig veranlagt gewesen wären. Soviel mir bekannt ist, hat aber kein Augenzeuge das Manuskript auf Pergament gesehen. Inzwischen hatten die Brüder ein anderes Exemplar, eine Abschrift des achtzehnten Jahrhunderts auf Papier, von einem alten Hochländer erworben, der in Cowgate wohnte und Fechtlehrer war. Dieses Exemplar ist noch vorhanden und auf die Beschaffenheit der Tinte, das Alter des Papiers, die Art der Handschrift usw. geprüft worden; soviel ich davon verstehe, ist nichts daran auszusetzen — aber für den Inhalt, soweit er die Niederland-Tartans betrifft, ist weder in der Geschichte noch in der Kunst ein bestätigendes Zeugnis bekannt. Ich habe weiterhin Gelegenheit gehabt, die Werke und Wege der beiden sich „Sobieski-Stuarts“ nennenden Brüder zu studieren. Mir scheint es ganz gewiß, daß sie das Schottisch des sechzehnten Jahrhunderts des „Vestiarium Scoticum“ nicht geschrieben haben können — weil ihnen das nötige Wissen nicht zu Gebote stand. Einer von ihnen verfertigte eine Art Abschrift des Manuskripts mit lustigen Karikaturen in roter Tinte, die ich gesehen habe; dieses Exemplar machte natürlich keine Ansprüche auf Alter.

So steht, soviel ich mich erinnern kann, die Vestiariumfrage; eine größere Verwirrung hinsichtlich der Dokumente kann ich mir nicht denken. Wie steht es mit dem aus dem achtzehnten Jahrhundert stammenden Manuskript? Was konnte irgendein Sterblicher durch eine solche mühsam und peinlich genau ausgearbeitete Fälschung gewinnen? Sie machte in keiner Weise den Anspruch, ein Beweis für die Stuartprätensionen der Brüder zu sein; ihr Inhalt erbringt, soweit meine Kenntnis reicht, nicht den Schatten einer historischen Zeugnis-

kraft. (In „Old and Rare Scottish Tartans“ von Dr. W. Stewart, 1893, ist ein Bericht über dieses Geheimnis enthalten. Ein Exemplar dieses Buches ist mir nicht zur Hand, aber ich glaube, Mr. Stewart wird darüber ebenso verblüfft sein wie ich.)

Mr. Farrer erwähnt die geringe Beihülfe, die ich (in Ermangelung von Prof. Childs monumentaler Ausgabe der „English and Scottish Popular Ballads“) ihm bezüglich der Balladenfälschungen gewähren konnte. Im Text wird die Echtheit der von Professor Child in seinem großen Balladenwerke weggelassenen Ballade „Auld Maitland“ erörtert und als moderne Fälschung erklärt. Was die dort angegebenen Gründe betrifft, so bin ich persönlich überzeugt, daß der „Ettricker Schäfer“ nicht der Fälscher war und daß kein anderer moderner Balladenkünstler als der Sünder angesehen werden kann. Die Ballade scheint wie „The Outlaw Murray“ nicht außerhalb Ettrick und Yarrow gefunden worden zu sein. Ich habe zuweilen zu dem Glauben geneigt, daß beide Balladen literarische Nachahmungen aus der Zeit vor dem achtzehnten Jahrhundert von Mitgliedern der Familien Lethington und Philiphaugh sind. Von Tom Maitland an, der das Pamphlet über den Regenten Murray und seine Anhänger „zurechtstutzte“, waren die Maitlands eine gut beschlagene Sippe von Literaten. Die Enthüllungen über Knox und Murray sind das einzige amüsante politische Pasquill der schottischen Reformation. Von Knox und seinen Freunden wurde der Scherz nicht bemerkt und wenn Thomas Maitland nicht schuldig war, so konnten sie den Satan selbst im Verdacht der Autorschaft haben.

Wirklich alte Balladen, die uns durch mündlichen Vortrag übermittelt wurden, existieren in vielen Varianten. Die Vortragenden, die vielleicht selbst „Verfertiger“ waren, haben nach ihrem Geschmack geändert, hinzugefügt oder weggelassen. Sir Walter Scott war der letzte Balladenverfertiger. Als er „The Border Minstrelsy“ herausgab, bediente er sich des Vorrechts der alten Vortragenden: er ergänzte, vermehrte und verbesserte die Versionen, die durch mündliche Überlieferung oder in oft unvollständigen Abschriften an ihn gelangten.

Wir haben eine Otterburn-Ballade aus einer Handschrift des Britischen Museums, die Professor Child etwa ins Jahr 1550

setzt. Es ist eine englische Version. Sie beginnt in derselben Weise wie die 1776 veröffentlichte Version Herds, weicht aber andererseits beträchtlich davon ab und enthält nicht die Worte des sterbenden Douglas:

Take thou the vanguard of the three,
And bury me at the braken bush,
That stands upon yon lily lee.

Später besiegt Sir Hugh Montgomery, zu dem Douglas sprach den Percy und läßt sich also vernehmen:

O yield thee to yon braken bush
That grows upon yon lily lee.

Herds Version ist um eine Strophe kürzer und enthält vermutlich keine literarischen Interpolationen. James Hogg erlangte Rezitationen der Ballade teilweise in glatter Prosa und bot Scott seine Version. Douglas spricht:

My wound is deep, I fain would sleep,
Nae mair I'll fighting see,
Gae lay me in the bracken bush
That grows in yonder lily lee.

Dies ist offenbar die tatsächliche Herdsche Version bis auf die erste Zeile: „My wound is deep, I fain would sleep". Diese Zeile könnte von James Hogg sein. Scott behält sie in „Minstrelsy" bei, gibt aber an Stelle von Hoggs „Nae mair I'll fighting see", Herds „Take thou the vanguard of the three" mit dem übrigen Herdschen Vers. Scott liebte den Vers sehr; er sagte ihn seinem Schwiegersohn J. G. Lockhart vor, als er bettlägerig war und auf dem Totenbett zu liegen glaubte. Der Vers ist nicht von Scott; mit Ausnahme der ersten Zeile ist er wirklich überliefert. Hogg fährt fort:

But tell na ane of my brave men
That I lie bleeding wan,
But let the name of Douglas still
Be shouted in the van.

Scott läßt in „Minstrelsy" diesen Vers weg: er ist offenbar

von Hogg. Der Schäfer fährt in weit besserem Ausdruck fort; sein Douglas sagt:

And bury me here on this lee
  Beneath the blooming brier,
And never let a mortal ken
A kindly Scot lyes here.

He liftet up that noble lord
  Wi' the saut tear in his e'e,
And hid him in the bracken bush,
  On yonder lily lee.

Herd hat nichts Dementsprechendes, denn seine Version enthält nicht die Ausführung von Douglas' letztem Befehl durch Montgomery. Den Berichterstatter von Herd muß sein Gedächtnis im Stich gelassen haben, denn gemäß den Grundsätzen alter Dichtkunst, selbst der homerischen Epen, hätte uns mitgeteilt werden sollen, daß die Befehle des Douglas ausgeführt wurden. Hoggs Erzähler mögen seine Version geliefert haben. Scott druckt mit geringen wörtlichen Veränderungen diesen Teil von Hoggs Version ab. Er läßt also einen offenbar von Hogg selbst herrührenden Vers weg, verbessert mit Hilfe Hoggs einen Vers von Herds traditionellem Text und unbedeutend zwei Verse der Hoggschen Version, die ziemlich wahrscheinlich traditionell sein mögen.

Es ist vermutet worden, daß Scott die ganze Ballade „Kinmont Willie“ angefertigt hat. Er gibt seine Quelle nicht an, sagt nur, „daß sie von den Erzählern sehr verstümmelt worden ist“ und daß „einige mutmaßlich begründete Verbesserungen unbedingt notwendig waren, um sie verständlich zu machen“. Anscheinend lassen es seine Manuskripte nicht zu, die Spur der Ballade zu verfolgen, wie sie von den Erzählern empfangen wurde. Daß es wirklich eine Ballade war, scheint, wie ich glaube, aus Reminiszenzen hervorzugehen, die aus Satchells' gereimter Geschichte (1638) bei Scott gefunden werden. Sicher hat Scott niemals folgende Strophe gedichtet:

He has called him forty marchmen bauld,
  I trow they were of his ain name,
Except Sir Gilbert Elliot, called
  The Laird of Stobs, *I mean the same.*

Dann:

'Twas wind and weet and snaw and sleet

ist eine regelmäßige Balladenformel, die sich in Herds „Sir Patrick Spence“ findet. Wenn Scott, wie Professor Child vermutet, Vers 31 schrieb, dann entnahm er den Gedanken von Satchells, während Satchells ihn wahrscheinlicher der Ballade entnahm. Wir dürfen aber Scotts Hand in den klingenden Strophen 9—12 auf Buccleuch vermuten.

Kurz und gut, als Scott „The Border Minstrelsy“ herausgab, tat er es nicht in wissenschaftlicher Weise, gab er nicht seine Versionen mit textlicher Genauigkeit, sondern er benützte, selbst ein Minstrel, das Privilegium aller vorhergehenden Erzähler. Daß er tatsächlich den Elliot in die Scottsche Version von „Jamie Telfer“ verkehrte, glaube ich nicht, aber er verlieh seinem Text poetischen Wert. Gegenüber

The Dinlay snaw was ne'er mair white
Than the lyart locks o'Harden's hair,

schrieb ich vor langer Zeit „Aut Jacobus Hogg aut Diabolus“. Sicher schrieb aber nicht Hogg diese Zeilen, sondern Scott. Der ursprüngliche Balladendichter muß, um einen Hibernicismus zu gebrauchen, lange nach den in „Jamie Telfer“ berichteten Ereignissen gelebt haben, denn diese Ereignisse haben sich niemals begeben. Was sich ereignete und der Ballade die Grundlage gab, erfahren wir aus den Berichten der englischen Beamten in den englisch-schottischen Grenzdistrikten aus dem Jahre 1596.

Ich habe die mir gebotene günstige Gelegenheit, als Balladenfälscher zu glänzen, verpaßt. Als die Balladenhandschriften für Professor Child abgeschrieben werden sollten, war ich mit Manuskripten in Abbotsford beschäftigt. Hätte ich einen Sachverständigen in Anspruch genommen, so hätte ich „The Young Ruthven“ und „Simmy o'Whythaugh“ (mea carmina) in alter Handschrift auf altes Papier abschreiben und in die Masse einschmuggeln lassen können. Dann würden wir gesehen haben, ob Professor Child von einer modernen Balladenfälschung betrogen werden konnte oder nicht.

„Rezept zur Anfertigung einer Border-Ballade“.

Nimm die von Joseph Bain 1890 herausgegebenen „The Border Papers“. Wähle einen guten aufregenden Unfall, wie z. B. den Totschlag von Ridley beim Fußball-Wettkampf in Newcastle (Mai 1599). Schreibe die Ballade mit soviel Reimen auf e, als es dir möglich ist. Vermeide die Häufung außer Gebrauch gekommener Wörter. Enthalte dich sorgfältig jedes poetischen Schwungs. Füge nach Geschmack einige Anachronismen und entstellte geschichtliche Tatsachen hinzu; gebrauche regelmäßige Balladenformeln sparsam und vorsichtig, verwende zum Zurichten und Auftragen historische Noten und füge nach Geschmack Fabeln über deine Quellen à la Surtees zu. Erinnere dich daran, daß nichts einer alten Ballade weniger ähnlich sein kann, als die Balladen des Mr. D. G. Rossetti.

A. Lang.

I.

Klassische Fälschungen.

Die Gepflogenheiten der Schriftsteller, unter dem Schutze hervorragender Namen zu schreiben, wurde in Griechenland häufig und schon lange vor der Zeit geübt, als ihr der Eifer der Ptolemäer für ihre Bibliotheken einen weiteren Anreiz dadurch gab, daß sie durch das Angebot hoher Preise für die Werke guter Autoren die Fälscher in Versuchung führten. Weitere Verwirrung wurde in die Literatur durch den Brauch eingeschleppt, daß in den Schulen der Sophisten schriftliche Übungen in der Anfertigung imaginärer Reden oder Briefe berühmter Personen angefertigt wurden. Verschiedene solcher Machwerke haben zeitweilig als Originalwerke gegolten.

Wahrscheinlich sind auf diese Weise diejenigen Briefe des Euripides, Themistokles, Sophokles zustande gekommen, deren Unechtheit Bentley nachwies, als er in den literarischen Streit eintrat, der am Schluß des siebzehnten Jahrhunderts über die relativen Vorzüge der Gelehrsamkeit der alten und der modernen Welt entbrannt war. Besonders erfolgreich ist ihm der Nachweis eines derartigen Ursprungs mit den einstmals berühmten Briefen des Phalaris gelungen (Epistolographi graeci, hrsg. v. Hercher, Paris 1873; Bentley, Abhandlgn. üb. d. Briefe d. Phalaris, Themistokles usw., deutsch v. Ribbeck, Leipzig 1857). Wie konnte Phalaris, der im sechsten Jahrhundert v. Chr. gelebt haben soll, sich auf verschiedene Anspielungen eingelassen haben, die erst einige Jahrhunderte später Berechtigung gehabt hätten? Anachronismen sind die Felsen, an denen untergeschobene Werke immer am meisten Gefahr des Schiffbruchs leiden und dieser Fels war es auch,

an dem die 148 Briefe des berühmten Tyrannen schließlich untergingen.

Die berühmte Kontroverse, die sich den Briefen des Phalaris so verhängnisvoll erwies, ist ausführlich in Bischof Monks „Life of Bentley“ (I, 58—138) beschrieben und veranlaßte Swift beiläufig zu seiner „Digression Concerning Critics“ in „The Tale of a Tub“ und zu „The Battle of the Books“ (1698). Bentleys überragende Gelehrsamkeit errang ihm schließlich einen leichten Sieg über Charles Boyle und seine Freunde von Christ Church. Indessen muß jetzt, wo sich der durch den persönlichen Streit aufgewirbelte Staub seit langer Zeit gelegt hat, zugegeben werden, daß Boyle, dessen Ausgabe der Phalaris-Briefe 1697 Anlaß zur Kontroverse gab, obwohl er die Briefe für authentisch hielt, Bentley zuvorkam, indem er in seiner Vorrede auf einen Punkt hinwies, der seinen Argwohn bezüglich des Gegenteils der Echtheit erregte. Er gab die Briefe eigentlich mehr als ein Bewunderer ihres Inhalts und nicht deshalb heraus, weil er ganz und gar an ihre Echtheit glaubte.

Billigerweise sei auch noch ein Wort zugunsten von Sir W. Temple gesagt, der als Vorkämpfer der Alten gegen die Modernen behauptet hatte, daß die ältesten noch vorhandenen Bücher die besten ihrer Art wären und als Beispiele unglücklicherweise Phalaris und Aesop anführte. Bentley machte es wenig Schwierigkeiten, deren verhältnismäßig geringeres Alter darzulegen. Temple hielt die Phalaris-Briefe nicht nur aus inneren Gründen für echt, sondern schätzte sie auch deshalb, weil sie mehr Anmut, Geist, Kraft des Verstandes und des Genies enthielten als viele andere alte und neue, die ihm jemals unter die Hände gekommen wären. Bentley dagegen hielt sie für ein bloßes „Bündel von Gemeinplätzen ohne jedes durch Taten oder Ereignisse hervorgerufene Leben“ und beklagte ihre Leere und Leblosigkeit, die Steifheit und Schwerfälligkeit ihres Stils. Dies ist zu bedauern, denn Bentleys Urteil hat die Phalaris-Briefe für alle praktischen Zwecke vernichtet. Die beste englische Übersetzung derselben stammt von Thomas Francklin 1749. Sie haben eine solche wohl verdient. Wenn sie auch nicht den Wert der Briefe Ciceros haben, wie Bentley sagte, so haben doch viele derselben ungewöhnliche Vorzüge.

Einige Briefe des Phalaris an seine Frau Erythia, an seinen Sohn Paurolus, der Brief an die Himeraeer über den Dichter Stesichorus (54), der an Hegesippus über die Nichtigkeit der öffentlichen Meinung (77) und viele andere tragen alle Eigenschaften in sich, die ihnen Sir W. Temple zuschrieb. Sie könnten wohl einen Teil der allgemeinen klassischen Bildung ausmachen. Die Frage, ob Phalaris wirklich der zärtliche Ehegatte, der kluge Vater, der widerwillige Tyrann, der strenge, aber gnädige Herrscher, der zynische, aber empfindsame Briefschreiber war oder nicht, den die Briefe porträtieren, kann füglich wie so manche andere Fragen, die jenseits unserer vorhandenen Kenntnis liegen, offen gelassen werden.

Bentleys Kritik war den Briefen des Phalaris nicht weniger verhängnisvoll wie den Fabeln des Aesop. Aber trotzdem die ganze Welt weiß, daß die heutige Sammlung von dem griechischen Dichter Babrius, dessen Lebenszeit unbekannt ist, zusammengestellt und in die heutige Prosafassung im vierzehnten Jahrhundert von Maximus Planudes übertragen wurde, behauptet Aesop doch seinen rechtmäßigen Platz in jeder Schule oder Kinderstube der zivilisierten Welt. Es ist also nicht in der Natur der Dinge begründet, weshalb Phalaris so rücksichtslos ausgeschlossen werden soll.

Der wirkliche Verfasser der Briefe des Phalaris liegt außerhalb des Bereichs einer wahrscheinlichen Entdeckung. Dasselbe trifft auch auf viele ähnliche Werke zu, die sich in der klassischen Bibliothek drängen. Bentley führte niemals seine Absicht aus, die Unechtheit der Briefe des Democritus, Heraclitus oder Diogenes darzulegen, die mit denjenigen des Euripides in demselben kleinen Bande enthalten sind; zweifellos sind sie aber mit Recht dem einen gemeinsamen Vergessenheitsgrabe übergeben worden. Die fünfundsechzig Briefe des Diodorus Siculus, die 1639 zum erstenmal die Welt überraschten und zuerst in Carreras „Memorie di Catania“ gedruckt wurden, gehören zu derselben Kategorie. Auch wird es wohl schwerlich bekannt werden, wer den „Querulus“ oder die „Aulularia“ des Plautus, den „Rhesus“ des Euripides oder die Werke geschrieben hat, die man so ruhmvollen Namen wie denjenigen des Platon, Aristoteles und anderer Berühmtheiten unterzuschieben versucht hat, um die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken.

Manche dieser Werke wurden ursprünglich vielleicht gar nicht in betrüglicher Absicht geschrieben, sondern waren lediglich geistige Übungen und wurden erst später wegen ihrer Vortrefflichkeit für Originalwerke derjenigen Autoren gehalten, die sie nachahmten: die Entstehungsgeschichte der meisten lag aber wahrscheinlich in der Frage nach dem daraus zu ziehenden Gewinn. In jedem Falle ist der zu ihrer Hervorbringung aufgewandte Überfluß an Geist und Kraft erstaunlich und hindert daran, als in der Natur der Dinge unbegründet, die Behauptung des Jesuiten Hardouin zu verwerfen, daß die meisten unserer klassischen Werke mönchische Fälschungen seien. Es gibt andere Einsprüche gegen diesen Schluß, aber kein triftiger Einwand kann auf den Mangel an der erforderlichen Fähigkeit, sie hervorzubringen, gegründet werden.

Jedoch nur dann, wenn diese klassischen Fälschungen mit bestimmten Namen verbunden werden und dadurch gewissermaßen eine Persönlichkeit annehmen, erlangen sie ein lebhaftes Interesse; nur auf diese oder auf die hervorragendsten derselben soll hier kurz die Aufmerksamkeit gelenkt werden. Es ist merkwürdig, daß diejenigen klassischen Schriftsteller, die den größten Reiz auf die Geschicklichkeit der Nachahmer ausgeübt haben, Cicero und Petronius Arbiter sein sollten.

1. Von all den Werken, welche zu dem langen Verzeichnis untergeschobener Werke hervorragender Schriftsteller zu verdammen den Kritikern gelungen ist, ist keines bemerkenswerter als die sogenannte „Consolatio" Ciceros; sie kam zuerst 1583 gedruckt in Venedig zum Vorschein; kein erläuterndes Wort klärte über die Quelle des Werkes auf, kein Hinweis auf ein sein Dasein stützendes Manuskript war beigegeben.

Es war aus Ciceros eigenen Hinweisen auf das Werk und aus Bruchstücken desselben im Lactantius bekannt, daß Cicero, um seinen grenzenlosen Kummer beim Verlust seiner Tochter Tullia einigermaßen zu mildern, ein Werk der Selbsttröstung verfaßt hatte, in welchem er alles zusammengetragen hatte, was an Philosophie zur Linderung seines Schmerzes beitragen konnte. Das gedruckte Werk kam in der Würde seiner Weisheit und im Glanz seiner Sprache Cicero so nahe, daß viele es damals als echt hinnahmen. Es vereinigt den Pessimismus Schopenhauers über das irdische Leben des Menschen mit der

Hoffnung von St. Paulus auf sein zukünftiges Leben und ist wohl ebenso lesenswert wie manche von Ciceros unzweifelhaften Werken. Leider ist es englischen Lesern nur in der 1767 unter dem Titel „Paraclesis“ erschienenen Übersetzung von Thomas Blacklock zugänglich und nicht sehr leicht zu beschaffen.

Das Buch war kaum in Venedig erschienen, als es den Verdacht der Gelehrten erregte. Antonius Riccobonus, ein Professor in Padua, erschien zuerst auf dem Plane mit einer kurzen Kritik, die im Mai desselben Jahres veröffentlicht wurde. Zu einer Zeit, in der die Nachahmung klassischer Autoren viel häufiger vorkam als heute, erklärte er es für eine Nachahmung. Gewisse Stellen, behauptete er, waren direkt ähnlichen Stellen in Ciceros „Disputationes Tusculanae“ nachgeahmt, aber in schlechterem Latein ausgedrückt; den Gebrauch verschiedener Worte, wie z. B. „osor“ für „qui odit“ bezeichnete Riccobonus als dem Stile Ciceros fremd; die Verletzung der Ciceronianischen Regel, daß auf ein mit N beginnendes Wort „cum“ folgt, wurde als verhängnisvoller Makel bei dem Anspruch des neuen Bewerbers um klassische Ehren verurteilt.

Daraufhin ersuchte Franciscus Vianelli, der die „Consolatio“ herausgegeben hatte, Carlo Sigonio um seine Meinungsäußerung. Sigonio überragte alle seine Zeitgenossen an Gelehrsamkeit und stand damals in seinem neunundfünfzigsten Lebensjahre. Er sollte im darauffolgenden Jahre (1584) sterben. Sigonio war Professor in Venedig, Padua und Bologna und hatte nebenbei Zeit gefunden, in tadellosem Latein historische und andere Werke zu schreiben, die in sechs großen Foliobänden vorliegen.

Sigonio nahm also die Herausforderung seines früheren Schülers Riccobonus an, ging in zwei berühmten „Orationes“ auf alle Einwendungen des Riccobonus ein und widerlegte manche derselben mit Erfolg. Nach seiner Erzählung hat Sigonio das als Geschenk erhaltene Werk zuerst mit seinem gewohnten Mißtrauen angesehen. Nachdem er es aber vielen Zuhörern vorgelesen habe, sei er anderer Meinung geworden und zu dem Glauben gekommen, daß kein anderer als Cicero es geschrieben haben könne (a nemine alio quam a Tullio scribi

dicique potuisse). Wenn hie und da dem Text eine Stelle eingefügt oder schlecht ausgedrückt worden wäre, so müsse er es doch mißbilligen, daß aus diesem Grunde das ganze Werk verworfen würde. Wenn Cicero es nicht geschrieben hat, fragte er, welcher lebende Mann unserer Zeit könnte es sonst geschrieben haben?

Darauf erwiderte Riccobonus mit einer weiteren ausführlicheren Kritik und wagte die kühne Vermutung, daß Sigonio von den lebenden Männern allein die Fähigkeit hätte, so wie Cicero zu schreiben. Hierin vermutete er richtig, wenngleich es zweihundert Jahre lang nicht erwiesen wurde. In seinem Leben Sigonios sagt Muratori, daß Sigonio eine dritte Rede gegen seine feindlichen Kritiker Riccobonus, Gulielmus und Lipsius schrieb und daß diese von Vianelli herausgegebene Abhandlung nicht vor 1599 erschien, weil der Verleger den Riccobonus, der in diesem Jahr starb, nicht beleidigen wollte. Diese weitere Verteidigungsschrift ist wahrscheinlich die „Accusator“ benannte Abhandlung im sechsten Band von Sigonios Werken. Sigonio stellt darin die Argumente für und gegen Cicero in einem Dialog zwischen einem Angreifer und einem Verteidiger seiner Autorschaft einander gegenüber.

Als Sigonio seine Reden an Vianelli auf dessen Ersuchen hin übersandte, drängte er ihn, die Quelle der „Consolatio“ zu offenbaren und schloß seinen „Accusator“ mit der sehr bestimmten Ablehnung seiner eigenen Verfasserschaft derselben: „Dieses Buch ist weder von mir geschrieben, noch veröffentlicht worden, noch habe ich jemand dazu angestiftet, es herauszugeben.“ Sein Freund, der Dichter Antonius Gigantus, drängte ihn vergebens, seine Verfasserschaft einzuräumen. Als er und ein anderer nach Sigonios Tode seine Papiere genau durchsuchten, gelang es ihnen nicht, auch nur das kleinste Schnitzelchen Papier oder die geringste Bemerkung zu finden, die auf die Herstellung der „Consolatio“ Bezug gehabt hätten.

Sigonios Verteidigung Ciceros als Verfassers war so geschickt, daß viele Schriftsteller zögerten, sich durch die Annahme der Autorschaft Sigonios eine Blöße zu geben. Dazu gehörte auch Tiraboschi, der italienische Literarhistoriker; er nahm aber wenigstens (1785) Anstoß an einigen Originalbriefen Sigonios an seinen Freund Cammillo Coccupani in Modena.

Unter denselben befand sich ein vom 12. November 1582 datierter Brief, mit welchem Sigonio seinen Freund ersuchte, eine gewisse Dame zu fragen, ob sie einen Brief von ihm „mit meinem Buche ‚de Consolatione', das ich für sie schrieb", empfangen hätte, „um es dir zu zeigen, da ich deine Meinung darüber zu hören wünsche (Lett. Ital. I., 315, 1787).

Wenn Sigonio seine „Consolatio" an eine Dame schickte, um sie einer dritten Person zu zeigen, so kann die Absicht einer Verheimlichung im Anfang sicher nicht groß gewesen sein. Deshalb erscheint die Mutmaßung annehmbar, daß ein Freund Sigonio überredete, sie als ein Werk Ciceros herauszugeben, um zu sehen, wie es ihr unter den Händen der Gelehrten ergehen würde. Auf alle Fälle starb Sigonio, ohne den leisesten Wunsch anzudeuten, die Welt darüber aufzuklären.

Sigonios Arbeitsmethode war äußerst fein ausgedacht. Eine gewisse Stelle in Petrarcas „Lettere Senili (X., 4), mit welcher der Dichter einen Freund über den Verlust eines Sohnes und Enkels zu trösten sucht, lautet folgendermaßen:

„Cum virum tum praecipue senem flere mortalia turpe est, quem tempore et casuum observatione similium contra omnes insultus „obduruisse" (utor peculiaribus meis ac Tullii verbis) atque „occalluisse" conveniat."

Petrarca muß diese zwei Worte in einer uns verlorengegangenen Stelle bei Cicero gefunden haben. Sigonio ersetzt eine solche Stelle folgendermaßen:

„Nemo suorum funera experitur, cui non adversa multa antea contigerint: cur igitur graviora, vel certe aeque gravia fortiter passus, cum maxime „occalluisse", et ad dolorem novum „obduruisse" deberet, despondeat animum, seque moerori tradat?"

Sigonio muß diese Worte bedachtsam zusammengesetzt haben, um sie dem Gedanken Petrarcas anzupassen und die Originalquelle zu liefern, nach welcher er die beiden seltenen Ciceronianischen Worte angewendet hat.

In seiner Verteidigung gibt Sigonio zu verstehen, daß Petrarca zu irgendeiner Zeit die „Consolatio" Ciceros gesehen haben könnte. Aber Petrarca, der glückliche Entdecker so mancher verlorenen Werke Ciceros, hat unglücklicherweise die „Consolatio" nicht gefunden, denn in einem in seinem letzten Lebensjahre (1374) an Luca della Penna geschriebenen Briefe er-

wähnt er ausdrücklich die „Consolatio“ als eines derjenigen verlornen Werke Ciceros, das er vergeblich gesucht hatte („librum de Consolatione quaesivi anxie nec inveni).

2. Ein weniger erfolgreicher Versuch als derjenige Sigonios, den originalen Cicero vorzutäuschen, wurde 1811 in Bologna von jemand gemacht, der ein viertes Buch zu Ciceros „De Natura Deorum“ herausgab und den Gegenstand da aufnahm, wo er im dritten echten Buche abgebrochen war. Zwei Jahre später wurde dieses 46 Seiten starke Werk von Lunn in Oxford neu gedruckt, mehr zur Befriedigung der öffentlichen Neugierde, als weil man der Fälschung irgendwelchen Glauben geschenkt hätte.

Dieses kleine Werk erhob den Anspruch, nach einem sehr alten Pergamentmanuskript herausgegeben worden zu sein. P. Seraphinus, Ord. Fr. Min., versicherte, es in einem gewissen Laden unter verschiedenen in einer Auktion gekauften Büchern gefunden und die Erlaubnis bekommen zu haben, das zerfetzte und wurmstichige Dokument an sich zu nehmen. Er hatte sich entschlossen, es drucken zu lassen, um die Gleichartigkeit seiner Lehren mit denen der katholischen Kirche zu zeigen; der Herausgeber war überzeugt, daß Cicero, wenn er in der christlichen Ära geboren worden wäre, sich mit dem orthodoxen Glauben in Übereinstimmung befunden haben würde. Damit nun nicht jemand denken sollte, daß Seraphinus selbst das Werk geschrieben habe, schwur er beim heiligen Franziskus von Assisi einen feierlichen Eid, daß er zu einem solchen Werke gänzlich unfähig sei, was auch wohl wahr gewesen sein mag, soweit es das gänzlich erdichtete Dasein eines Klosterbruders betraf.

Aber der Schreiber dieses vierten Buches ging mit seinem Ciceronianischen Christentum zu weit; die unzweifelhafte Gewandtheit seines Erzeugnisses konnte nicht ein Werk retten, das Cicero Aussprüche in den Mund legte, die eine Kenntnis von St. Paulus voraussetzten. Nicht allein braucht Cicero ein seiner Schreibweise oder seiner Zeit so fremdes Wort, wie das Wort „religiositas“ für religiösen Sinn, sondern er gibt auch den Athenern das ihnen von St. Paulus zugerufene Beiwort (δεισιδαιμονέστατοι) „zu sehr der Religion ergeben“. Er spricht von Offenbarung (revelatio) und von „der unfehlbaren

Richtschnur des Glaubens“ wie irgendein Christ und ergeht sich in so auffallenden Ausdrücken wie den folgenden:

„Es gibt kein Heil (salus) außer in der Gemeinschaft der Heiligen und in der gemeinsamen Familie der Gläubigen“ (fidei addictorum), (c. 52).

Oder aber, er fordert, wenn er vom ersten Grunde der Religion spricht, dazu auf, „sich in diese Dinge zu schicken, das zu billigen und sich dem zu unterwerfen, was immer, an allen Orten und von allen, oder wenigstens von den meisten Menschen geglaubt worden ist“ (c. 13).

Schließlich schließt Cicero von dem himmlischen auf ein allgemeines irdisches Reich und fragt als Verfechter der weltlichen Macht des Papstes: „Welchem Stuhle, außer dem römischen, sollte dieses höchste Pontifikat billigerweise eher zugehören?“

In seinem ganz ultramontanen Christentum nimmt er sogar die Unfehlbarkeit des Papstes im voraus: „Infolge der einmütigen Zustimmung aller Menschen ist der höchste römische Papst (pontifex) von Rom von Rechts wegen der unumschränkte Herrscher in Sachen der Religion . . . der in allem, was die Religion betrifft, nicht im Unrecht oder Irrtum sein kann.“

Das ist alles ziemlich lächerlich, so gut und ciceronianisch auch das Latein war, in dem dieser schlechte Streich verbrochen wurde. Beweggrund und Persönlichkeit des Betrügers sind dunkel geblieben. Eine Zeitlang wurde die Schrift den protestantischen Theologen Philipp Marheinecke oder de Wette zugeschrieben; später kam man jedoch von diesen Männern ab, um seither die Schuld zwischen Cludius und Buchholz (Graesse, Trésor de Livres rares, II, 172) schwanken zu lassen. Mit Cludius von Heidelberg muß wohl Hermann Heimart Cludius von Hildesheim, geboren 1754, gemeint sein, der von 1787 bis 1827 Superintendent an der St. Georgskirche in Hildesheim war. Wolffs Enzyklopädie führt vierzehn poetische, philosophische und theologische Werke von ihm an; aber weder seine Werke, sein Stand, noch seine Stellung scheinen mit der Annahme einer von ihm verübten derartigen Fälschung vereinbar. Ob man Buchholz mit besserem Grunde damit in Verbindung bringt, ist nicht wahrscheinlich. Es muß ein Geheimnis bleiben, aus welchem Grunde niedrige Mutmaßungen auf protestantische

Theologen als die am meisten geeigneten Verfasser eines Werkes verfielen, das Cicero mit den Grundsätzen des ultramontanen Katholizismus zu identifizieren suchte.

3. Die Geschichte der Literatur ist bestreut mit dem Ruf von Gelehrten, die entweder zu Unrecht gezweifelt, oder zu Unrecht geglaubt haben. Gar oft konnte keinem der Kämpfer der entscheidende Sieg zugesprochen werden, der berechtigte Zweifel hat den angenommenen Waffenstillstand überlebt. Ein gutes Beispiel dafür bietet das in Trau in Dalmatien aufgefundene Fragment des berühmten „Satyricon“, das dem Petronius, dem Freund und schließlich dem Opfer Neros, zugeschrieben wird.

Die erste gedruckte Ausgabe des Petronius erschien 1499 in Venedig und bestand aus nur 38 Seiten. Mit diesem kläglichen und fast einzigen Überbleibsel römischer Romanschreibung mußte sich die Welt etwa anderthalb Jahrhunderte begnügen, obwohl Anführungen daraus in dem „Polycraticus“ des Johannes von Salisbury, des englischen Bischofs von Chartres (ca. 1115—1180), die Kenntnis eines im zwölften Jahrhundert vorhandenen vollständigeren Werkes erwiesen.

Dann wurde ein Fund gemacht, den noch ein ziemliches Geheimnis umgibt. In einer angeblich dem Nikolaus Cippicus zu Trau in Dalmatien gehörigen Bibliothek wurde in einem Bande, der auch Abschriften von Catull, Tibull und Properz enthielt, von Marinus Statileus bei seiner Rückkehr aus Padua, wo er seine Rechtsstudien beendet hatte, die ergänzende Episode entdeckt, die als das „Gastmahl des Trimalchio“ bekannt ist und von Johannes von Salisbury erwähnt wird.

Den ausführlichsten gleichzeitigen Bericht über diesen Fund gibt Joh. Lucius in seinen „Memorie Istoriche di Tragurio“ (Trau) 1674. Statileus brachte die von ihm gefundene Handschrift dem Lucius, der ebenfalls in Trau geboren war, und wurde von ihm dazu gedrängt, sie „zur Ehre des Vaterlandes“ (per decoro della patria) so drucken zu lassen, wie sie war. Lucius konnte ihn jedoch nicht dazu bewegen, verließ Trau 1654, erzählte verschiedenen gelehrten Männern in Padua und Rom von der Entdeckung und ermahnte Statileus und Cippicus vergebens zum Druck (531).

Dies beweist, daß das Manuskript einige Zeit vor 1654 gefunden wurde, also ein viel früheres Datum, als gewöhnlich angenommen wird. Es muß sogar noch früher entdeckt worden sein, denn Dr. Spon fand 1675 in Statileus einen Mann von nahezu sechzig Jahren. Nachweislich kann Statileus zwischen 1639 und 1645 in Padua gewesen sein, so daß er also die Handschrift um 1645 gefunden haben muß. Zwischen Entdeckung und dem ersten Druck von 1664 würden also etwa zwanzig Jahre liegen. Das ist in hohem Grade unglaublich, selbst zehn Jahre sind ein langer Zeitraum dafür, daß Lucius die Bescheidenheit oder Gleichgültigkeit seines Freundes und Verwandten Statileus überwinden konnte.

Die Erlaubnis zum Druck des entdeckten Manuskripts ist vom 2. Dezember 1663 zu Padua datiert. Der Druck erfolgte im nächsten Jahre in Padua und Paris; beiden Ausgaben ist dieselbe Vorrede beigegeben. Diese Vorrede enthält die Geschichte des Fundes und der Beratungen mit venezianischen und holländischen Gelehrten, im besonderen mit Joh. Rhodius, der 1659 in Rom starb. Statileus nimmt hier bezüglich der Beratung mit den Gelehrten die Stelle ein, die Lucius später für sich selbst beanspruchte. Infolge Drängens des venezianischen Gesandten in Rom hatte sich Statileus gern bereit erklärt, eine Abschrift des Manuskripts behufs Prüfung nach Rom zu senden. Als Frambotti in Padua dieselbe von Statileus erhalten hatte, bot er sie dem Publikum zur Durchsicht in genau derselben Gestalt dar, in der er sie von Statileus empfangen hatte (nudum et quale ab eodem impetratum accepimus).

Obwohl diese Ausgabe dergestalt der Billigung der Gelehrten anheimgegeben war (doctissimi cujusque in urbe censurae subjectus liber), war sie voll der erstaunlichsten Wörter und Sätze. Und im März 1665 erklärte der gelehrte Franzose Adrian de Valois frischweg, daß jede Seite derselben handgreifliche Zeichen der Fälscherei und Betrügerei an sich trage. Ungeheuerliche Wörter kämen so massenhaft darin vor, daß, wenn Petronius sie schrieb, er des Lateinischen unkundig gewesen sein mußte. Geschlechter, Fälle und Wortbeugungen wären alle hoffnungslos unrichtig und die Vorfälle beim Gastmahl widersprächen in vielen Punkten den römischen Ge-

bräuchen. Das Werk müßte als vollkommen lächerlich zurückgewiesen werden.

Das war ein starkes Stück von ihm. Er wurde übrigens von einem jüngeren Kritiker, dem Deutschen Wagenseil, unterstützt, der es ohne Zögern als Fälschung hinstellte. Viele der darin vorkommenden Wörter wären mehr als barbarisch, sie wären nicht einmal menschlich. Das Werk wäre offenbar die erst kürzlich entstandene Mißgeburt eines elenden Menschen (inepti alicujus homuncionis) und er möchte Statileus gern zuflüstern, daß er selbst der Mann sei und daß er weise tun würde, wenn er es offen heraussagte.

Daraufhin erschien eine herzhafte Entgegnung, die „Responsio“ (1666). Sie erklärte, von dem Rechtsgelehrten Marinus Statileus von Trau herzurühren und beantwortete manche von Wagenseil geltend gemachte schlimme Punkte vollständig. Wenn nun auch Zeitgenossen annahmen, daß sie von Statileus stamme, so war sie doch nur „für“, aber nicht „von“ Statileus geschrieben, wie behauptet wurde; wer sie überhaupt geschrieben hat, ist nicht gewiß. Einige Jahre später erzählte Lucius, daß Michel Antonius Baudrand von Paris ihm gesagt habe, daß der berühmte Dr. Pierre Petit von Paris, den Lucius in Rom kennen gelernt hatte, ihr wirklicher Verfasser gewesen sei (Memorie Ist. di Trag., p. 532). Es kann sein, daß diese Unterstellung die Quelle dafür ist, daß der Abbé Nicaise die „Responsio“ seinem Freunde Petit auf dem langen Verzeichnis der Werke dieses vielseitigen Schriftstellers in seiner „Epistola de obitu Petri Petiti“ (1698) zuschrieb. Petit mag also die „Responsio“ geschrieben haben; aber es ist kein klarer Beweis dafür vorhanden. Die Überlieferung, daß er sie schrieb, ist wahrscheinlich verantwortlich für die irrige Behauptung mancher späteren Schriftsteller, daß Petit der wirkliche Entdecker des Manuskripts gewesen ist.

Auf alle Fälle führte der Streit um die Echtheit wenigstens zur Sendung des eigentlichen Manuskripts nach Rom. Hier soll ihm im August 1668 eine Versammlung von Sachverständigen infolge der Ähnlichkeit von Schrift und Papier mit einem Originalwerk Petrarcas ein Alter von dreihundert Jahren zugewiesen worden sein (Goujet, Bib. Franç. I., 212). Ihr Urteil kann vollständig in Lucius' „Memorie Ist. di Trag.“,

p. 533, nachgelesen werden; es ist wörtlich übernommen aus dem „Giornale dei Letterati“ für den 27. August 1668, einer kirchlichen Zeitschrift, die unglücklicherweise unterläßt, uns die Namen der Sachverständigen anzugeben.

Im November desselben Jahres finden wir einen Brief von Lucius an die Verleger Gebrüder Blaeu in Amsterdam (14. November 1668), worin er erwähnt, daß er das Manuskript in Trau oft durchgesehen und gelesen hat (d. h. vor 1654), und daß er es den Brüdern selbst gezeigt hat, als sie in Rom waren; er spricht auch von seinen Bemühungen, die unerklärliche Abneigung des Statileus, das Werk zu veröffentlichen, zu überwinden. Er schickt alsdann ein Exemplar, nach dem eine neue Ausgabe gedruckt werden soll, und zu gleicher Zeit eine neue Verteidigung des Werkes von Statileus. Diese Verteidigung muß die 1669 erschienene „Apologia“ gewesen sein; sie gibt wie die „Responsio“ vor, von Statileus selbst zu sein und ist spaßhafterweise an die Patres Conscripti der literarischen Republik gerichtet.

Da die „Responsio“ Petit beigelegt wurde, war es ganz selbstverständlich, daß man ihm auch die „Apologia“ zuschrieb, wenn auch gerade die Autorität von Lucius nicht dafür war, der sie sehr bestimmt seinem Freunde, dem Abbé Gradi, dem Bibliothekar des Vatikans, zuschreibt (Memorie di Trag., p. 535). Warum er dies tat, ist nicht klar, nachdem er sie doch selbst als das Werk des Statileus an die Gebrüder Blaeu gesandt hatte. Hier stoßen wir auf eine bemerkenswerte Tatsache: wir finden einen starken inneren Beweis, daß Lucius selbst die Hand dabei im Spiel hatte. Adrian de Valois hatte flüchtig von der Stadt Trau gesprochen; in Erwiderung darauf bricht also der Verfasser der „Apologia“ am Schluß derselben in ein langes und gar nicht zur Sache gehöriges Lob dieses Ortes aus. Sein Alter wird auf Dionysius von Syracus, zweitausend Jahre vorher, zurückgeführt; auf die Erwähnungen desselben durch Strabo und Polybius wird Bezug genommen; auch wird ein Überblick seiner Geschichte gegeben. Ein Pariser, wie Petit, hätte sich niemals in eine solche Lobpreisung von Trau eingelassen, auch hätte er kaum die zu einer solchen Aufgabe notwendige Kenntnis besessen. Sie mußte von einem Eingebornen Traus, wie Lucius einer war, herrühren. Wenn

wir uns zum ersten Buche seiner „Memorie“ wenden, finden wir dort tatsächlich in italienischer Sprache genau dieselbe Geschichte von Trau, die wir in lateinischer Sprache in der „Apologia“ finden. Dort sind dieselben Hinweise auf Dionysius von Syracus, 380 v. Chr., auf Strabo und Polybius, derselbe Stolz auf das Alter von Trau. Aber was noch bemerkenswerter ist, die „Apologia“ beschließt ihr Lob Traus mit einer Anspielung auf die gänzliche Zerstörung desselben durch die Sarazenen: eine Tatsache, die auch in den „Memorie“ berichtet wird; dort beruht sie aber lediglich auf der Autorität eines Erzdechanten Tregnano, eines Schriftstellers, den Lucius aus der Vergessenheit auferweckt hat. Es ist richtig, daß Lucius diese Tatsache in seiner 1666 erschienenen „Geschichte von Dalmatien“ erwähnt hat. Als nun Gradi wegen des Indexes dieses Buch zensierte, könnte er auf diese Weise davon Kenntnis genommen haben; aber ihre wahrscheinlichere Beziehung zu Lucius wird durch die ganz gleiche Sprache der beiden Stellen bestätigt.

Wir gelangen nunmehr zu folgenden Tatsachen: Lucius sendet die „Apologia“ an die Verleger als das Werk des Statileus; diese Verleger verbleiben in solcher Unkenntnis der Wahrheit, daß sie in der zweiten Auflage derselben von 1671 noch immer Statileus als ihren Verfasser bezeichnen; dann schreibt sie Lucius 1674 öffentlich dem Gradi zu, der noch lebte und dem widersprechen konnte; daneben den starken inneren Beweis, daß niemand als Lucius selbst wenigstens einen Teil derselben geschrieben haben konnte. Demnach kann nur der Argwohn aufsteigen, daß Lucius irgendeinen Beweggrund zu dieser ganzen Mystifikation hatte und daß wegen des „Gastmahls des Trimalchio“ zwischen Lucius, Gradi und Statileus oder Statilius gewisse dunkle Machenschaften bestanden. Man kommt immer wieder auf den Argwohn zurück, den Wagenseil niemals aufgab, daß nach alledem das „Gastmahl des Trimalchio“ doch eine Fälschung sein kann.

Ist denn aber das Manuskript selbst nicht sein bester Beweis? Ist es nicht in der Nationalbibliothek in Paris (Lat. 7989), ist es nicht 1668 in Rom von Sachverständigen gemeinsam und streng geprüft worden?

Wurde aber jemals gesagt, wer diese Sachverständigen

waren? Befanden sich Gradi und Lucius unter denselben? Wie kommt es, daß diese Sachverständigen das Manuskript der Zeit Petrarcas (der 1374 starb) zuwiesen, wenn Dr. Spon 1675 auf eine der Seiten das Datum des 20. November 1423 geschrieben fand? Entweder wurde dieser Zusatz in der Zwischenzeit gemacht, oder die Sachverständigen übersahen ihn in ihrer wunderbaren Blindheit. Der Zusatz scheint aber wahrscheinlicher wie die Blindheit zu sein.

Dr. Spon fand das Manuskript in der Bibliothek des Marinus Statileus, der ihm, wie er glaubte, mehr darüber erzählt haben könnte, wenn er nicht damals gerade unpäßlich gewesen wäre. Elf Jahre später sah Pater Mabillon dasselbe Manuskript in Modena in der Bibliothek des Lorenz Statileus, des Sohnes von Marinus (Menagiana III., 205 aus Mabillons „Iter Italicum", 202). Aber der Pater Montfaucon, der es wirklich für Frankreich ankaufte, weiß nichts von diesem Aufenthalt in Modena. Seine Erzählung lautet dahin, daß es nach dem Tode des Statileus in die Hände eines Dalmatiers geriet, der es nach Rom in der Hoffnung brachte, möglichst viel damit herauszuschlagen. In dieser Beziehung täuschte er sich jedoch und verpfändete das Manuskript aus Mangel an Geld dem Peter Paul Mariano, dem er es später ganz überließ, als er das Geld nicht zurückzahlen konnte. Der Abbé de Louvois würde es von Mariano für die königliche Bibliothek gekauft haben, wenn nicht der geforderte hohe Preis zum Abbruch der Verhandlungen geführt hätte. Bei Marianos Tode kaufte es Montfaucon mit Hilfe eines Freundes zu einem angemessenen Preis von den Erben Marianos (Bibliotheca Bibliothecarum II., 758). So fand es seinen Weg nach Paris.

Montfaucon gibt zweimal das Jahr 1703 als das Jahr an, in welchem er das Manuskript kaufte. Dagegen fühlt sich der 1692 gestorbene Menage zu der Äußerung veranlaßt, daß er es in der königlichen Bibliothek gesehen und als echt erkannt hat und zwar wenigstens zwölf Jahre früher, als es überhaupt dort gewesen sein kann (Menagiana III, 205)!

Zweifellos ist jedoch das Manuskript, das Montfaucon kaufte, dasselbe, das Spon 1675 sah. Der Band enthält Tibull, Properz, Catull und „Das Gastmahl" und Montfaucon beteuert,

daß alle diese Manuskripte von derselben Hand geschrieben gewesen sind.

Eine spätere und bessere Beschreibung des Kodexes ist in Becks „Manuskripten des Satyricons“ (1863) gegeben. „Das Gastmahl“ beginnt auf Seite 206 des in Leder gebundenen Kleinfoliobandes. Die ersten drei Seiten sind viel blässer wie die übrigen; „sie scheinen der Sonne ausgesetzt, abgerieben worden zu sein, oder aus andern Ursachen gelitten zu haben“. Auf Seite 209 wird zu dunklerer Tinte und zu größeren Buchstaben übergegangen, auch sind weniger Zeilen auf der Seite. Noch Beck glaubte durchaus dieselbe Handschrift annehmen zu müssen, wenn auch seine Andeutungen bezüglich des Abreibens und verschiedener Tinten nicht zur Beschwichtigung des Argwohns dienen; denn derartige Merkmale literarischer Betrügerei sind nicht unbekannt.

Mit solch verdächtigen Antezedenzien drang dieses Muster eines fast unmöglichen Lateins, das als „Gastmahl des Trimalchio“ bekannt ist, in die Literatur ein. Daß Johannes von Salisbury in seinem „Polycraticus“ (IV., 5 und VIII., 7) dieses Gastmahl erwähnte, beweist an sich gar nichts für die Echtheit des Fragments von Trau. In jedem Falle ließ das Fragment das „Satyricon“ offenbar unvollständig und gestattete Spielraum für weitere Entdeckungen. Es dauerte auch nicht lange, bis eine solche Entdeckung gemacht wurde.

4. François Nodot, ein Mann, der das Kriegshandwerk betrieb und eine nicht geringe Kenntnis der Wissenschaften damit verband, erhob Anspruch darauf. Am 12. Oktober 1690 schrieb er einen überschwenglichen Brief an M. Charpentier, den damaligen Direktor der französischen Akademie und kündigte ihm seine Entdeckung der Petronius-Überreste an. Nach seiner Erzählung hatte Nodot von einem Deutschen gehört, daß ein gewisser M. Dupin, ein französischer Offizier im Dienste des Kaisers von Österreich, im türkischen Feldzug bei der Belagerung von Belgrad in den Besitz eines derartigen Manuskripts gelangt sei. Mit Hilfe eines Frankfurter Kaufmanns sei es Nodot gelungen, eine Abschrift des Manuskripts zu erlangen. Außer dem schemenhaften M. Dupin hat niemand jemals das Manuskript gesehen. Die Abschrift wurde jedoch 1693 in Rotterdam als das vollständige Werk des Petronius

gedruckt; die neu hinzugekommenen Worte und Sätze wurden von dem bisher bekannten Text durch eine besondere Schriftgattung unterschieden; ferner stand Seite für Seite dem lateinischen Text die französische Übersetzung gegenüber. Die neu hinzugekommenen Vermehrungen in Prosa und Poesie waren nicht sehr groß, aber das Werk wurde rasch bekannt und 1694, sowie 1708 ins Englische übersetzt. Letztere Übersetzung von Mr. Wilson und anderen von Middle Temple wurde 1899 wortgetreu als Privatdruck herausgegeben, jedoch ohne Angabe des Verlegers auf dem Titel.

Am 9. November 1690 beglückwünschte M. Charpentier Nodot wegen seiner Entdeckung; aber es standen auch ganz nette Streitigkeiten um diese Petroniusversion in Aussicht. Die Kritiker wurden wieder von manchen gallischen und barbarischen Worten zurückgestoßen und nahmen meist Anstoß an dem Gebrauch des Wortes „castellum“ (französisch mit „château“ übersetzt) für ein „Landhaus“ zu einer Zeit, die lange vor der Existenz solcher „châteaux“ liegt. Es wurde gezeigt, daß viele Sätze in den neuen Fragmenten dem wirklichen Petronius entnommen waren, und daß viele Korrekturen und Konjekturen der Kommentatoren dem Text der neuen Version einverleibt worden waren. Auch die Geschichte von dem Schmied, der unzerbrechliches Glas erfand, stimmt wörtlich mit dem Auszug des Johannes von Salisbury aus dem „Gastmahl des Trimalchio“ überein, anstatt mit der gekürzten Fassung derselben Erzählung in dem Fragment von Trau. Zwölf lateinische Verse stammen unmittelbar von Johannes von Salisbury, wie auch viele andere Anzeichen ersehen lassen, daß das ganze Werk mit nicht geringem Aufwand von Scharfsinn aus verschiedenen Quellen zusammengestückelt worden ist. Die beste Übersicht dieser gegnerischen Kritik gibt Gachet d'Artigny in seinen „Nouveaux Mémoires d'histoire“ (I., 346—376, 1749).

In einem *obiter dictum* erwähnte Bentley 1697 Nodots Version als eine „stümperhafte Ergänzung“ und als die „schändlichste aller Fälschungen“. Dieses Urteil ist auch bestehen geblieben, trotzdem Nodot 1700 zur Verteidigung seiner Petroniusausgabe eine „Contre-Critique“ erscheinen ließ, die verschiedene schwächere Einwendungen seiner Gegner zurückwies. Sein Hinweis auf das Fragment von Trau, das trotz

ähnlicher Einwendungen, wie sie gegen seine eigene Version erhoben worden waren, von den Kritikern als echt angesehen wurde, war nicht ohne Wirkung; aber bezüglich seiner Version hätte er bedenken müssen, daß niemand als er selbst jemals etwas von dem Original der Abschrift des angeblichen M. Dupin gesehen hat. Das Manuskript von Trau war tatsächlich vorhanden.

Es würde natürlich sein, die Täuschung in diesem Falle Nodot selbst zuzuschreiben. Aber sein Glaube an die Echtheit seines Petronius sieht wenig wie Verstellung aus; auch scheint sein eifriges Bestreben, sich von gelehrten Männern und von Akademien über die Vorzüge des Werkes belehren zu lassen, seinen guten Glauben an die Sache darzutun. Es ist also einigermaßen zweifelhaft, ob er die für einen Fälscher notwendige Geschicklichkeit besaß. Ein Zeitgenosse, der ihn 1706 kannte, als er im Proviantamt der Armee in Lille beschäftigt war, beschreibt ihn Gachet d'Artigny als einen Mann, der keineswegs fähig wäre, Petronianisches Latein nachzuahmen. Um der Schwierigkeit zu begegnen, nahm Petrequin an, daß die eigentliche Komposition das Werk des Linage de Vauciennes war, von dem man weiß, daß er das Satyricon ins Französische übersetzt und die Lücken nach eigener Erfindung ausgefüllt hat, wobei ihm der berüchtigte Nicolas Chorier geholfen hat, der das Werk vielleicht Nodot lieh. Chorier starb 1692, vielleicht liegt in dieser Richtung die Lösung der Verwickelung. Quérard nannte es eine geschickte Konjektur, worüber man anscheinend unmöglich hinauskommen kann („Supercheries Littéraires", Petronius).

5. Der letzte Versuch, die Welt mit Petronius zu foppen, wurde von dem Spanier Joseph Marchena unternommen, der 1800 ein Petroniusfragment veröffentlichte. Dasselbe war angeblich der Auszug eines sehr alten Manuskripts aus dem Kloster St. Gallen und von einer französischen Übersetzung mit Anmerkungen von „Lallemandus sacrae theologiae doctor" begleitet. Tatsächlich waren die Noten der Hauptzweck des Werkes, der später fabrizierte Text war nur ein Pflock, an dem man sie aufhängen konnte. Der Text bestand nur aus wenigen Seiten, dieselben waren aber so gewandt in den wirklichen Text des Petronius eingefügt und ahmten seinen Stil so ge-

schickt nach, daß manche gelehrten Männer dadurch getäuscht wurden. Marchena, der sich später als Franzose naturalisieren ließ, nachdem ihn die Furcht vor der Inquisition aus Spanien vertrieben hatte, war Sekretär des Generals Moreau während des Rheinfeldzugs; wie es scheint, hat er seinen Versuch als Antwort auf eine Art Herausforderung des Generals unternommen. Er hat anscheinend nur einen schlechten Streich beabsichtigt. Dessen Erfolg führte ihn aber später zu der Behauptung, daß er in den Ruinen von Herculanum vierzig unveröffentlichte Verse Catulls aufgefunden habe, wofür er aber ausgelacht wurde. Marchena wird als Zwerg von mißgestaltetem, zurückstoßendem Äußeren beschrieben, der sich einbildete, auf das schönere Geschlecht eine unwiderstehliche Anziehungskraft auszuüben, und schließlich in großer Armut starb. Sein „Fragment" ist ein schreckliches Erzeugnis, kann aber als treffliche Illustration dafür dienen, daß es möglich ist, alte Schriftsteller so gewandt nachzuahmen, daß sogar die klügsten Modernen dadurch angeführt werden. Wenn Petronius im neunzehnten Jahrhundert so nachahmbar war, warum sollte er es im siebzehnten weniger gewesen sein?

II.

Bertram, der Pausanias Britanniens.

Wenige literarische Betrügereien sind unter so außerordentlichen Umständen begangen worden wie der Betrug, den die Kritik der Gelehrten nicht ohne starken Widerspruch dem Charles Julius Bertram zur Last gelegt hat. Denn für seine Handlungsweise ließ oder läßt sich kein vernünftiger Beweggrund, sei er pekuniärer oder anderer Art, nachweisen; bestenfalls müssen wir Eitelkeit oder Geistesgestörtheit als solchen annehmen.

Bertrams Vater war Seidenfärber, wanderte 1743 von England nach Kopenhagen aus und wurde 1744 Wollwarenhändler. Sein Sohn Charles Julius war 1723 geboren und stand also zu

dieser Zeit in seinem einundzwanzigsten Lebensjahr. Im Juli 1747 wurde sein Gesuch, an der Universität studieren zu dürfen, genehmigt, obwohl er der anglikanischen Kirche angehörte. Als Student erwarb er sich die Freundschaft und Gönnerschaft Gramms, des Geheimrates und ersten Bibliothekars des Königs von Dänemark. Später wurde Bertram Professor des Englischen an der königlichen Marineakademie in Kopenhagen. Eine dänisch-englische Grammatik ist eines der vielen Zeugnisse für seinen Fleiß und seine Fähigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete.

1747 begann er einen Briefwechsel mit dem berühmten englischen Altertumsforscher Dr. Stukeley, worüber dieser bekundet: „Im Sommer 1747, am 11. Juni, während meines Aufenthalts in Stamford, empfing ich einen Brief von Charles Julius Bertram, Professor der englischen Sprache an der königlichen Marineakademie in Kopenhagen.“ Sofern Bertram indes erst im Juli 1747 Student wurde, kann er im Juni dieses Jahres nicht schon Professor gewesen sein; diese Unstimmigkeit ist als absichtliche Täuschung gegen ihn geltend gemacht worden. Stukeley sagt aber nirgends, daß Bertram selbst sich so bezeichnete; die angeführte Stelle kann sich also nur auf Bertrams Stellung in späterer Zeit beziehen, als Stukeley seine Verhandlungen mit ihm erzählte.

Es entspann sich nun ein Briefwechsel zwischen Bertram und Stukeley, in dessen Verlauf Bertram auf eine merkwürdige handschriftliche Geschichte des römischen Britanniens von Richard von Westminster hinwies, die er im Besitz eines Freundes gesehen hatte. Stukeley dachte eine Zeitlang nicht mehr an diese Sache, schrieb aber endlich um einen Auszug des Manuskripts. Als Stukeley eine Nachbildung erhalten hatte, deren Alter der Kustos der Cotton Library auf vierhundert Jahre geschätzt hatte, wuchs sein Interesse. Er bat Bertram, sich in Besitz des Manuskripts zu setzen. Als dies mit Schwierigkeit erreicht war, ersuchte er um eine Abschrift des Ganzen und um eine Kopie der dazu gehörigen Karte. Die Abschrift gelangte in einer Folge von Briefen an Stukeley. Stukeley erachtete sie „als den größten Schatz, dessen wir uns jetzt auf diesem Zweige der Gelehrsamkeit rühmen können“ und drängte Bertram, diesen Schatz drucken zu lassen. Bertram entsprach

diesem Begehren 1757, in welchem Jahre seine behauptete Entdeckung in einem kleinen Bande unter dem Titel: „Britannicarum Gentium Historiae Antiquae Scriptores tres: Ricardus Corinensis, Gildas Badonicus, Nennius Banchorensis“ erschien. Der Originaltitel der einen Geschichte war: „Ricardi monachi Westmonasteriensis commentariolum geographicum, de Situ Britanniae, et stationum quas in ea insula Romani aedificaverunt.“

Es scheint, daß es wirklich einen Mönch Richard von Westminster zwischen 1450 und 1472 gab, aber Stukeley bestand auf der Meinung, daß dies nicht der in Frage stehende Richard sein könne, und wies auf einen andern Mönch von Westminster, den besser bekannten Richard von Cirencester, der ein Jahrhundert früher lebte, als den wirklichen Verfasser hin.

Dieser Anregung überlegenen Wissens gab Bertram statt und sprach in seiner Abhandlung als „wie man glaubt“ von Richard von Cirencester geschrieben. Dadurch setzte er sich unnötigen Schwierigkeiten aus, denn die häufigen Verweise auf klassische Autoren, die bei einem Mönch des vierzehnten Jahrhunderts als höchst unwahrscheinlich angesehen werden mußten, mußten bei einem Schriftsteller am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts noch weniger wahrscheinlich sein. Die Fehler im Lateinischen und die Abweichungen in den Wörtern, welche die Abhandlung von dem einzigen noch vorhandenen lateinischen Werke Richards von Cirencester unterscheiden, könnten nicht gegen ein Werk des Richard von Westminster eingewendet werden, der keinen solchen Maßstab zu literarischer Vergleichung hinterlassen hat.

Stukeleys Gründe dafür, daß das Werk dem Richard von Cirencester zuzuschreiben sei, sind ganz unzulänglich und phantastisch. Richard von Cirencester hatte viel gereist, Bibliotheken besucht und Bücher geschrieben; deshalb mußte er und kein späterer Richard „De Situ“ geschrieben haben. Hätte Bertram dieser schlechten Logik nicht nachgegeben, so würden viele der Gründe, nach welchen „De Situ“ als Fälschung hingestellt wurde, nicht vorhanden sein.

Es ist zu bedauern, daß die Briefe über das Manuskript zwischen Stukeley und Bertram, die einen Zeitraum von zwei Jahren umfassen, nicht mehr zu Gebote stehen, um Licht über

die Sache zu verbreiten. 1847 waren Bertrams Briefe an Stukeley im Besitz des Altertumsforschers Mr. John Briton, der zu einer Zeit beabsichtigte, sie dem Britischen Museum zu überweisen, dies aber unglücklicherweise niemals tat; vielleicht sind sie irgendwo noch vorhanden. Infolge dieser Unterlassung ist es unmöglich, das Maß von Diskretion zu beurteilen, das Stukeley in seinem Verkehr mit Bertram zeigte.

Es ist üblich, Stukeley als einen eitlen Mann hinzustellen, der sofort bereit war, sich von jedem beliebigen Schelm anführen zu lassen. Aber er scheint mit leidlicher Klugheit gehandelt zu haben. Erst am 18. März 1756, nach einem Zeitraum von neun Jahren für Briefwechsel, Unterredung und Durcharbeitung des Manuskripts, legte er der Antiquarischen Gesellschaft seinen „Acount of Richard of Cirencester, Monk of Westminster, and of his Works“ vor: einen Bericht, den er im folgenden Jahr (1757), als Bertram sein Werk ebenfalls herausgab, veröffentlichte und dem Präsidenten der Gesellschaft, Lord Willoughby of Parham, zueignete. Mit der Miene des Triumphes über sein gutes Glück, „dieses ganz unschätzbare Werk“ des Richard von Cirencester gerettet zu haben, berichtet Stukeley über alles, was er imstande war, über diesen würdigen Mann zu sammeln und in welcher Weise er mit dem Werk durch Bertram bekannt geworden ist. Er erzählt uns auch viel über die Karte, die Richards Abhandlung begleitete, die er auch seinem Bericht beigegeben hat und fügt eine Abschrift des merkwürdigen Itinerariums Richards, sowie ein alphabetisches Verzeichnis der römischen Namen der Orte mit seinen besten Konjekturen bezüglich ihrer entsprechenden modernen Namen bei.

Vieles, was Richard über die alten Britannier, ihre Sitten und militärischen Einrichtungen und von den Druiden sagte, war Caesar entlehnt, hauptsächlich waren es aber die in dem Buch enthaltenen neuen Nachrichten, die es Stukeley empfahlen. Mehr als hundert Namen von Städten, Wegen und Leuten wurden unserer Kenntnis des römischen Britanniens hinzugefügt; zu den bisher schon bekannten fünf Provinzen kam als sechste die Provincia Vespasiana; auch wurde gezeigt, daß sich die römische Herrschaft bis Inverness ausgedehnt haben soll. Die Engländer erfuhren mit Stolz, wie die Bewohner von Surrey

(die Senonen) die Alpen unter Brennus überschritten und Rom belagert und verwüstet hatten. Obwohl manche Reisen in Britannien mit denjenigen des Antoninschen Itinerariums übereinstimmten, waren sie doch nicht dieser Quelle entnommen, die Richard niemals gesehen hat, wie Stukeley bekräftigen zu können vermeinte. Die Geschichte Britanniens wurde um viele Tatsachen in bezug auf die Feldzüge von Kaisern und Legaten, die Einnahme von Städten, die Auswanderung nach Irland, den Bau von Wällen bereichert; auch eine Christenverfolgung wird berichtet, welche die Zahl der Märtyrer um 17000 vermehrte. Das Ganze war „mit großer Urteilskraft, Klarheit und Bündigkeit von jemand geschrieben, der völlig Herr seines Stoffes war“. Kein Wunder, daß Stukeley stolz auf seine Entdeckung war, welche die Kenntnis der frühen Geschichte seines Landes über alle Erwartung erweiterte. In einem Brief an Dr. Mead vom 27. März 1749 schloß er seinen Bericht über Richard damit, daß er ihn „den Pausanias Britanniens“ nannte.

Dieses interessante Werk Richards oder Bertrams liest man am besten in englischer Sprache in Giles' „Six Old English Chronicles“ (1848) oder im lateinischen Original in der 1809 von Hatcher anonym veröffentlichten „Description of Britain. Das Werk ist ein Mosaik von Nachrichten aus Caesar, Tacitus, Selinus, Camden und andern Autoritäten über das alte Britannien; der Verfasser verhehlte nicht, daß er diesen vorangehenden Schriftstellern manches zu verdanken hatte, übernahm aber viele Stellen aus denselben ohne jedwede Angabe, daß solche Stellen nur Anführungen waren. Aus der Vorrede und aus den Anmerkungen zu Bertrams „Tres Scriptores“ geht sicher hervor, daß Bertram in allem, was die Altertümer Britanniens betraf, sehr gut beschlagen war; es muß angenommen werden, daß er sich in seinen Mußestunden damit unterhielt, seine Kenntnisse für die Erzeugung seiner außerordentlich geschickten Kompilation zu verwerten. In der Bibliothek des Corpus Christi College zu Cambridge befindet sich ein dem Beda zugeschriebenes, niemals herausgegebenes Manuskript, betitelt: „De Situ Britanniae et de mirabilibus ejus“. Es ist merkwürdig, daß der erste Teil dieses Titels mit dem Titel des dem Richard zugeschriebenen Werkes übereinstimmt. Daß Bertram davon wußte, geht sicher aus der Anregung in seiner Vorrede hervor,

daß das Manuskript gedruckt werden sollte, aber man möchte doch gern wissen, wie er zur Kenntnis desselben kam und ob er es jemals gesehen hat.

Die Verwirrung, die Bertrams Betrug (wenn es ein solcher war) in der englischen Geschichte anrichtete, ist schwer zu übersehen. Wenn auch manche Schriftsteller argwöhnisch oder vorsichtig darin waren, ihn als Gewährsmann anzuführen, so setzte doch die Mehrzahl gern Vertrauen auf ihn. Dies war besonders bei den Provinzialhistorikern der Fall, von denen ein vollständiger Überblick in Mr. Mayors Vorrede zu seiner Ausgabe von Richards von Cirencester „Speculum Historiale de gestis rerum Angliae" gegeben ist. Zum Beispiel: „Dieses wertvolle Werk und die noch wertvollere Karte . . . enthält den besten und ausführlichsten Bericht über die Britannia Romana, den es gibt" (Hutchin's Hist. of Dorset", I., 16).

„Daß das Werk echt ist," schrieb der Altertumsforscher J. Whitaker, „bedarf keines Beweises. Alle Altertumsforscher des vierzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts zusammen könnten doch nicht eine so gelehrte umständliche Beschreibung römischer Altertümer gefälscht haben" („History of Manchester, I., 54). Viele derartiger Stellen werden von Mr. Mayor angeführt.

Sogar der große Gibbon selbst konnte sich von Bertram nicht völlig freimachen; die Leser dieses unsterblichen Geschichtsschreibers müssen schon ihre Vorstellung von dem alten Britannien verbessern, wenn sie auf Stellen, wie die folgende, stoßen: „Unter dem Schutze der Römer waren 92 beträchtliche Städte in den verschiedenen Teilen dieser großen Provinz entstanden; 33 derselben unterschieden sich von den übrigen Städten durch größere Privilegien und größere Wichtigkeit" (c. 31). Diese und andere Einzelheiten über die Verfassung des römischen Britanniens entlehnt Gibbon ganz von Richard und macht dazu die Bemerkung, daß, „wenn es auch nicht wahrscheinlich scheinen mag, daß er aus den Manuskripten eines römischen Heerführers schrieb, er doch eine für einen Mönch des vierzehnten Jahrhunderts ganz außerordentliche echte Kenntnis des Altertums zeigt".

Es ist nicht zu viel behauptet, wenn gesagt wird, daß der Pseudo-Richard tief in das geistige Rüstzeug der meisten

Engländer eingedrungen ist. Wie könnte es sonst möglich sein, daß die amtliche englische Landesvermessung die Namen der römischen Stationen für ihre Karten von einer solchen Quelle ableitete und daß geographische Schulbücher mit blindem Vertrauen für die Belehrung der Jugend daraus schöpfen? Unmöglich ist der Einfluß abzuschätzen, den diese wahrscheinliche Erdichtung mittelbar noch immer auf unsere Vorstellungen vom England der römischen Zeit ausübt.

Schon früh hielten viele Leute das ganze Schriftwerk für einen guten schlechten Witz, aber die Meinung schwankte ziemlich gleich zwischen Glauben und Unglauben hin und her, bis 1845 der deutsche Schriftsteller Karl Wex die Echtheit des Werkes kräftig anfocht, so daß die Zweifel an derselben die Oberhand gewannen. Er wies nach, daß die Anführungen aus Tacitus jüngeren Ausgaben desselben entnommen worden waren, von denen irgendwelche Mönche von Westminster offenbar keine Kenntnis gehabt haben konnten. Die ältesten Ausgaben des Tacitus hatten z. B. in „Agricola“ 16 die Worte „cognito provinciae motu“; die venezianische Ausgabe von 1497 hatte versehentlich „co cognito“, das von späteren Herausgebern als unmöglich in „eo cognito“ abgeändert wurde. Richard hatte ebenfalls „eo cognito“. Aber wie und weshalb schon im vierzehnten Jahrhundert? Die Entgegnung, daß Bertram beim Abschreiben der Manuskripte Verbesserungen daran vornahm, indem er sich für die neuern Lesarten entschied, kann schwerlich als überzeugend betrachtet werden.

Auch sonst wurden viele Einwände gegen das Manuskript erhoben. Seine Latinität sieht nach Mr. Woodward „wie die sehr schlecht gemachte schriftliche Übung eines Schülers aus; außerdem ist sein Wortschatz und seine Ausdrucksweise dem noch vorhandenen echten Werke des Richard von Cirencester, dem „Speculum Historiale“ sehr unähnlich. Übrigens ist es eine merkwürdige Übereinstimmung, daß sowohl „Speculum“ wie „De Situ“ mit dem gleichen Hinweis darauf beginnen, daß Britannien ursprünglich Albion genannt wurde. Das „Speculum“ beginnt: „Post primum insulae Britanniae regem nomine Brutum (a quo dicta insula *quae prius Albion vocabatur*)“. Der zweite Paragraph von „De Situ“ beginnt mit: „Veteres Britan-

niam ab albis rupibus *primum Albionem,* postea vocabulo gentis suae Britanniam cognominaverunt".

Bemerkenswerter als diese Übereinstimmung des wirklichen und des vorgebrachten Richard ist aber folgende Übereinstimmung zwischen dem vorausgesetzten Richard und zwischen Bertram. Bertram empfiehlt nämlich in der Vorrede seiner Veröffentlichung sein Werk dem „Candido et *Benevolo lectori*", eine Anrufung des „Gütigen Lesers", die man bei einem Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts ziemlich natürlich und häufig findet. War aber eine solche Anrede auch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert eine übliche literarische Gewohnheit? Es ist sicher etwas mehr wie zufällige Übereinstimmung, daß der angebliche Mönch am Schlusse seines ersten Buches dasselbe dem „gütigen Leser" („Benevolo lectori") empfiehlt, genau so, wie Bertram sein Buch verschiedene Jahrhunderte später empfiehlt. Steckte nicht in jedem Falle derselbe Gedanke hinter demselben Ausdruck?

Die größte Schwierigkeit für Bertrams Entdeckung lag aber in der Tatsache, daß niemals jemand das Manuskript von Richards „De Situ" gesehen hat. In seinem Briefwechsel mit Bertram drückte Stukeley den begreiflichen Wunsch aus, daß das Originalmanuskript wenn möglich für das Britische Museum angekauft werden sollte, aber davon wollte Bertram nichts wissen. Er gab zu verstehen, daß sein Freund, der angebliche Besitzer des Manuskripts, in seiner Jugend ziemlich wild gelebt und das Dokument aus einem Bande in irgendeiner englischen Bibliothek gestohlen hätte. Nicht lange nach dem im Alter von 43 Jahren, im Januar 1765 erfolgten Tode Bertrams wurden Nachforschungen nach dem Manuskript angestellt. Lord Spencer konnte es aber in Kopenhagen nicht finden, auch alle andern Bemühungen, es aufzufinden, erwiesen sich als nutzlos, woraus natürlich der Schluß gezogen worden ist, daß seine Nichtexistenz seine Nichtauffindung genügend erkläre. Dieser Schluß erhebt sich aber nicht bis zum Beweis, wenn man bedenkt, mit welcher Leichtigkeit ein Manuskript verloren oder vernichtet werden kann und ferner den Umstand berücksichtigt, daß das Manuskript, wenn es überhaupt vorhanden war, niemals Bertram gehörte.

Ein besser überzeugendes Argument gegen das Manuskript liegt in den kleinen Proben desselben, die Bertram an Stukeley sandte und von denen dieser Forscher am Schlusse seiner Abhandlung über Richard ein Faksimile abdruckte. Man kann dasselbe auch in dem Frontispiz zu Mr. Mayors Vorrede sehen. Mr. Woodward, der Bibliothekar von Windsor Castle, hat erklärt, daß es gar keine Ähnlichkeit mit einer Handschrift des vierzehnten oder irgendeines Jahrhunderts besitzt und offenbar die plumpe Fälschung einer ungeübten Hand, nicht eine Durchzeichnung oder Kopie von einem echten Original ist. Einige der Buchstaben zeigen seltsame ungebräuchliche Endzüge, andere sind ganz verschieden von denen in Richards echter Handschrift. Zwei merkwürdige hierher gehörige Tatsachen müssen aber erwähnt werden: 1. Als Stukeley seinem Freunde, Mr. Caseley, dem Kustos der Cotton-Library, die Handschriftprobe zeigte, erklärte dieser Herr sofort, daß sie vierhundert Jahre alt sei. 2. Um das Jahr 1840 zeigte Sir. F. Madden in der Handschriftenabteilung des Britischen Museums dem Mr. Wright ein Faksimile derselben Zeilen in einem Briefe Bertrams an Stukeley, und wies auf eine Anzahl winziger besonderer Merkmale in der Schrift hin, die ihn dazu geführt hätten, sie für ein ursprüngliches Erzeugnis des vierzehnten Jahrhunderts zu halten. Zu derselben Zeit rügte Sir F. Madden die Übereilung der Versammlung der Historischen Gesellschaft, weil sie entschieden hatte, Richard von ihrer Sammlung alter Geschichtsschreiber auszuschließen („Literary Gazette" für den 11. Juli 1846).

Sir F. Madden war zu seiner Zeit einer der besten Handschriftenkenner. Wie er dazu kam, seine Meinung zu ändern, oder nicht, ist belanglos. Die Tatsache, daß er einmal die Probe des Manuskripts als echt anerkannt hatte, muß ehrlicherweise dem Urteil des Mr. Woodward gegenübergestellt werden. Wenn der Kustos der Handschriftenabteilung des Britischen Museums und der Kustos der Cotton-Library so leicht von einer Fälschung irregeleitet werden konnten, von welchem Werte ist dann die Ansicht eines Sachverständigen? Wir treiben ohne Kompaß auf einem Meere von Zweifel umher.

Das Schwergewicht des Arguments ist gegen Bertram. Aber der Umstand, daß seine Itinerarien einige von andern

Schriftstellern nicht berichtete römische Straßen und Stationen zutage gefördert haben, die von modernen Altertumsforschern identifiziert worden sind, kann nur für den Aufwand an Fähigkeit oder für die Glaubwürdigkeit dieser Altertumsforscher sprechen. Die von Bertram bewiesene Fähigkeit und Sachkunde kann nicht in Frage gestellt werden. Man ist erstaunt darüber, daß so viel Wissen und Gewandtheit auf ein bloßes Machwerk verwendet worden ist. Wenn der Zweck desselben war, sich durch die Täuschung Stukeleys eine Belustigung zu machen, so kann der Schabernack wenig Behagen gewährt haben, denn Stukeley sank ins Grab, ohne einen Argwohn von dem Betrug zu fassen, der gegen ihn verübt worden war. Das völlige Fehlen irgendeines Beweggrundes zu einer Fälschung würde in Ermanglung von Gegengründen ein starkes Argument zugunsten Bertrams liefern.

Nichts von seinem Leben, von seinem Charakter, oder von seiner Gesellschaft Bekanntes würde an sich einem Argwohn an seiner literarischen Ehrlichkeit irgendwelche Stütze leihen. Während und nach seinen Beziehungen zu Stukeley war Bertram mit Werken beschäftigt, die auf eine Gemütsverfassung hinzuweisen schienen, die weit entfernt von dem Hang ist, den man von einem Fälscher erwarten würde. Zwei Jahre nach der Ankündigung seiner großen Entdeckung erschien von ihm ein Essay über die Vortrefflichkeit der Englischen Sprache (1749), dann die „Rudimenta Grammaticae Anglicae“ (1750), im nächsten Jahre die Ethik nach verschiedenen Verfassern (1751), zwei Jahre später seine englisch-dänische Grammatik (1753); sieben Jahre später übersetzte er ins Dänische ein englisches Werk über die großen Vorzüge eines gottesfürchtigen Lebens (1760), während sein letztes Werk eine statistische Darstellung von der dänischen Armee gibt (1762). Drei Jahre später (1765) starb Bertram und hinterließ einen makellosen Ruf; seine große Vermehrung der Geschichte und Literatur Englands wurde weder angefochten, noch verdächtigt.

Soweit es sich darum handelte, daß die Welt ein gefälschtes Schriftwerk als echt hinnahm, war er vollständig erfolgreich. Kein Verdacht, keine Furcht vor Entdeckung scheint ihn beunruhigt zu haben; erst nach seinem Tode fiel der Makel auf seinen Ruf. Auch war die Entdeckung, als sie endlich kam, nicht

derartig beweiskräftig, daß sie jedermann überzeugt hätte. Viele hervorragende Autoritäten glaubten an seine Geschichte und nicht wenige glauben noch jetzt daran. Wenn ihr Glaube die sorgsame Prüfung von Mr. Mayors Vorrede überlebt hat, dann ist wohl schwerlich jemals etwas imstande, ihn zu stören. Aber ein Geheimnis haftet noch an der Geschichte.

III.

Griechische Fälschung. — Constantin Simonides.

Von all den Namen, die zu der dunkleren Seite der Literatur gehören, ist keiner berühmter oder interessanter als derjenige von Constantin Simonides, dem Griechen, der das Jahr 1820 als das Jahr seiner Geburt in Anspruch nimmt. Wenn Simonides auch, gleichviel mit welchem Rechte, der Brüderschaft der Fälscher zugeteilt worden ist, so räumen ihm doch sein Wissen und seine Abenteuer eine besondere Stellung ein, während es bezweifelt werden mag, ob irgendwelche seiner gelehrten Zeitgenossen ihn in bezug auf die Kunst der Kalligraphie oder auf seine Handschriftenkenntnis erreichten.

Es mag auch gefragt werden, ob die Welt nunmehr hinsichtlich der Wahrheit oder Falschheit aller Behauptungen des Simonides im klaren ist. Der über ihn verbreiteten und angenommenen Theorie, daß er sich echter Manuskripte als Deckmantels bediente, um falsche Dokumente betrüglich an den Mann zu bringen, ist der Einwand entgegenzustellen, daß Simonides gelegentlich seines ersten Besuches bei Sir Frederick Madden im Britischen Museum Dokumente anbot, die Madden sämtlich als gefälscht zurückwies, daß er aber am darauffolgenden Tage eine Anzahl anderer Dokumente zum Vorschein brachte, die Sir Frederick Madden sämtlich als echt für die englische Nation kaufte. Dieselben befinden sich als die Nummern 19386—19393 unter den neu erworbenen Manuskripten des Museums. Dies war im Februar 1853. Es ist klar, daß bei diesem Geschäft, wie Sir Fr. Madden selbst schreibt, die echten

Dokumente in keiner Hinsicht als ein Mittel dazu gebraucht wurden, den betrüglichen Verkauf von Fälschungen zu erleichtern. Die Fälschungen, wenn es solche waren, wurden zuerst angeboten.

Die vom Museum als echt gekauften Manuskripte sind schöne Proben von Pergamenthandschriften und gehören einem Jahrhundert zwischen dem zehnten und fünfzehnten an. Die andern Pergamentdokumente, die Sir Fr. Madden als gefälscht zurückgewiesen hatte, wurden bald darauf mit anderen an den großen Sammler von Handschriften, Sir Thomas Phillipps, verkauft, welcher seine riesige Sammlung von 60000 Manuskripten nach dem Grundsatze zusammenbrachte, daß es besser wäre, selbst eine Fälschung zu kaufen, als sich ein Manuskript entgehen zu lassen, das echt sein könnte. In einem Briefe an das „Athenaeum" (vom 4. Februar 1857) machte Sir Phillipps in dem Verzeichnis von 31 Dokumenten, die er von Simonides gekauft hatte (einige davon für nicht geringe Summen) einen Unterschied zwischen solchen, die er für echt, und solchen, die er für gefälscht hielt. Von einigen glaubte er, daß sie in Tabakswasser getaucht waren, um ihnen den Anschein des Alters zu geben. Andere von Sir Fr. Madden zurückgewiesene hielt er für echt; die drei ersten Bücher der „Ilias" z. B. auf einer Rolle dünnen Pergaments in außerordentlich winzigen Buchstaben erklärte er, wenn eine Fälschung, „für den wundervollsten und erfolgreichen, jemals unternommenen Versuch". So dachte er auch von zwei Handschriften des Anakreon und Hesiod. Darin wird sicher jeder mit ihm übereinstimmen, den die Neugierde veranlaßt, diese literarischen Wunder zu besichtigen, die sich jetzt im Besitz von Mr. Fitzroy Fenwick zu Thirlestaine House in Cheltenham befinden. Est ist gänzlich unglaublich, daß Simonides sich die Mühe genommen haben sollte, diese Werke zu fälschen. Es mag ja nicht über seine Kraft gegangen sein, einige oder alle von ihnen in ihren verschiedenen Handschriften zu erzeugen; aber einige davon sind von beträchtlicher Länge, Nr. 13865 besteht aus 567, Nr. 13866 aus 770 Seiten. Es ist weit weniger wahrscheinlich, daß er diese Bücher fälschte, als daß er sie, wie er sagte, aus den Klöstern auf dem Berge Athos erwarb, wo er sich im Jahr 1840 viele Monate lang aufgehalten hatte.

Zur Illustrierung der Ungewißheit der Unterscheidung zwischen echt und gefälscht muß hier bemerkt werden, daß alle diese Manuskripte, die von Sir Fr. Madden angenommenen und die von Sir Th. Phillipps gekauften, 1848 in Athen zur Schau gestellt waren und daß die von der Regierung mit ihrer Prüfung beauftragten beiden Kommissionen zu einem Ergebnis kamen, das ihrer Echtheit im ganzen, aber nicht entscheidend ungünstig war. Vom Homer wurde gesagt, daß er auffallende Ähnlichkeit mit einer neueren fremden Ausgabe dieses Sängers zeigte; er ist aber in so hohem Grade unleserlich, daß billig daran gezweifelt werden darf, ob jemand ihn wirklich durchgelesen hat. 1851 verwarf der griechische Dichter A. R. Rangabé (Rhangawis) in der „Pandora" alle Manuskripte des Simonides als Fälschungen. Er glaubte, daß sie sämtlich Züge aufwiesen, die nur von einer und derselben Hand herrühren konnten und berechnete, daß die ganze Sammlung in etwa anderthalb Jahren hergestellt worden sein könnte. Zwischen Rangabé und Simonides bestanden aber starke politische Meinungsverschiedenheiten, die wahrscheinlich auf die Kritik abfärbten. In jedem Falle hatte die abfällige Meinungsäußerung Rangabés keinen Einfluß auf Sir Fr. Madden, dessen Urteil wenigstens von politischem Vorurteil unberührt war.

Zugunsten der Echtheit der meisten Käufe von Sir Th. Phillipps spricht auch, daß ihre Titel und die Namen ihrer Verfasser anderen Werken entsprechen, die noch in den Athosklöstern vorhanden sind, aus denen sie nach Simonides' Erklärung herstammen. Sowohl klassische wie ecclesiastische Werke desselben Namens und Charakters wie diejenigen, die sich bei den Erwerbungen von Sir Th. Phillipps befinden, kommen zahlreich in dem kürzlich von Professor Lampros herausgegebenen Katalog der Manuskripte der Athosklöster vor und Simonides hatte reichlich Gelegenheit, derartige Werke zu erwerben oder abzuschreiben, als er sich zwischen 1839 und 1841 und später 1852 auf dem Berge Athos aufhielt. Was diese Manuskripte betrifft, so kann die Fälschung, wenn es eine solche ist, nicht durchaus auf ihn zurückgeführt werden, denn er selbst kann der unschuldige Besitzer gefälschter Werke geworden sein. Er verkaufte z. B. an Sir Th. Phillipps drei kaiserliche goldene Bullen. In einer kürzlich erschienenen Abhand-

lung über die Klöster spricht Professor Lampros davon, daß sich noch viele solcher Urkunden dort befinden; er bemerkt aber dazu, daß wenige Mönche sie lesen oder die echten von den gefälschten, „von denen nicht wenige vorhanden sind", unterscheiden können. Sir Th. Phillipps argwöhnte, daß seine sämtlichen drei Pergamentbullen gefälscht seien.

Es scheint jedoch weit wahrscheinlicher, daß Simonides, wie er erklärte, mehr oder weniger zufällig zu diesen Dokumenten gekommen ist, als daß er sie selbst gefälscht hätte.

Simonides hat während seines Aufenthalts in England zwischen 1853 und 1855 nicht versucht, andere Manuskripte seiner Sammlung zu verkaufen. Er erklärte zu jener Zeit, daß die Zahl seiner Manuskripte sich auf etwa 2500 beliefe; um diese alle gefälscht haben zu können, müßte er, wie er sagte, länger wie Methusalem gelebt haben. Zu einer späteren Zeit besaß Simonides Kisten voll Manuskripte in London. Hätte er eine Fabrik besessen, erklärte sein Biograph Mr. C. Stewart, er hätte sie während seiner ganzen Lebenszeit nicht herstellen können. Was aus denselben geworden ist, nachdem Simonides 1867 in Alexandrien an Aussatz gestorben war, kann nicht festgestellt werden.

Die verführerische Leichtigkeit der Ausführung mußte Simonides, der durchaus kein Anhänger der strengsten Wahrheitsliebe war, zur Täuschung verleiten. Vom Dezember 1854 bis April 1855 war er in Paris und wurde daselbst mit dem Grafen von Marcellus bekannt, der Material für ein Werk über Nonnus sammelte, den griechischen Dichter des fünften Jahrhunderts, der u. a. ein Gedicht in 48 Büchern u. d. T. „Dionysiaka" verfaßte, dessen Hauptinhalt der Zug des Gottes Dionysos nach Indien bildet, ferner eine Umschreibung (Metabole) des Johannesevangeliums in Versen herausgab. Konnte Simonides nicht einigen Aufschluß über Nonnus geben? Simonides glaubte es und so kam nach vierzehn Tagen eine ziemlich ausführliche Nachricht über Nonnus nach dem verlornen Werke des Demetrius Magnes „Über Dichter und Schriftsteller desselben Namens" zum Vorschein, einem Werke, das von Diogenes Laertius (I., 112, v. 3) namentlich angeführt und dem Demetrius zugeschrieben wird.

Demetrius Magnes schrieb aber dieses Werk zur Zeit Ciceros und kann deshalb schwerlich für Nonnus gezeugt haben, der sechs Jahrhunderte später lebte! Simonides scheint diese Tatsache übersehen und Demetrius Magnes mit einem Dionysius, einem libyschen Erzbischof (wie Simonides sagt) des sechsten Jahrhunderts identifiziert zu haben, dem er das Werk „Über Dichter und Schriftsteller desselben Namens“ zuschrieb, das viele Jahrhunderte früher geschrieben worden war. Dieser Irrtum machte jeden Aufschluß unbrauchbar, den Simonides aus dieser Quelle zog. Nach demselben Werke des Demetrius Magnes aus dem ersten Jahrhundert v. Chr. entwarf Simonides übrigens das Leben seines berühmten Uranius, des alexandrinischen Schriftstellers des vierten nachchristlichen Jahrhunderts, ebenso den Hermas und den Ägypter Horus.

Graf Marcellus bezeugt die von Simonides in Paris geführte stubenhockerische fleißige Lebensweise; er schildert ihn als wortkarg, verdrießlich, mißtrauisch und immer in Schwarz gekleidet. Er bezeugt auch seine Gleichgültigkeit gegen Gewinn und gibt seinem Glauben Ausdruck, daß Simonides während der ganzen Zeit, wo er in Frankreich war, keinen Versuch machte, irgendeines seiner Manuskripte zu verkaufen (Athenaeum Français v. 23. Februar 1856).

Der Hirt des Hermas.

Anders war es dagegen in Deutschland, wohin Simonides im Juli 1855 ging. Sein Aufenthalt in Leipzig ist berühmt wegen seiner Machenschaften mit zwei Werken, von denen das eine das erste bekannte griechische Exemplar des „Hirten des Hermas“ war. Die ersten drei Blätter desselben waren ein Auszug, den Simonides aus einem noch in dem St. Gregorskloster auf dem Berg Athos befindlichen Kodex entnommen hatte; sechs andere Blätter waren eine Abschrift eines übrigen auf Athos verbliebenen Teils. Es wurde lange darüber gestritten, bis zu welchem Umfang dieser abgeschriebene Teil und eine andere Abschrift von Simonides mit dem Original übereinstimmen, aber die neuerliche Entdeckung des Restes des Originals in St. Gregor scheint Simonides von der Anklage eines

schlimmeren Verbrechens zu entlasten, als daß er lediglich bestrebt war, einen sehr verstümmelten Text zu verbessern und sich durch Übersetzung des Schlusses aus der lateinischen Übertragung zu helfen. Professor Dindorf kaufte diesen Hermas für den sehr mäßigen Preis von hundert Talern; er befindet sich noch in der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Nun befindet sich in der K. K. Hofbibliothek in Wien ein anderes Stück von diesem Werke des Simonides, nämlich ein Teil eines Palimpsestes desselben Hermas, der in den ursprünglichen Handel mit Dindorf mit einbegriffen war, nach der Entdeckung des Uraniusbetrugs an Simonides aber zurückgegeben wurde. Im Mai 1856 findet sich folgender Eintrag: „Zwei Blätter eines angeblichen griechischen Pergament-Palimpsestes: eine Gabe des Simonides, eine Probe der Fabrikationskunst desselben Gelehrten, als solche gegeben und empfangen" (Hilgenfeld, Hermas, 1887, Einl. XII). Dies soll doch wohl heißen, daß der Bibliothek das Stück als Muster der Gewandtheit des Herstellers in der Kalligraphie dargeboten wurde, wenn auch Simonides davon immer als von einem der wertvollsten Werke im Besitz der Bibliothek sprach.

Die ägyptische Geschichte des Uranius.

Das andere Werk, das Simonides in Leipzig loszuwerden suchte, war der berühmte Uranius. Daß dieser Palimpsest eine Fälschung sei, gab Simonides niemals zu; in späterer Zeit soll er sogar gute Angebote dafür von Sir Th. Phillipps und von der Wiener Hofbibliothek zurückgewiesen haben. Jedenfalls kann die damit verknüpfte Geschichte niemals verfehlen, männiglich zu erbauen und zu ergötzen.

Simonides hatte einem jungen Landsmann von ihm, der in Leipzig Theologie studierte, von Zeit zu Zeit aus London gewisse griechische Dokumente zur Korrektur gesandt, so seltsam es auch scheinen mag, daß Simonides im Alter von 35 Jahren noch der Beihilfe eines jungen Mannes bedurft haben sollte, der erst Student war. Mit diesem Studenten, Alexander Lycurgus, der in späterer Zeit Erzbischof in der griechischen Kirche wurde, lebte Simonides 1855 drei Monate lang in demselben Hause. Lycurgus, der nicht wußte, was ein Palimpsest

ist und von Handschriftenkunde gar nichts verstand, kam auf den Verdacht, daß sein Freund einen Palimpsest fälschte; als nun Simonides den Hermas und Uranius dem Professor Dindorf anbot, hielt es Lycurgus für seine Pflicht, Dindorf seinen Argwohn mitzuteilen. Dindorf erwiderte, daß er sich nicht so leicht wie die Engländer täuschen lassen würde und daß die chemische Untersuchung eine etwaige Fälschung wohl bald aufdecken würde. Nach der chemischen Behandlung kamen die äußerst blassen Buchstaben der ersten Schrift blau zum Vorschein, wie es geschehen mußte, wenn sie ursprünglich alt waren. Daraus gewann Dindorf die Überzeugung, daß die Warnung des Lycurgus nur der Eifersucht entsprungen war. Überdies waren die Buchstaben wirklich griechische Buchstaben; als nun Lycurgus ausführte, daß der Ausdruck „*κατ ἔμην ιδέαν*“ (nach meiner Meinung) mehr den modernen, als den alten Sprachgebrauch verriete, erklärte Dindorf den Ausdruck für ganz unverwerflich („Er fand in dieser Phrase alles griechisch.“ Lycurgus' *Enthüllungen*).

Dindorfs Anteil an dem Handel war vom finanziellen wie vom klassischen Standpunkt aus ebensowenig befriedigend. Gegen Ende November 1855 willigte er ein, Simonides zweitausend Taler für seinen Uranius zu geben; am 1. Januar 1856 vor seiner Abreise nach Berlin erklärte er seine Absicht, von der preußischen Regierung fünftausend Taler für den Uranius zu fordern. Da Lepsius und die meisten Mitglieder der Akademie der Echtheit des Uranius trauten, wurde der König von Preußen veranlaßt, diese Summe für das Werk zur Verfügung zu stellen. Dindorf wollte Berlin jedoch nicht verlassen, bevor Lepsius eine Teilzahlung von 2500 Talern dafür geleistet hatte. Am 15. Januar empfing Simonides gebührenderweise seine zweitausend Taler von Dindorf; bevor aber Dindorf nach Berlin gereist war, hatte sich Simonides erboten, die zweitausend Taler zurückzuerstatten, wenn er irgendeinen Zweifel an der Echtheit des Dokuments hätte. Bevor jedoch der König die festgesetzte Summe hatte auszahlen lassen, waren Ereignisse eingetreten, welche den Handel plötzlich unterbrachen. Wäre jedoch nichts dazwischen gekommen, so hätte Simonides für seinen Uranius zweitausend Taler, Dindorf dagegen dreitausend bekommen.

Dindorf war vom Werte des Uranius so sehr überzeugt, daß er Vorbereitungen für eine Veröffentlichung desselben in Oxford traf und für diese Ausgabe eine lateinische Vorrede schrieb, die gebührenderweise auch in Oxford unter dem Titel „Uranii Alexandrini de Regibus Egyptorum Libri tres“ herauskam. Aber an demselben Tage, an dem sie erschien, kam aus Berlin die Nachricht, daß man die ganze Sache für einen Betrug hielte, so daß nicht mehr wie fünfzehn Exemplare dieser wundervollen Vorrede mit zehn Seiten Proben des griechischen Textes in Umlauf kamen. Der Monat Januar war noch nicht vergangen, bevor Lepsius in Berlin und Tischendorf in Leipzig zu dem Schluß gekommen waren, daß der Uranius eine Fälschung war. Chemische Untersuchungen und das Mikroskop sollen die historischen Zweifel von Lepsius und die palaeographischen Bedenken von Tischendorf dabei unterstützt haben. Dann entstand ein heftiger Streit zwischen Leipzig und Berlin darüber, wer den Betrug zuerst aufgedeckt hätte. Am wichtigsten war jedoch bei dieser Sache für Simonides, daß Lepsius mit der Polizei nach Leipzig kam, Simonides verhaften und zum Verhör nach Berlin überführen ließ. Zum guten Glück erklärten sich die Berliner Behörden für nichtzuständig und entließen Simonides.

Wie Lepsius sagt, wurde im Besitz des Griechen bei seiner Verhaftung eine Anzahl gefälschter und echter Manuskripte vorgefunden, ferner das originale griechische Exemplar des Uranius, rostige Nägel zur Herstellung gelber Tinte, Bücher, darunter die von Lepsius und Bunsen, sowie die unberührten zweitausend Taler von Dindorf.

Simonides behauptete, daß er farbige Tinte nur dazu gebraucht hätte, um die fast unleserlichen Buchstaben des Originaltextes deutlicher zu machen; was die rostigen Nägel betreffe, so sei er von Jugend auf gewöhnt, eisenhaltiges Wasser zu trinken und habe diese Nägel dazu benützt, sich solches herzustellen! Dies würde bei einem britischen Gericht schwerlich Glauben gefunden haben, da aber Dindorf Gewicht darauf gelegt hatte, eine griechische Abschrift des Uranius zu erlangen, war das vermutliche Originalexemplar wahrscheinlich die Abschrift und nach, nicht vor dem Palimpsest erzeugt.

Am seltsamsten ging es aber mit den Büchern von Lepsius

zu. Dieser Gelehrte, der führende Ägyptologe seiner Zeit, hatte in verschiedenen Büchern seine Ansichten über die richtige Reihenfolge der ägyptischen Könige niedergelegt; für Simonides wäre also nichts leichter gewesen, als seine Uranische Geschichte in Übereinstimmung mit den Lepsiusschen Schlüssen aufzubauen. Lycurgus empfahl ihm in der Tat, dies zu tun und glaubte auf diese Weise zuerst auf Lepsius' Bereitwilligkeit rechnen zu können, daß er den Uranius als echt hinnehme. Aber aus Lepsius' Darstellung geht ganz klar hervor, daß ihn die Abweichung von seinen historischen Ansichten zuerst mißtrauisch gegen den Uranius machte. A priori geschlossen, war gerade diese Abweichung das, was man in einer Fälschung nicht erwartet hätte. Denn welche Absicht konnte ein Fälscher haben, wenn er sein Verzeichnis der Könige im Widerspruch mit allen vorherigen Verzeichnissen aufstellte? Nehmen wir z. B. die sogenannte erste Dynastie an, die mit Menes beginnt und nach Manethos Verzeichnis acht Namen umfaßt; warum sollte Simonides bis zu einigem Grade die Namen geändert und die Zahl dieser Könige vermehrt haben? Warum sollte er 138 Königen vor Menes Namen gegeben haben, wenn die Zeit vor Menes damals ein historisch vollkommen leeres Blatt darstellte; und warum sollte er bei fast jeder Einzelheit vom Pfade abgeschweift sein, um mit der anerkannten Ägyptologie seiner Zeit in Widerstreit zu geraten? Ein solches Verfahren mußte sich für den Uranius bei der oberflächlichsten Prüfung durch einen sachverständigen Gelehrten als verhängnisvoll erweisen.

Bemerkenswert ist aber, daß Lepsius den Uranius aus historischen Gründen verdammte, dagegen die palaeographischen Einwände Tischendorfs nicht annahm. Er war der Ansicht, daß die Unzialschrift des unterliegenden ersten Textes in meisterhaftem Stil in der Weise des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung geschrieben sei. Über diesen Punkt entstand zwischen ihm und Tischendorf ein Zeitungsstreit; selbst nach der Verhaftung von Simonides fuhr Lepsius fort, mit Tischendorf auf Grund seiner Einwendungen zu rechten, weil er offenbar einige Besorgnis darüber fühlte.

Tischendorf war nur fünf Jahre älter als Simonides und besaß in der Palaeographie weder sein Wissen, noch seine Erfahrung. Er stützte seinen Anspruch auf eine Entscheidung

der Frage auf eine genaue Kenntnis von nahezu fünfzig Palimpsesten und mehr als 120 griechische Unzialmanuskripte. Sein Urteil hinsichtlich des Hermas-Palimpsestes war richtig, aber anerkanntermaßen bestand zwischen den beiden Palimpsesten anscheinend ein weiter Altersunterschied. Es mag auch bezweifelt werden, ob seine Verwerfung des Uranius nicht ebenso sehr von einem vorangegangenen Unglauben an alles, was Simonides betraf, wie von solchen tatsächlichen palaeographischen Untersuchungen eingegeben war, welche der folgende Fortschritt der Palaeographie heute als beweiskräftig erachten würde. Es scheint nicht, daß von der Berliner Akademie irgendwelche palaeographische Einwendungen kamen. Tischendorf konnte sich den Ruhm in dieser Beziehung allein zuschreiben, nur war ein Gelehrter wie Lepsius nicht davon zu überzeugen.

Der wirklich verhängnisvolle Riß im Uranius war der Mißgriff, daß dem Dionysius oder dem Demetrius Magnes eine Lebensbeschreibung von ihm zugeschrieben wurde. Denn wie konnte in einem zur Zeit Ciceros geschriebenen Werke ein Schriftsteller erwähnt werden, der einige Jahrhunderte später lebte? Diese Schwierigkeit scheint aber den gelehrten Männern von Leipzig und Berlin nicht aufgestoßen zu sein?

Nach allen diesen Unruhen begab sich der aus Sachsen verbannte Simonides schnurstracks nach Wien und gab im Herbst desselben Jahres eine kräftige Verteidigung seiner selbst und seines Uranius in München heraus („Archaeologische Abhandlungen"). Hierzu war er durch die hartnäckige Weigerung der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" gezwungen, die seine zur Erklärung seines Verfahrens geschriebenen Briefe nicht abdruckte. Dies war um so bedauerlicher für ihn, insofern dieselbe Zeitung am 29. November 1853 einen sehr schädigenden Bericht über das Vorleben des Simonides in Athen und Konstantinopel von Dr. Mordtmann veröffentlicht hatte, welcher Bericht am 23. Februar 1856 vom „Athenaeum" wiedergegeben wurde. Es ist unmöglich, die Wahrheit von Dr. Mordtmanns Erzählungen festzustellen, denn das politische Parteiwesen schlug damals so hohe Wellen, daß ihnen nur ein bedingter Glaube beigemessen werden kann. Wenn wir nun gelten lassen, daß Simonides der ihm zugeschriebenen Schurkereien schuldig war, wie kam es, daß dieselben in keiner Weise seine

Freundschaft mit dem makellosen Lycurgus beeinträchtigten, mit dem er beständig in Briefwechsel stand und mit dem er 1855 auch drei Monate lang in einem Hause wohnte? Lycurgus trat als Dolmetscher zwischen Dindorf und Simonides auf; warum warnte er nicht Dindorf von Anfang an, wenn er diese Geschichten glaubte, daß er es mit einem überführten Schwindler zu tun habe? Die von Lycurgus zur Schau getragene hohe moralische Überlegenheit wird durch seinen Bericht über seine Beziehungen zu Simonides durchaus nicht gerechtfertigt.

Daß es wirklich einen Schriftsteller Uranius gab, ist durch die häufigen Verweise auf ihn durch Stephanus von Byzanz, den griechischen Grammatiker des fünften oder sechsten Jahrhunderts, bewiesen. Die Behauptung des Simonides, daß Uranius mit den drei Büchern über die Könige von Ägypten etwa sechzig Werke geschrieben haben soll, stützt sich nur auf die Autorität des Demetrius oder Dionysius Magnes in seinem bereits erwähnten Werke über Dichter und Schriftsteller desselben Namens, das einige Jahrhunderte vor dem angenommenen Zeitalter des Uranius geschrieben wurde. Simonides scheint davon gesprochen zu haben, als ob alle diese Werke in seinem Besitz wären: Werke, die sich mit den Gebräuchen und Wohnungen der Ägypter, mit der Beschreibung der aethiopischen Altertümer und Könige, mit arabischer Geschichte, mit Libyen, Lykien, Carien usw. befaßten. Ist es möglich, daß er Palimpseste besaß oder zu fälschen beabsichtigte, welche alle diese Stoffe behandeln sollten? Darauf kann nur erwidert werden, daß mit Rücksicht auf die von Simonides wirklich herausgegebenen Werke und mit Rücksicht auf das Verzeichnis der Werke, die er schrieb, aber nicht veröffentlichte, angeführt im „Memoir of Simonides" seines Freundes Charles Stewart, der außerordentlichen Betriebsamkeit und Vielseitigkeit dieses wunderbaren Menschen nichts unmöglich war.

Seine Reisen entsprechen seiner literarischen Tätigkeit. Nach der Uraniusepisode scheint er weit in Europa herumgereist zu sein, alle großen Bibliotheken besucht zu haben und im April 1858 nach London zurückgekehrt zu sein. 1857 gab er drei Nummern einer griechisch-deutschen Zeitschrift „Memnon" heraus, oder schrieb sie vielmehr selbst. Sie ist hauptsächlich der Darlegung der Theorien des Verfassers über ägyp-

tische Hieroglyphen gewidmet und wird mit einer Einleitung begonnen, die sich wie die Eröffnungsanzeige eines Zirkusses liest. Sie gibt die Namen von 112 verlorenen ägyptischen Schriftstellern und viele andere Wunder. Sie enthält auch eine Verteidigung des Uranius und eine Vergleichung verschiedener angeführter Handschriften des „Hirten des Hermas“.

Die Mayer-Papyri.

Erst 1860 machte Simonides wieder bedeutend von sich sprechen. Wenn er es aber tat, verursachte er wie gewöhnlich einige Aufregung.

Am 13. Februar dieses Jahres wandte er sich an Mr. Joseph Mayer in Liverpool mit der Bitte, sein berühmtes Museum von Altertümern besichtigen zu dürfen.

Am 22. Februar widmete Simonides Herrn Mayer „als kleines Zeichen seiner persönlichen Ergebenheit“ seine „Brief Dissertation on Hieroglyphic Letters“ zur Erklärung fünf ägyptischer Altertümer des Museums. Sie kam griechisch und englisch bei Mr. David Nutt heraus, ist überreich an gut ausgedachten Deutungen der hieroglyphischen Schriftzeichen und führt häufig Uranius an.

Aber die große Entdeckung sollte erst folgen. Mr. Mayer hatte teilweise durch Kauf von einem Händler Namens Sams, teilweise vom Rev. H. Stobart eine Anzahl Papyri erworben, die er noch nicht geprüft und etwas vernachlässigt hatte. Die schwierige Arbeit nun, diese Papyri aufzurollen, auf Leinwand zu befestigen und zu entziffern, wurde von Simonides im Museum bei mehr oder weniger beständiger Anwesenheit von Mr. Mayer selbst, vom Leiter des Museums und von Mr. John Eliot Hodgkin vorgenommen. Erst im August wurden einige dieser Papyri behufs weiterer Prüfung nach der Wohnung von Simonides geschafft. Wenn also am 1. Mai auf einem dieser Papyri gewisse Bruchstücke des Matthäusevangeliums entdeckt wurden, so könnte es scheinen, daß diese Entdeckung unter Umständen gemacht wurde, die einen Betrug unmöglich oder unwahrscheinlich machten. Doch die am Schluß angehängte Nachricht, daß das Evangelium auf Geheiß des Matthäus von dem Diakon Nikolaus im fünfzehnten Jahre nach der

Himmelfahrt geschrieben worden sei, schien höchst unwahrscheinlich. Wenn der Papyrus echt war, war er das älteste bekannte christliche Dokument.

Kein Wunder, daß die literarische Welt erregt wurde. Und die Erregung wuchs, als die Funde an Zahl wuchsen. Innerhalb weniger Monate hatte Simonides Bruchstücke von den Episteln des Johannes und Judas, Teile von acht Kapiteln der Genesis, die zehn Gebote, den „Periplus" des Hanno, die erste Seite eines Werkes von Aristaeus, einige Bruchstücke von Zoroaster, sieben Briefe des Hermippus und ein Fragment von Androsthenes, einem Admiral Alexanders des Großen, entdeckt.

In diesem Falle konnte gar keine Rede davon sein, aus gefälschten oder echten Manuskripten Nutzen zu ziehen; die Manuskripte waren Eigentum des Mr. Mayer und gingen Simonides, der nur mit ihrer Entzifferung beschäftigt war, nichts weiter an. Aber der Name Simonides erregte Verdacht, obwohl weder Beweggrund noch Gelegenheit zur Fälschung erkennbar waren.

Die Mayer-Papyri wurden gelegentlich einer Versammlung der Literarischen Gesellschaft an den Abenden des 9. und 10. Januar 1863 ausgestellt und untersucht; Sir Fr. Madden, Sir H. Rawlinson, Simonides u. a. waren anwesend. Der Bericht dieser beratenden Versammlung wurde am 11. Februar verlesen und wies die Echtheit der Dokumente streng ab. Die Verwerfung der Echtheit gründete sich auf Umstände, wie die Ähnlichkeit der Handschrift in den Manuskripten, obwohl dieselben den Anschein erweckten, verschiedenen Zeitaltern anzugehören; die Nebeneinanderstellung verschiedener Daten und Charaktere auf demselben Papyrus; die ungewöhnliche Länge der Schriftzeilen; den Unterschied in der Farbe der meisten Papyri von derjenigen der echten Papyri. Ein Papyrus wurde „als grobe Fälschung" bezeichnet, weil Mr. C. W. Goodwin einige kleine Stellen mit rotem Löschpapier auf demselben entdeckt hatte und die Meinung vertrat, daß das Löschpapier dazu benützt wurde, die hieratische Schrift auszulöschen, um Platz für die nachträgliche griechische Schrift zu machen. Es ist aber fraglich, ob dieses Löschpapier nicht in ganz berechtigter Weise bei der schwierigen Arbeit des Aufrollens und Aufziehens der Papyri vor der Entzifferung

gebraucht worden ist. Das Zugeständnis, daß Simonides zwei Rollen in hieratischer Schrift ausstellte, „deren Echtheit nicht zweifelhaft war“, erweckt den Wunsch, zu wissen, ob die Schlüsse der Mehrheit der Gesellschaft für Literatur richtig waren, oder gegenüber dem großen Fortschritt, den seither die Palaeographie gemacht hat, die Probe bestehen würden.

Simonides gab 1861 und 1864 ausgezeichnete Faksimiles der meisten dieser Papyri heraus. Am besten ist es allerdings, die von ihm selbst aufgezogenen Originale zu prüfen, wie sie im Museum der Free Public Library zu Liverpool nebst den für seine lithographischen Faksimiles von ihm genommenen Pausen noch zu sehen sind. Es ist fast unmöglich zu glauben, daß Simonides diese Papyri fabriziert hat. Sie stimmen in Handschrift und Aussehen mit zahllosen andern Papyri überein, die in den letzten Jahren entdeckt und herausgegeben worden sind. In der Sammlung befinden sich noch drei unaufgerollte, von der Zeit stark mitgenommene, brüchige Papyri, die wie riesige Zigarren aussehen und wer weiß, welche kostbaren Geheimnisse des Altertums enthalten. Wenn diese auch Fälschungen sind, können sie schwerlich Fälschungen des Simonides sein; und wenn er in dieser Beziehung schuldlos war, so war er vermutlich auch bezüglich der andern unschuldig.

Einer der 1863 gegen diese Papyri vorgebrachten Haupteinwände war die Ähnlichkeit der Handschrift in Dokumenten, die ganz verschiedenen Zeitabschnitten angehören. Diese Ähnlichkeit ist aber das letzte, was man wirklich von ihnen behaupten kann. Wenn jemand die beiden Teile der Faksimiles vergleicht, so wird eher die Verschiedenheit als die Ähnlichkeit der Handschrift seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Ebensowenig Beweiskraft kann heute einem andern Argument beigemessen werden, das damals gegen die Papyri von Mr. Vaux, dem Schriftführer der Literarischen Gesellschaft, in einer Besprechung der Faksimiles des Simonides im Athenaeum vom 7. Dezember 1861 vorgebracht wurde. Mr. Vaux erklärte es „als unzweifelhafte Tatsache, daß keine Manuskripte irgendwelcher Art, wenn wir die hieratischen Papyri ausnehmen, bekannt sind, die bis zum ersten oder zweiten Jahrhundert zurückreichen und daß von denjenigen des vier-

ten oder fünften Jahrhunderts nicht mehr als fünf oder sechs in allen Bibliotheken Europas zu finden sind“. Deshalb, so wurde gefolgert, konnten diese Papyri, von welchen Simonides manche ins erste Jahrhundert setzte, nicht echt sein. Seit neuere Entdeckungen in Ägypten griechische Papyri aus dem dritten und vierten Jahrhundert v. Chr. zutage gefördert haben, ist dieses Argument natürlich hinfällig.

Kurz, wenn man dabei beharren will, diese Mayer-Papyri als unecht anzusehen, so sollte es nur nach einem neuerlichen unparteiischen Studium derselben und nach einer klaren Feststellung der palaeographischen Gründe geschehen, nach welchen man sie von anderen als echt angesehenen unterschieden hat.

Die folgende interessante Beschreibung aus einem Briefe von Charles Stewart, dem Verfasser von „Memoir of Simonides“, gibt ein lebendiges Bild von Simonides, wie er zu jener Zeit in England erschien: „Er war,“ sagt Stewart, „einer der am merkwürdigsten ausschauenden Menschen, die ich je gesehen habe. Eher unter Mittelgröße, schien er körperlich nur aus Knochen und Muskeln zu bestehen, aber nicht sein Körper, sondern sein Kopf war bemerkenswert. Mächtiger schwarzer Backen-, Schnurr- und Knebelbart, große schwarze Augenbrauen, eine riesige Masse pechschwarzen, glänzenden, gekräuselten Haupthaars, das sehr stark auf einer Seite gescheitelt und ganz auf die andere Seite geworfen wurde, tief eingesunkene, aber feurige und durchdringende Augen, dunkle bräunliche Gesichtsfarbe, volle Lippen und stark gezeichneter Mund ergaben ein Gesicht, das man nicht leicht vergaß. Die Stirn ist für sich ein Wunder. Bis zur Höhe einer gewöhnlichen Stirn steigt sie senkrecht empor und ist genau das, was ein Phrenologe einen schön entwickelten organischen Bau nennen würde; darüber erhebt sich aber eine zweite Stirn, nur daß dieses zweite Stockwerk an seinem Grunde einen Schritt weiter zurücktritt. Diese Stufe bildet eine Art Gesims. Die Folge davon ist, daß sein Hut, wenn er ihn aufsetzt, nur die obere Stirn bedeckt und da diese ein ganzes Stück zurücktritt, die äußere Hutkrempe in gleicher Höhe mit dem Nasenrücken steht. Der Eindruck, den der Besitzer dieser zweistöckigen Stirn macht, ist im höchsten Grade merkwürdig.“

Man kann sich aber auf Stewarts Denkwürdigkeiten seines griechischen Freundes nicht gänzlich verlassen. Denn Stewart konnte natürlich nur bekanntgeben, was Simonides ihm zu erzählen beliebte, und was Simonides erzählte, war nicht notwendigerweise immer die Wahrheit. Simonides hat z. B. stets gesagt, daß sein Vater frühzeitig gestorben ist und ihn in der Obhut seines Onkels Benedikt, Vorsteher des Klosters des h. Panteleimon (Russikon) auf Athos zurückgelassen hat. Simonides ließ jedoch in England eine Anzahl Briefe seines Vaters an ihn zurück, die ich gesehen habe; einer davon ist aus 1862 datiert.

Der Codex Sinaiticus.

In der Angelegenheit mit dieser Bibelhandschrift muß man wirklich Zweifel an allem hegen, was auf dem Wort des Simonides beruht. Unbedingt widerlegt werden jedoch nicht alle seine Behauptungen, von denen die weitaus erstaunlichste war, daß Simonides, als er 1840 auf dem Berge Athos war, den Codex Sinaiticus (Codex A) geschrieben haben wollte, den Tischendorf unter höchst merkwürdigen Umständen zwischen 1844—1859 auf dem Berge Sinai entdeckte. Die Behauptung des Simonides, diesen Codex auf Veranlassung seines Onkels Benedikt als beabsichtigtes Geschenk für den Zar Nikolaus I. abgeschrieben zu haben, wurde zuerst im „Guardian" vom 5. September 1862, dann im „Literary Churchman" vom 16. Dezember desselben Jahres bekannt gemacht. Die Auslassungen in diesen Zeitschriften waren bestimmt und genau im einzelnen, gemäßigt im Ton. Die sich aus dem Anspruch von Simonides ergebende Folgerung, daß Tischendorf ein Manuskript des neunzehnten Jahrhunderts für ein solches des vierten Jahrhunderts gehalten habe, mußte selbstverständlich den letzteren in hohem Grade erregen.

Daß Simonides selbst in früherem Alter in der Kalligraphie geübt genug war, um den Codex schreiben zu können, ist wohl nicht gut zu bezweifeln; auch spricht für ihn, daß er 1856 die Eingangskapitel des „Hirten des Hermas" in griechischer Sprache lieferte. Mit einem Teil derselben endigt

tatsächlich der Codex Sinaiticus. Dieses Zusammentreffen scheint beinahe zu merkwürdig, als daß man es durch Zufall erklären könnte.

Die palaeographischen Sachverständigen waren jedoch stark auf Tischendorfs Seite. Tregelles, der ausgezeichnete Gelehrte und Plymouthbruder (Darbyst) erklärte, daß ein Mensch ebensogut behaupten könnte, daß das alexandrinische oder vatikanische Manuskript moderne Arbeit sei, als für sich in Anspruch zu nehmen, daß er den Codex Sinaiticus geschrieben habe. Und der berühmte Mr. Henry Bradshaw, der mit Tregelles den Codex selbst in Tischendorfs Hause in Leipzig im Juli 1862 untersucht hatte, erklärte in einem Briefe an den „Guardian“ vom 23. Januar 1863, „daß er von der Echtheit und vom Alter des Codex Sinaiticus ebenso unbedingt überzeugt sei wie von seinem eigenen Dasein“. Auch Mr. Scrivener, der den Codex Sinaiticus zu seinem besonderen Studium machte, drückte sich ähnlich stark gegen den Anspruch von Simonides aus.

Nichtsdestoweniger sind diese dogmatischen Versicherungen nicht ganz überzeugend. Simonides' Anspruch wurde von seinem ersten Auftreten an durch gewisse Briefe im „Guardian“ unterstützt, die angeblich aus Alexandria kamen und „Kallinikos Hieromonachos“ unterzeichnet waren. Diese Briefe wurden in einer Versammlung der Literarischen Gesellschaft untersucht, ihre Handschrift wurde derjenigen des Simonides ähnlich und ihr Papier dem von Simonides für seine Briefe verwendeten Papier gleich befunden. Daraus wurde gefolgert, daß Simonides die Briefe selbst geschrieben und nach Alexandria geschickt hatte, von wo sie nach England zurückgingen (Parthenon, 14. Febr. 1863). Diese behauptete Ähnlichkeit der Handschrift wurde aber niemals von einem Handschriften-Sachverständigen beglaubigt.

Der Versuch, das Dasein des Kallinikos in Zweifel zu ziehen, mißlang ebenso vollständig wie der Versuch, in derselben Weise den Benedikt loszuwerden. Außer Simonides hatten noch andere Griechen schlaffe Ansichten über den Wert der Wahrheit. Ein gewisser Nicolaides, von 1839—1853 Erzdiakon von Saloniki, hatte fünfmal den Berg Athos besucht und behauptete, alle dort vorhandenen Manuskripte genau zu

kennen; er schrieb auch an die Zeitschrift „Parthenon“, daß er nicht nur niemals von Benedikt gehört hätte, sondern daß er auch an sein Dasein nicht glaubte. Man braucht jedoch nur im Katalog der Manuskripte vom Berg Athos von Lampros nachzuschlagen, um Benedikts Namen mit verschiedenen Manuskripten verknüpft zu sehen, von denen eines noch in das Jahr 1844 gehört (Simonides gab 1840 als sein Todesjahr an). Siehe die Nrn. 5999, 6118, 6194, 6360, 6362, 6393 des Katalogs. Derselbe Katalog bestätigt überzeugend das wirkliche Dasein von Kallinikos. Ein vom März 1867 datiertes Manuskript ist mit der Unterschrift des Kallinikos versehen, der „auch der letzte Mönch des Klosters Russikon (d. i. Panteleimon) ist“ (Nr. 638). Dann befindet sich ein anderes Manuskript im Kloster des h. Panteleimon, das am 27. März 1841 von der Hand des Constantin Simonides abgeschrieben ist (6405) und zwei andere Abschriften desselben Werkes von Kallinikos Monachos (6406, 6407), die beweisen, daß Kallinikos und Simonides zu derselben Zeit im Panteleimon waren und zusammen an demselben Werk arbeiteten.

Simonides, der mit seinen Auskünften über wirkliche oder erdichtete Personen stets sehr bestimmt war, erklärt, daß dieser Kallinikos 1802 geboren, ein Thessalier war und ursprünglich Kuriakos hieß; bei seinem Eintritt in den geistlichen Stand nahm er den Namen Kallinikos an und erhielt für seine Tapferkeit im griechischen Revolutionskrieg den Beinamen Keraunos. Ob dies nun so war oder nicht, Kallinikos war eine wirkliche Person; sein Einmischen in den Streit mit seiner Bestätigung, daß er gesehen habe, wie Simonides den Codex schrieb, kann nicht als das Zeugnis eines fabelhaften Wesens beiseite geschoben werden.

Tatsächlich dreht sich die ganze Frage um Kallinikos. Denn Kallinikos soll angeblich 1853 in Moskau und 1854 in Odessa gewisse Briefe zwischen ihm und Simonides und dem Patriarchen Constantius lithographiert haben, in denen wiederholt von dem von Simonides für den Zaren vorbereiteten Codex die Rede ist. Eine von diesen Sammlungen lithographierter Briefe wird „Autographa“, die andere „Spoudaion hypomnema“ genannt. Sie befinden sich beide im Britischen Museum, anscheinend von Mr. James Young, dem ausgezeichneten Altertums-

forscher dargeboten, der sie von Simonides als Geschenk erhielt. Wurden diese Briefe aber wirklich in den Jahren lithographiert, die ihnen in dem Frontispiz beigelegt werden? Können sie nicht von Simonides 1863 ausgeheckt und dann um zehn Jahre vordatiert worden sein, um seinen angeblichen Anspruch zu unterstützen? Das ist niemals genügend aufgeklärt worden. Mr. John Eliot Hodgkin machte es sich 1863 zur Aufgabe, in dieser Sache zur Wahrheit zu gelangen zu suchen; er erhielt auch noch durch „einen Korrespondenten von unzweifelhaftem Rufe in Odessa“ die Auskunft, daß sich der Faktor einer gewissen lithographischen Anstalt in dieser Zeit vollkommen des Druckes der Briefe zu der angegebenen Zeit erinnerte. Aber im Fall Simonides, der in der Lithographie wohlbewandert war, würde man lieber einen etwas stärkeren Beweis wünschen.

Als solchen Beweis zeigte Simonides dem Mr. Hodgkin einen Brief an ihn nach München von einem Freunde B. Panchalos in London, der vom März 1858 datiert ist und sich hauptsächlich auf diese Veröffentlichungen des Kallinikos im Jahr 1853 bezieht. Ein Exemplar dieses Briefes in der Handschrift von Simonides ist noch im Besitz von Mr. Hodgkin, der ihn mit der Bemerkung versehen hatte, daß der Originalbrief in eigentümlicher Schrift geschrieben war und daß die Poststempel echt zu sein schienen. Der Schreiber erklärt, daß er die Briefe und einige Werke von Simonides, die Kallinikos lithographiert hatte, von Odessa nach London gebracht hat. Mr. Hodgkins Bemerkung trägt indes das Datum vom 21. Juli 1863 und es ist denkbar, daß der Originalbrief an einem späteren Tage geschrieben worden ist.

Aber selbst wenn diese lithographierten Briefe wirklich in den fünfziger Jahren hergestellt worden waren, lange bevor Simonides seinen Anspruch erhob, und selbst wenn sie die Wahrheit seiner Behauptungen betreffs seiner Arbeit am Codex beweisen, ist es wirklich möglich zu behaupten, daß er nicht den Codex Sinaiticus, sondern einen andern herstellte. Simonides machte geltend, daß er sein Werk, den Codex, auf dem Berge Sinai gesehen habe, als er 1852 dort war, und seine wichtigsten lithographischen Briefe sind vom Berg Sinai aus dem März und April 1852 datiert. War aber Simonides zu dieser Zeit auf dem Berg Sinai? Stewart sagt, vermutlich nach

den Angaben von Simonides selbst, daß dieser am 8. Oktober 1851 zum drittenmal auf den Berg Athos ging und hier ein ganzes Jahr verweilte, was vollständig in Widerspruch damit steht, daß er im März und April 1852 Briefe vom Berg Sinai schreiben konnte. Dagegen kann sich wiederum Stewart über die Daten geirrt haben, und es wäre unbillig, seiner Angabe Simonides gegenüber zuviel Gewicht beizulegen.

Es ist bedauerlich, daß diese Angelegenheit nicht zu der Zeit aufgeklärt worden ist, als Simonides seinen Anspruch erhob. Man kann nicht sagen, daß sie durch die bloßen Ansichten von Tregelles oder Bradshaw, oder durch die mehr kritischen und palaeographischen Einwendungen geklärt worden ist, die Mr. Scrivener in seiner „Introduction to the Sinaitic Codex" (1867) verbrachte. Die beiden ersteren prüften den Codex zwei Monate früher, bevor Simonides ihn als seine Arbeit in Anspruch nahm, und hatten also keine Ursache, ihn mit Argwohn genau zu untersuchen. Auch Mr. Scriveners Argument, daß ein Jüngling von höchstens neunzehn Jahren in wenigen Monaten einen Band von beinahe 4 000 000 Unzialbuchstaben nicht geschrieben haben könne, mag wohl für die meisten Jünglinge zutreffen, überzeugt aber nicht, wenn dieser Jüngling Simonides heißt. Auf der Seite des Simonides steht seine schrankenlose kalligraphische Gewandtheit; die unerhörte Kühnheit seines Anspruchs, wenn derselbe völlig grundlos ist; der bemerkenswerte Umstand, daß im Codex ein Teil des „Hirten des Hermas" enthalten ist, den Simonides als erster Gelehrter in griechischer Sprache gesehen hat; die sehr begreiflichen Erwähnungen des Werkes in den lithographierten Briefen; die Tatsache, daß kein Besucher des Klosters auf dem Berg Sinai vor 1844 jemals von einem solchen, als den Mönchen gehörenden Werke gesehen oder gehört hat, ferner die von Tischendorf über die Entdeckung und Erwerbung des Codexes erzählte sehr außerordentliche Geschichte. Bis zur Erreichung völliger Gewißheit muß diese Frage daher ein interessantes, aber unaufgeklärtes Geheimnis bleiben.

Simonides scheint England 1864 etwas plötzlich verlassen zu haben; es ist auch nicht bekannt, wie und wo er zwischen 1864 und 1867 gelebt hat; in letzterem Jahre starb er, oder soll wenigstens in Alexandria gestorben sein („Notes and Queries"

vom 22. Oktober 1867, 3. Serie, XII., 339). Seine literarische Tätigkeit war außerordentlich. Neben den in Odessa, in England und Deutschland veröffentlichten Werken schrieb er noch viele andere, die niemals erschienen sind. Er zeigte das größte Interesse daran, zu beweisen, daß seine Methode der Interpretation der ägyptischen Hieroglyphen sowohl derjenigen Champollions und anderer Ägyptologen überlegen war, als sich auch davon unterschied; es mag auch vermutet werden, daß er es oft nicht verschmähte, seine Zuflucht zum Betrug zu nehmen, um seine Theorie zu stützen. Sein Wissen war erstaunlich groß, ließ ihn aber gelegentlich im Stich, wie z. B., als er den Tod des Irenaeus ins Jahr 292 (ein volles Jahrhundert nach dem wahrscheinlichen oder möglichen Datum) setzte und aus Demetrius Magnes Nachrichten schöpfte, die dieser Schriftsteller ganz unmöglich liefern konnte. Aus diesem Demetrius (oder Dionysius) Magnes schöpfte er wie aus einem unerschöpflichen Quell außerordentlich ins einzelne gehende Nachrichten über zahllose Leute, von denen viele erst bedeutend später wie ihr angeblicher Biograph auf die Welt kamen. Simonides erfand, fälschte oder log jedoch nicht immer; diese Lapsus füllten seine Tätigkeit nur zum kleinen Teil aus, ein großer Teil derselben war rechtschaffen, mühsam und nützlich. Unter solchen Umständen war aber eine Unterscheidung natürlich schwierig oder unmöglich und die Zeitgenossen des Simonides fanden es leichter, als verdächtig alles zu verwerfen, was mit seinem Namen zusammenhing. Wahrscheinlich ging der Skeptizismus in dieser Richtung weiter, als nötig gewesen wäre, wodurch die Literatur einige Bereicherungen verloren hat, die rechtmäßigerweise ihm zugehören. Von allen Gestalten des neunzehnten Jahrhunderts, die auf der Schattenseite der Literatur stehen, wird jedoch Simonides mit seinem ausgebreiteten Wissen, seiner Kenntnis von Handschriften, seiner wunderbaren Kalligraphie, seinem leidenschaftlichen Wesen und vor allem mit seinem Anspruch auf die Urheberschaft des Codex Sinaiticus immer als der vorzüglichste und erste seiner Art hervorragen. In literarischer Begabung übertraf er alle seine Zeitgenossen, unglücklicherweise gehörte aber die Wahrheit nicht zum wesentlichen Grundbestandteil seiner geistigen Verfassung.

IV.

Italienische Fälschung. Annius von Viterbo.

Die gefälschte Literatur der Welt im allgemeinen oder eines bestimmten Landes im besonderen bietet das Schauspiel eines unerschöpflichen Bergwerks, dessen Betrachtung den Forscher mit Bestürzung erfüllt, wenn er an die wunderbare Geschicklichkeit und Emsigkeit denkt, die in der unzulässigen Ausbeutung seiner glitzernden Adern entfaltet wird. In solcher Verwirrung ist für ihn nur das eine Verfahren möglich, daß er seine Aufmerksamkeit auf einige besondere Arbeiter richtet und die Schriften solcher studiert, die in diesem Arbeitszweige am meisten Auszeichnung erlangt und ihre Namen in gewissem Sinne zu Vertretern derjenigen Völkerschaften gemacht haben, aus denen sie hervorgegangen sind.

Von allen entdeckten oder unentdeckten Fälschungen in der italienischen literarischen Welt sind diejenigen mit dem Namen des Annius (eigentlich Giovanni Nanni, oder Nannius) von Viterbo verknüpften die berühmtesten. Annius lebte von 1432—1502, in welchem Jahre er wegen zu rückhaltloser Aufdeckung der Schandtaten Caesar Borgias vergiftet worden sein soll. Es steht fest, daß Annius in unschuldiger oder bewußter Weise mehr zur Verwirrung in der Literatur beigetragen hat, als irgendein Mann seiner eigenen oder einer anderen Generation.

Vielleicht war es deshalb auch angemessen, daß 1558 sein Bild an einer der Mauern des Rathauses angebracht wurde, an der Stelle, die seine Gelehrsamkeit mit einem gewissen Glanz bestrahlte.

Annius gehörte zum Orden der Fratrum Praedicatorum oder Dominikanerorden und war ein bedeutender Mann seiner Zeit. 1471, in seinem vierzigsten Lebensjahre, hielt er in Genua verschiedene Predigten, die später als sein erstes Buch unter dem Titel „Tractatus de Imperio Turcarum“ oder eine Abhandlung von der Herrschaft der Türken gedruckt wurden, ein Stoff, der damals in Europa sehr lebhaftes Interesse fand,

denn seit der Einnahme von Konstantinopel durch die Türken waren noch nicht zwanzig Jahre verflossen. Diesem ersten Werke folgte neun Jahre später (1480) ein neues Predigtbuch, das auf der Offenbarung Johannis begründet war und den Titel trug: „De futuris Christianorum triumphis in Turcas et Saracenas.“ In diesem Werke sagte der Prediger ein früheres Ende des ottomanischen Reiches voraus, als die Geschichte bis jetzt wahrzunehmen das Glück hatte.

Daneben beschäftigte er sich auch literarisch mit den Schädlichkeiten des Geldverleihens auf Zinsen (1492) und wurde 1499 während des Pontifikats des berüchtigten Alexanders VI. Magister Sacri Palatii. Zu diesem Amte gehörte auch die Prüfung, Berichtigung, Verwerfung oder Billigung alles dessen, was in Rom gedruckt wurde; alle Bibliotheken und Drucker standen unter der Gerichtsbarkeit des Magister Sacri Palatii, der auch seinen Sitz in der Indexcongregation hatte.

Ein Jahr vor seiner Berufung auf den Posten eines literarischen Autokraten hatte Annius ein Werk herausgegeben, das gewöhnlich unter die Wunder literarischer Fälschung gezählt wird! Dies Wunder waren die berühmten „Antiquitatum libri quinque cum commentariis Joannis Annii“, die 1498 von Eucharius Silber in Rom gedruckt wurden. Überdies stand Annius im Rufe, halb verrückt zu sein, wenigstens kam Scaliger dazu, dies zu glauben (Scaligerana, I., 195: „Annius Viterbensis a été vu par un homme qui me l'a dit il était fou et talis habebatur“).

Daß man Annius auf einen so ganz besonderen Posten stellte, dürfte nach den im folgenden gegebenen Nachrichten so unangemessen als irgend möglich gewesen sein.

Annius beginnt sein Werk mit einer schwülstigen Widmung an Ferdinand und Isabella von Spanien und verbreitet sich dann in einer Vorrede über seine besonderen Pflichten als Professor der Theologie gegen die Wahrheit und gegen sein Land. Den Ruhm und das Alter seines Landes, ja sogar ganz Europas zu verteidigen, war sein Ziel; und wenn er auch keinen Anspruch auf Eleganz der Sprache machen konnte, so konnte er doch Anspruch darauf machen, die „einzige schlichte Wahrheit“ zu geben. Er wollte anderen gern den Glanz der Sprache, aber nicht die Entdeckung der Wahrheit überlassen.

Wenn Kritiker sich ihm entgegenstellen wollten, so möchten sie zu seinen Lebzeiten hervortreten, er würde ihnen ohne Verzug antworten; sie möchten aber nicht warten, bis er tot sei.

Das Werk besteht aus siebzehn besonderen Abhandlungen; elf davon stammen von verschiedenen Schriftstellern, die bis zu ihrer Entdeckung durch Annius der Welt verloren gewesen waren. Die Texte dieser Verfasser sind untermengt mit seinen höchst weitschweifigen Kommentaren, die bei weitem den größten Teil seines umfangreichen Werkes ausmachen. Wenn echt, würden die Verfasser sehr wohl einen Kommentar verdienen, denn sie würden einiges Licht auf die entferntesten und dunkelsten Perioden der Geschichte geworfen haben. Unschätzbar wären sie gewesen, wenn nur ihre Authentizität über allem Zweifel erhaben gewesen wäre.

Es ist unmöglich, hier mehr zu tun, als einen flüchtigen Blick auf die verschiedenen verlorenen Werke aus alten Zeiten zu werfen, die Annius der Welt neu entdeckt zu haben vorgab.

1. Daß Myrsilus, ein Lesbier aus unbekannter Zeit, einen Bericht vom Ursprung Italiens und Etruriens schrieb, ist aus den Verweisen bekannt, die alte Schriftsteller, besonders Dionysius von Halicarnassus, auf ihn machten. Dionysius behandelte ebenfalls die dunkle und streitige Frage vom Ursprung Etruriens und entlehnte viel von ihm aus dem ersten Buche seiner Altertümer. Annius sagt mit Recht, daß jemand, der den Dionysius liest, den Myrsilus selbst zu lesen meint. Aber Annius oder ein anderer konnte den Myrsilus mit Hilfe des Dionysius hervorgebracht haben.

Nichts könnte feiner erdacht sein als sein Bericht über die Kolonisation Italiens durch die in Nebel gehüllten Pelasger und andere Völkerschaften griechischen Ursprungs und seine Behandlung der Frage der lydischen oder einheimischen Anfänge Etruriens. Die Authentizität des Myrsilus läßt aber unglücklicherweise noch mehr Streit zu.

2. Über seine Auffindung von 22 Bruchstücken von Cato Censorius, von dem man weiß, daß er ein Werk über die Uranfänge Italiens geschrieben hat, geruht Annius sichere Nachricht zu geben, die er in der Folge zu neun seiner Entdeckungen verwendet. Er erzählt uns, daß er seinen Cato in den alten

Sammlungen eines gewissen Magisters Wilhelm von Mantua gefunden hat. Cato war durch die freche Anmaßung der Griechen, die ersten Kolonisatoren Italiens gewesen zu sein, dazu herausgefordert worden, über den glänzenden Ursprung Italiens im goldnen Zeitalter zu schreiben. Das Werk atmet genau den griechenfeindlichen Geist, den man in Cato, dem Censor, zu finden erwarten dürfte und enthält reichliche Klagen über griechische Verlogenheit, Eitelkeit und Geschwätzigkeit.

Die Nachrichten sind meist geographischer Art und handeln vom Ursprung italienischer Städte und Völkerschaften, mit denen sich auch Plinius im dritten Buch seiner Naturgeschichte beschäftigte. Plinius erwähnt das Werk Catos und entlehnte wahrscheinlich aus demselben. Können diese Fragmente Catos, die dem Magister Wilhelm von Mantua gehörten, nicht auch dem Plinius und andern Schriftstellern entnommen sein? Eine gewisse Stelle bei Plinius gleicht Cato genau bei den Namen etrurischer Städte, nur die Reihenfolge der Namen ist verschieden, wie man erwarten würde, wenn Plinius der Stollen gewesen wäre, aus dem diese Fragmente Catos gehauen wurden. Die Fragmente zusammenzutragen, muß jedoch keine leichte Arbeit gewesen sein; die in den sie begleitenden Kommentaren aufgespeicherte Gelehrsamkeit ist sehr groß.

3. Caius Sempronius, der von Dionysius von Halicarnassus wußte, beschäftigte sich wie Cato mit den Ursprüngen der italienischen Städte. Annius erklärt, daß er dessen Werk nicht zu entdecken vermochte, vermutet aber, daß ein anderes von ihm gefundenes und kommentiertes Werk „De Divisione et Chorographia Italiae“ dasselbe sei. Es wird darin viel von der Geographie der Alpen und von den Städten Italiens mitgeteilt; auch erfahren wir, daß Rom seinen Namen nicht von Romulus ableitete und daß es von Saturn im goldnen Zeitalter viele Jahrhunderte früher gegründet wurde. Dieses Sempronianische Werk ist dem Werke Catos an Inhalt und Stil sehr ähnlich. Sempronius tadelt ebenfalls die Flüchtigkeit, Lügenhaftigkeit und Ruhmredigkeit der Schriftsteller Griechenlands. Diese griechenfeindliche Gesinnung spricht sich aber auch in Annius selbst aus und stellt eine starke, aber sehr verdächtige Familienähnlichkeit zwischen all den drei Schriftstellern her.

4. Quintus Fabius Pictor war einer der besten Geschichtsschreiber Roms, der älteste der sogenannten Annalisten, und lebte zur Zeit des gallischen (235 v. Chr.) und zweiten punischen Krieges, an denen er tätigen Anteil nahm. Seine Geschichte ist nicht auf uns gekommen, Annius fand aber zwei Bücher derselben, die sich mit dem goldnen Zeitalter und mit der Topographie der Hügel Roms befassen. Anziehend ist seine Beschreibung dieses Zeitalters, das bis zur Regierung des assyrischen Königs Ninus dauerte, ebenso auch die Schilderung des Ovidischen Zeitalters, daß man glauben möchte, der Dichter hätte von Pictor, oder Pictor vom Dichter entlehnt. Wirklich beschreibt auch Pictor den ursprünglichen Grund und Boden Roms als „einen Weidegrund für Ochsen" („pascua bobus erat"); seltsam genug braucht auch Cato genau dieselben Worte. Aber sie sind Ovid entnommen, der vom alten Rom sagt: „Tantaque res paucis *pascua bobus erat*" (Fasti, I, 244). Wie kamen Cato und Pictor dazu, Ovid mehr als ein Jahrhundert vor der Zeit zu zitieren, zu der er erst geboren wurde?

4. Archilochus war ein griechischer Chronograph, der, wie Annius glaubt, um die Zeit der 29. Olympiade, also um das Jahr 664 blühte. Auf den wenigen Seiten, die Annius von dem Werke des Archilochus über die Zeiten („De Temporibus") entdeckte, finden wir Archilochus mit Pictor in Übereinstimmung über das goldene Zeitalter, das dem Ninus vorausging; er erzählt uns von fünf Königen von Troja vor Priamus und von sieben verschiedenen Personen namens Homer, die vor dem berühmten Dichter lebten, 24 Jahre vor seiner Zeit. Archilochus, der selbst eine schattenhafte Gestalt ist, leitet seine Chronologie von dem noch schattenhafteren Maseas Phoenix Damascenus her, der in einen unbedingt undurchdringlichen Nebel gehüllt ist.

6. Metasthenes, ein Geschichtsschreiber der persischen Annalen, war ein anderer Chronograph, von dem Annius so glücklich war, eine lateinische Übersetzung zu finden. Er war ein persischer Priester und muß von dem griechischen Geschichtsschreiber Megasthenes, der durchaus kein Priester war, unterschieden werden. Es ist sonderbar, daß Metasthenes mit einer Anspielung auf die Glaubwürdigkeit von Priestern im allgemeinen und im besonderen auf diejenige eines anderen

babylonischen Priesters, des Berosus, beginnt, von dessen verlornen Büchern fünf zu endecken Annius ebenfalls das Glück hatte. Dann gibt er nach Berosus eine Darstellung der Regierung der assyrischen Könige und fährt mit seiner Zeittabelle fort bis zur Zeit Alexanders des Großen.

7. Ein anderes ähnliches chronologisches Werk, das Annius der Welt vorführte, war das „Breviarium de Temporibus“ von Philo Judaeus. Es wurde so genannt, weil es einen „kurzen“ Überblick der historischen Zeit von Adam bis auf die Zeit des Verfassers gab. Seit Annius sind inzwischen andere Werke aufgefunden worden, die man teils für echt, teils für zweifelhaft hält. Annius drückt seine Verwunderung darüber aus, daß dieses Breviarium von Theologen und Bischöfen so sehr hintangesetzt wird, da es doch soviel gutes Material gegen die Juden enthält; wie konnten diese aber etwas geringschätzig behandelt haben, was es gar nicht gab? Es ist auffallend, wie sehr diese tolle Chronologie der jüdischen Geschichte den vorerwähnten Chronologien von Archilochus und Metasthenes ähnlich ist.

8. Annius konnte nicht entdecken, wer Xenophon (nicht der Geschichtsschreiber) war, aber er glaubte, daß er der Sohn des Griphon war und um das Jahr 400 lebte. Auf alle Fälle gelangte Annius in den Besitz einer lateinischen Übersetzung seiner Abhandlung „De Equivocis“ über verschiedene ähnliche derartige Leute oder Dinge. Er konnte uns von den verschiedenen Trägern des Namens Homer, von Ninus, von Ogyges, oder von Cadmus, auch von den verschiedenen Fluten erzählen, die ihre Spuren in der Geschichte zurückgelassen haben. Seine Nachrichten werden alle in derselben kurzen und einfachen Weise mitgeteilt, die alle diese verlornen Schriftsteller kennzeichnet und bestätigen ihre Berichte in manchen Punkten.

9. Zwei Fragmente eines „Itinerariums“ des Antoninus Pius sind nicht die am wenigsten merkwürdigen Dokumente in dieser bunten Sammlung. Sie werden in der vom Magister Wilhelm 1315 zusammengebrachten Sammlung ausdrücklich erwähnt. Nach Annius wurde Antonin durch seine Frömmigkeit dazu veranlaßt, dieses „Itinerarium“ der ganzen Welt hervorzubringen; es sollte das Reisen für die Armen, für die Fremden,

für die Flüchtlinge, für die Soldaten leichter machen. Da es zum Gebrauch für Leute aus allen möglichen Völkerschaften bestimmt war und nur die Italiener Entfernung nach Meilen maßen, so gab es die Namen der Städte nach der Aufeinanderfolge derselben an, aber nicht die Entfernungen zwischen ihnen. In dieser Beziehung unterschied es sich von anderen Itinerarien, die beanspruchten, als „das" Itinerar Antonins angesehen zu werden; auch darin, daß es sechs anderswo nicht aufgezeichnete Reisewege, darunter einen Seeweg, aufführte, die von Rom nach Gallien führten; außer den Namen der auf dem Weg zu berührenden verschiedenen Städte war sonst nichts weiter angegeben.

10. Die interessanteste und umfangreichste Entdeckung des Annius war jedoch die angebliche Auffindung von fünf vollständigen Büchern der verlorengegangenen babylonisch-chaldäischen Geschichten („Chaldaica") des Berosus, von dessen Schriften nur einige wenige Bruchstücke vom Strom der Zeit nicht verschlungen und sicher bis zu uns gelangt sind. Berosus von Babylon lebte im dritten Jahrhundert v. Chr. und schrieb eine griechische Geschichte Babylons, deren Zuverlässigkeit die moderne Wissenschaft zu bestätigen geneigt ist; der Berosus des Annius ist aber eine andere Sache. Er beginnt mit den chaldäischen Vorstellungen von der Welt vor der Flut, mit den schrecklichen bösen Riesen, mit Noah und mit der Kolonisation der Welt. Dann führt er uns durch ein Gewirr babylonischer und anderer gleichzeitiger Könige aus andern Teilen der Welt. Wir wundern uns über Anameon, den Gründer von Maeonien, der 150 Jahre lang regierte, unsere heutigen langlebigen Menschen also an Ausdauer weit übertraf.

Während der Regierung des Jupiter Belus, des zweiten Königs von Babylon, gründete Tyras die Stadt Tyrus; während der Regierung des Ninus, des nächsten Königs, herrschte Iberus und gab seinen Namen den Iberern. Viel wird uns von den Erfindungen, Reisen und Taten des Osiris erzählt; eine Menge mythischer Personen und Orte erfahren die Ehre geschichtlicher Behandlung in diesen wunderbaren fünf Büchern des Berosus.

Wie kam nun Annius zu diesen Büchern des Berosus? Er erwähnt gelegentlich einen Mönch Matthias, Provinzial des

armenischen Dominikanerordens, den er einmal in Genua beherbergt hatte, ferner einen andern Armenier desselben Ordens, einen Magister Georgius, von dem er diesen Berosus als Geschenk empfing („a cujus socio magistro Georgio similiter Armeno hanc Berosi deflorationem dono habui“).

Niemand kann heute die Existenz dieses Armeniers bestreiten, aber es ist sonderbar, daß Annius so glücklich gewesen sein sollte, von einem Magister Wilhelm von Mantua und von einem Magister Georgius aus Armenien diese Schätze des Altertums zu erwerben, die beide ähnliche Gegenstände in ähnlicher Weise behandeln.

11. Dem babylonischen Geschichtsschreiber Berosus muß natürlich der Ägypter Manetho folgen. Die neuere ägyptische Forschung hat den Fragmenten von Manethos Chronologie Ägyptens mehr Glaubwürdigkeit zugestanden, als sie früher besaßen. Annius läßt nun Manetho seine ägyptische Geschichte mit einem König Ägyptus beginnen, dessen Grabmal aufzuspüren bis jetzt jedoch der Forschung nicht gelungen ist. Zeitgenossen des Ägyptus waren Romus, König der Kelten, Faunus Priscus, König der Ureinwohner Latiums, Pandion, König von Athen, und Belochus der Jüngere, König von Assyrien. So windet sich die ermüdende Erzählung durch die Geschichte vieler Könige und Länder, ergänzt durch den reichlichen Überfluß aus Annius' unerschöpflichem Vorrat an mythologischem Wissen. Ein Ding scheint aber seinem Manetho verhängnisvoll zu sein. Sichere Tatsache scheint zu sein, daß Manetho seine verlorne griechische Geschichte Ägyptens während der Regierungszeit des Ptolemaeus Philadelphus (284 bis 246 v. Chr.) schrieb. Annius schließt jedoch aus einer angeführten Vergleichung des Namens Pharao mit dem Namen Augustus für einen Imperator, daß Manetho einige Zeit nach der Gründung des römischen Reiches lebte, anstatt mehr als zweihundert Jahre vor derselben.

Die Echtheit des Anniusschen Werkes war für lange Zeit Gegenstand des Streites zwischen den Gelehrten und viele Namen von nicht zu unterschätzendem Rufe standen zu einer Zeit auf Seite des Dominikanermönchs. Schließlich trugen aber die Zweifler den Sieg davon. Das Urteil des neunzehnten Jahrhunderts finden wir von Tiraboschi in seiner „Geschichte

der Italienischen Literatur“ (VI., 15) folgendermaßen ausgedrückt: „Es gibt niemand, der nur ganz mäßig in den ersten Grundlagen der Literatur bewandert ist, der nicht über die von Annius herausgegebenen und veröffentlichten Geschichten lacht.“

Bevor man jedoch zu diesem Schluß gelangte, fanden viele dieser Erzählungen, die mit einem solchen Anschein von Sicherheit und Gelehrsamkeit vorgetragen wurden, ihren Weg in andere Bücher zum Schaden ihrer Glaubwürdigkeit und zur Demütigung ihrer Verfasser. Der arme Leandro Alberti, der 1568 eine „Beschreibung Italiens“ herausgab, soll vor Ärger gestorben sein, als er die Wertlosigkeit einiger von ihm dem Annius entnommenen Darlegungen gewahr wurde. Zweifellos gab es noch viele andere, denen es nur eine zähere moralische Faser ermöglichte, eine ähnliche Ursache geistiger Bedrückung zu überstehen.

Die Frage, wieweit Annius persönlich für die mit seinem Namen in Verbindung gebrachte literarische Betrügerei verantwortlich ist, ist nicht leicht zu entscheiden. War er der schuldige Urheber des Betrugs oder nur sein unschuldiger Übermittler? Die schwankende Meinung begünstigt eher die letztere Annahme, aber der innere Beweis gegen Annius ist entschieden stark.

Aus einem Briefe des Annius an seinen Bruder Thomas, der demselben Orden angehörte, scheint hervorzugehen, daß Annius seine Kommentare in Übereinstimmung mit den Bitten seines Bruders herausgab; er erwähnt in diesem Briefe, daß er neun von seinen elf wieder entdeckten Werken von Mantua nach Viterbo zurückgebracht habe, das sind alle mit Ausnahme von Manetho und Berosus. Er war mit dem Kardinal Paul de Campo Fulgoso heimgekehrt und brachte die Bruchstücke von Philo, Xenophon, Sempronius, Fabius Pictor, Cato, Antonin, Metasthenes, Archilochus und Myrsilus zurück. Hier aus läßt sich folgern, daß er sie alle, wie er von seinem Cato versichert, aus der Sammlung des Wilhelm von Mantua erlangt hat. Alle durchdringt aber eine sonderbare Familienähnlichkeit, auch den Berosus und Manetho, die wahrscheinlich beide das Geschenk des Armeniers Georgius waren. Wenn es auch scheinen könnte, daß es einem einzigen Gehirn unmöglich ist,

alle diese verschiedenartigen Schriftsteller und Stoffe zu fabrizieren, so ist es doch merkwürdig, wie sie sich alle gegenseitig in die Hände arbeiten und ihre Darlegungen unterstützen. Der von dem Mantuaner herstammende Metasthenes half den von dem Armenier herstammenden Berosus kräftigen, während Cato und die übrigen sich im allgemeinen in schönster Eintracht miteinander befanden. Oft ist aber nicht nur der Sinn, sondern oft auch das Wort des Kommentators dem Geist und Ausdruck seiner Originale sehr ähnlich. Annius sowohl wie Cato und Sempronius rügen die Verlogenheit der Griechen und der Ausdruck „argumento est" für Beweis, den Annius gern anwendet, kommt auch in einigen seiner Originale vor. Alle diese verschiedenen zu verschiedenen Zeiten schreibenden Schriftsteller geben uns Nachrichten, die ihrer Art nach überraschend denen ähnlich sind, die Annius persönlich liebte. So erzählt uns Berosus, daß Macedonien seinen Namen von Macedon, dem Sohne des Osiris, empfing; der moderne Name Belgien muß von Beligius, König der Kelten von Annius' Gnaden, herstammen. Manetho ist verantwortlich für Paris, einen andern König der Kelten, als den Vater unserer modernen Pariser zur Zeit des Menophis, zweiten Königs von Ägypten; für Phoenix den Gründer Phoeniziens und für Lemannus, einen anderen keltischen König, dessen Name in dem zweiten aber weniger gebräuchlichen Namen des Genfer Sees übrig geblieben ist. Cato führt uns den König Rhetus, der seinen Namen den Rhätiern gab, vor und Sempronius den Ligur, den Gründer Liguriens.

Diese durchaus in seiner Sammlung herrschende geistige Gleichförmigkeit muß den größten Verdacht gegen Annius selbst erwecken. Hätte er sie ganz und gar von Wilhelm von Mantua überkommen, so könnte die Fabrikation auf Wilhelm zurückgeführt werden; daß aber Wilhelm einen Metasthenes eine genaue Kenntnis des Berosus des Armeniers Georgius äußern lassen konnte, und daß gerade diese beiden Werke in die Hände des Annius gefallen sein sollten, das überschreitet die Grenzen eines glaubwürdigen Zusammentreffens. Wir sind auf das eigene Gehirn des Dominikaners und auf seine wundervolle Literaturkenntnis als auf die wahrscheinliche Quelle seiner Sammlung verwiesen. Selbst wenn etwas Wahres an der nebel-

haften Überlieferung sein mag, daß in einem alten aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden Autorenkatalog in der Colbertinischen Bibliothek möglicherweise die Quelle für die Titel seiner Werke zu suchen ist, so ist es doch immer Annius, der dafür verantwortlich gemacht werden muß, daß er diesen Schatten wirklich Gestalt verlieh.

Wahrscheinlich hat die Unbegreiflichkeit, daß ein Mann zum bloßen Zeitvertreib oder selbst für die Verbreitung seiner Ideen ein so ungeheures Werk geschrieben hat, so viele gelehrte Männer seinerzeit dazu geführt, an Annius zu glauben. Unter den Männern, die sein Werk als gefälscht ansahen, waren jedoch Casaubonus und Antonio Augustino, Erzbischof von Tarragona. Dieser Antonio, der Verfasser eines Werkes über gefälschte italienische Erzeugnisse anderer Art, war es, der zuerst die Geschichte erzählte, daß Annius bei Viterbo einen mit Inschriften versehenen Stein vergrub und es dann einzurichten wußte, daß derselbe von einigen Arbeitern aufgefunden wurde. Dieser Stein sollte beweisen, daß Viterbo von Isis und Osiris, zweitausend Jahre vor der Gründung Roms, gegründet worden ist.

Die „Tabula Cibellaria“ im Museum zu Viterbo, die in dem von Annius so genannten „Ager Cibellarius“ gefunden wurde, beweist, daß sowohl materielle wie literarische Fälschung große Anziehungskraft auf den gewandten Dominikaner ausübte.

V.

Psalmanazar, der berühmte Formosaner.

Ein Mann, dessen Gesellschaft Dr. Johnson suchte, dessen Gesellschaft er sogar derjenigen des Romanschriftstellers Richardson vorzog, den er oft in seiner Wohnung in Ironmonger Row, Old Street, besuchte, oder mit dem er Zwiesprache in einem benachbarten Alehause hielt; ein Mann, vor dessen Frömmigkeit Johnson solche Hochachtung hatte, daß selbst dieser

Erzdissident in seiner Gegenwart die Kraft des Widerspruchs verlor; und über dessen vorbildliche Bußfertigkeit er sich am Schluß seines Lebens oft in Ausdrücken höchsten Lobes ausgesprochen hat, ein solcher Mann muß in hohem Grade hervorragend gewesen sein. In der Tat war Georg Psalmanazar, dessen Geburtsumstände und Abstammung heute noch unbekannt sind, dessen erstes Auftreten in London früh im achtzehnten Jahrhundert erfolgte, von Anfang bis zu Ende ein bemerkenswerter Mensch.

Als Johnson ihn kannte, war Psalmanazar über achtzig Jahre alt; ein Mann, der von seiner Arbeit für die Buchhändler lebte, wegen seiner ernsten Frömmigkeit und der regelmäßigen Verrichtung seiner Andacht aber ziemlich allgemein bekannt und verehrt war. Wenn Johnson so davon ergriffen war, so machte Psalmanazars hohes Alter keinen geringeren Eindruck und verschaffte ihm eine solche hohe Achtung, daß selbst die Kinder seiner Nachbarschaft nicht ohne einen Gruß an ihm vorbeigingen. Solches war der Lohn eines Lebens, das über fünfzig Jahre lang gleichmäßig und aufrichtig religiös gewesen war. Psalmanazars exemplarisches Leben endete 1763 im 84. Jahre desselben.

Und doch scheint diese Lauterkeit aus Heuchelei erwachsen zu sein, wie auch der selbstgewählte Name Georg Psalmanazar mit einem der erstaunlichsten Betruge in der Geschichte der Literatur verknüpft ist. Als Psalmanazar unter dem Schutze des Rev. W. Innes, eines Feldpredigers, vom Festland nach England kam, stimmte er die religiös gesinnte Welt sofort zu seinen Gunsten, indem er vorgab, ein Eingeborner von Formosa zu sein, der von einem schrecklichen Heidentum zu den Wahrheiten und Gebräuchen des Christentums bekehrt worden sei. Niemand konnte so recht erraten, welchem Lande Psalmanazar als Eingeborner angehören konnte, denn seine Haut oder sein Haar zeigte nichts Orientalisches. Dies stand ihm aber sehr wenig im Wege. Er fand leicht Zugang zu Compton, dem Londoner Bischof, dessen Amtszeit auf diesem Bischofstuhle während der Regierung Jakobs II. so ereignisvoll gewesen war, und betörte ihn mit einer angeblich formosanischen Übersetzung des englischen Katechismus. Nicht nur Bischöfe und Geistliche nahmen denselben gern auf, sogar einige Gelehrte er-

klärten seine formosanische Sprache für eine wirkliche Sprache, weil sie so regelmäßig und grammatikalisch „und so verschieden von allem war, was sie von Worten und Mundarten kannten". Dieser interessante Proselyt, der rohes Fleisch aß, um seinen Charakter als Orientale besser aufrecht erhalten zu können, wurde bei allen hervorragenden Männern der Kirche und des Staates eingeführt. Am 9. Februar 1704 finden wir ihn bei Sir Hans Sloane zum Diner geladen, bei dem er in Gesellschaft von zwei Adeligen und des preußischen Gesandten sein Fleisch roh aß. Eine Woche vorher hatte er in der Literarischen Gesellschaft eine öffentliche Diskussion mit dem Pater Fontenay, der achtzehn Jahre Missionar in China gewesen war; er hatte auf die prüfenden Fragen des zweifelnden Paters geantwortet, ohne an seiner Glaubwürdigkeit etwas zu verlieren.

Psalmanazar selbst erzählte, daß er Formosa sechs Jahre früher verlassen hatte, als er neunzehn Jahre alt war. Demnach wäre er bei seiner Ankunft in London 25 Jahre alt gewesen, er gab aber sein wirkliches Alter um einige Jahre höher an, um seine Geschichte glaubwürdiger zu machen. Für einen Jüngling von zwanzig Jahren hatte er einiges Recht dazu, als Wunder angeschaut zu werden. Er hatte eine keineswegs nur oberflächliche Kenntnis von sechs Sprachen und sprach und schrieb Lateinisch fließend. Lateinisch unterhielt er sich mit Erzbischof Tenison, wobei Innes als Dolmetscher auftrat, und lateinisch schrieb er ursprünglich auch seine „Beschreibung von Formosa". Diese schrieb er, wie auch den Katechismus auf Antrieb von Innes, der ihn erfolgreich als Mittel zu seinem eigenen Vorwärtskommen benützt hatte und ihn später im Stich ließ. Das Buch war eine Wiedergabe der vielen Wunderdinge über Formosa, die Psalmanazar in der Unterhaltung vorbrachte, jedoch nicht aller. Als er z. B. über die Langlebigkeit auf dieser Insel gefragt wurde, erwiderte er, daß 120 Jahre als das gewöhnliche, 100 Jahre als ein sehr mäßiges Alter angesehen würden; sein eigener Großvater hatte 117 Jahre gelebt und war infolge der Gewohnheit, jeden Morgen das warme Blut einer Viper auszusaugen, bis zuletzt so gesund und kräftig wie ein junger Mann! Diese Geschichte wurde aber wenigstens im Druck nicht wiederholt. In den ersten Jahren der Königin Anna scheint die britische Leicht-

gläubigkeit keine Grenze gehabt zu haben. Gute Leute verpflichteten sich zu einem Beitrag zur Unterstützung dieses wunderbaren Proselyten und der Bischof von London sandte ihn nach Oxford, wo er am Christ Church College studieren sollte, in der frommen Hoffnung, daß er dort einige zukünftige Missionare auf der vielversprechenden Insel Formosa in deren Sprache unterrichten würde.

Ein außerordentlich merkwürdiges Buch Psalmanazars ist die „Historical and Geographical Description of Formosa, an Island subject to the Emperor of Japan“, die 1704 erschien und dem Bischof von London gewidmet ist. Selbst Herodot konnte der menschlichen Leichtgläubigkeit nicht mehr Gewalt antun, als Psalmanazar dies zu tun versuchte.

Der Kaiser von Japan eroberte Formosa auf seltsame Weise. Unter dem religiösen Vorwand, dem Gott Formosas auf Formosa Opfer darzubringen, sandte er eine große Armee ins Land. Dreißig oder vierzig Soldaten waren in großen, von zwei Elefanten gezogenen Wagen untergebracht, an denen die Köpfe von Ochsen oder Widdern gesteckt waren, die jeden Argwohn aus der Seele der Eingeborenen entfernten. Dann sprangen die Soldaten heraus, bedrohten die Eingeborenen mit dem Tode und erlangten ohne Blutvergießen oder Schwierigkeit, daß sich die Formosaner dem Joche Japans unterwarfen.

Die Formosaner werden geschildert, wie sie die Himmelskörper anbeten, bis zwei Philosophen auftreten, die ihnen gebieten, von diesem Götzendienst abzulassen und einen höchsten Gott anzubeten. Die Formosaner wurden aufgefordert, einen Tempel zu bauen und auf dem Altar darin die Herzen von zwanzigtausend Knaben, die noch nicht neun Jahre alt waren, zu verbrennen. Die entrüsteten Formosaner verfolgten diese Philosophen bis in die Wüste; als aber diese Verfolgung durch Finsternisse, Stürme und Erdbeben bestraft wurde, wurden die Formosaner bußfertig, und nahmen einen Propheten namens Psalmanazar, oder „der Schöpfer des Friedens“ genannt, weil er einen neuen Frieden zwischen der Gottheit und den Formosanern verkündete. In dem Buche spielt dieser andere Psalmanazar die Rolle des Moses im Alten Testament als das Sprachrohr der göttlichen Gebote. Äußerst auffallend war eines dieser Gebote, das befahl, an einem bestimmten jährlichen Feste

die Herzen von achtzehntausend Knaben unter neun Jahren auf einem Altar zu verbrennen. Dieses Fest wurde bei der jährlichen Wiederkehr des Tages gefeiert, an dem die Gottheit zum erstenmal in der Gestalt eines Ochsen im Heiligtum erschienen war; neun Tage lang wurden ununterbrochen zweitausend Kinder täglich geopfert. Selbst Mexiko bot niemals ein schrecklicheres Schauspiel als die Abschlachtung dieser Kinder, die dem Hauptopferer zugewiesen war. Während man fortfuhr, an gewöhnlichen Tagen die Himmelskörper anzubeten und durch Tieropfer zu ehren, durfte nur die Gottheit durch die Opferung von Kindern verehrt werden, zu denen noch Tieropfer kamen.

Um der Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen, daß das Land infolge eines solchen Religionssystems entvölkert wurde, ließ der Verfasser bei den Formosanern Polygamie herrschen und stattete die erstgeborenen Söhne mit dem Vorrecht aus, daß sie nicht geopfert werden durften, was das mögliche Los aller jüngeren Söhne war. Psalmanazar, der Verfasser, war ebenso kühn wie sein Namensvetter, der Prophet; die von dem britischen Leser beanspruchte Leichtgläubigkeit war vollkommen ebenso groß wie die Fügsamkeit des formosanischen Vaters. Er kümmerte sich auch nicht um bereits vorhandene zuverlässige Nachrichten über Formosa; denn weshalb sollte ein wirklicher Formosaner seine Erzählung mit derjenigen eines holländischen Missionars wie Georg Candidius in Übereinstimmung bringen? Wenn Candidius die Opfer der Formosaner auf die Darbringung von Reis und Früchten beschränkt hatte, so war das ja ganz gut und schön; aber das britische Publikum brauchte kräftigere Kost und konnte sich mit weniger als achtzehntausend Kindern jährlich nicht begnügen.

Psalmanazar gibt zu, daß er absichtlich seine Beschreibung so niederschrieb, daß sie in den meisten Einzelheiten mit den Berichten früherer Schriftsteller in Widerspruch stand. Deshalb behauptete er in fast jedem Punkte das Gegenteil von Candidius. Der holländische Schriftsteller hatte gesagt, daß das Betteln auf der Insel sehr verbreitet wäre; Psalmanazar stellte in Abrede, daß den Armen betteln überhaupt gestattet sei und erklärte, daß jeder Bezirk oder jedes Dorf sein eigenes Armenhaus hätte. Candidius hatte berichtet, daß es auf der

Insel keine regelmäßige Regierung gäbe, daß aber meist jedes Dorf von zwölf Männern desselben Alters, nicht unter vierzig Jahren, regiert würde; Psalmanazar entschied sich für eine völlig ausgebildete Hierarchie von Beamten, deren Anzug er sogar bis auf die geringsten Einzelheiten beschrieb und schilderte. Candidius hatte die Gesetze als so milde hingestellt, daß es solche beinahe nicht zu geben schien; Raub wurde überhaupt kaum bestraft, ein Geschenk von einigen Schweinen war eine vollkommene Entschädigung für einen Mord oder Ehebruch. Nach Psalmanazar wurden Räuber und Mörder mit dem Kopf nach unten aufgehängt und mit Pfeilen getötet, während andere Verbrechen mit Lebendigverbrennen, Abschneiden von Beinen und Armen, Zerreißen in Stücke durch Hunde, oder Durchbohren der Zunge mit einem glühenden Eisen bestraft wurden. Psalmanazar hatte viel über Priester zu sagen, Candidius gab nur das Bestehen von Priesterinnen zu.

Candidius hatte auch in Abrede gestellt, daß es auf der Insel Gold- und Silberminen gäbe; Psalmanazar bezeichnete „die große Menge Goldes und Silbers“ als die Hauptgewinnquelle derselben und bezeichnete die Orte von drei Gold- und Silberminen auf den verschiedenen Inseln. Da der britische Magen noch mehr vertragen konnte, so waren „ihre Tempel und Häuser in den Städten und Dörfern oft mit Gold bedeckt“. Freie Phantasie kann ebenso prächtig wie ärmlich sein; deshalb war auch im Vergleich zu diesen goldenen Dorfhütten der Palast des Vizekönigs „drei englische Meilen im Umfang“ groß.

Wer würde einem so umständlichen Schriftsteller nicht glauben, der imstande war, genau den Anzug jeder Volksklasse zu beschreiben und diese Beschreibung durch Holzschnitt-Illustrationen zu ergänzen? Und der Schriftsteller ging nach dem Grundsatz, daß eine Sache desto mehr Anspruch auf Glaubwürdigkeit habe, je unglaublicher sie war. Demgemäß wird auch von den Formosanern berichtet, daß sie die Schlangen „als sehr gutes und sehr schmackhaftes Fleisch“ ansahen; wie wurde diesen aber das Gift ausgezogen? Ganz einfach, indem man die Schlangen lebendig fing und sie durch Rutenstreiche reizte. Dadurch wurde die Schlange in heftige Wut

versetzt, all ihr Gift zog sich nach ihrem Kopf, dieser wurde abgeschnitten und im übrigen Körper der Schlange war kein Gift mehr. Die Formosaner trugen auch gezähmte Schlangen auf ihren Körpern und hielten Kröten in ihren Häusern, welche dieselben von Ansteckungsstoffen säuberten.

Psalmanazar bevölkerte Formosa mit Elefanten, Rhinozerossen, Kamelen und Flußpferden, „die sämtlich zahm und für den Dienst der Menschen sehr nützlich waren". Elefanten wurden zum Ziehen von Wagen oder Sänften verwendet und von Führern geleitet, die auf ihren Rüsseln saßen. Neben diesen Tieren gab es auch noch andere, wie Löwen, Wildschweine, Wölfe, Leoparden, Affen, Tiger, Krokodile und wilde Stiere. Die Formosaner wußten aber nichts von Drachen oder Land-Einhörnern und glaubten auch nicht, daß es wirklich Greifen gäbe. In jenen Tagen scheint niemand daran gedacht zu haben, die Zoologie des Verfassers zu kritisieren, die sich nicht toller von der Wirklichkeit entfernen konnte. Denn wenn die Fauna Formosas auch erst noch genau bestimmt werden muß, so führt Dr. Mac Kay, der 23 Jahre Missionar auf Formosa war, unter den Säugetieren dieses Landes doch nur Wildschweine, Ratten, Affen, Eichhörnchen, Ziegen, Hirsche, Bären, Ameisenbären, Leoparden und Tigerkatzen auf (From Far Formosa, 1896, 76).

Wundervoller sogar als die Beschreibung Formosas waren die Abbildungen zur Erläuterung dazu. Da waren zu sehen der Tempel mit dem Altar und dem Rost, auf dem die Kinderherzen verbrannt wurden; die verschiedenen Altäre der Sonne, des Mondes und der Sterne; die Leichenprozessionen; die Kleider jeder Art für alle Bevölkerungsklassen von König und Königin abwärts bis zum Bauern oder der Bauernfrau; die schwimmenden Dörfer; die Münzen mit ihren Namen und vor allem das wunderbare Alphabet von zwanzig Buchstaben, von denen einige „lamdo" und „epsi", für „l" und „e", hießen und dem griechischen „lambda" und „epsilon" so sonderbar ähnlich waren. Lehrte man denn damals auf den Akademien Formosas Griechisch! Als Muster der formosanischen Sprache druckte der Verfasser das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntnis und die zehn Gebote in formosanischen Worten, aber mit lateinischen Buchstaben ab.

Es scheint unglaublich, daß sich so viele Leute von all diesem haben anführen lassen. Freilich hatte es Psalmanazar von Anfang an mit gewissen Skeptikern zu tun. Der Jesuit Pater Fontenay war achtzehn Jahre lang Missionar auf Formosa gewesen und führte aus, daß Formosa zu China und nicht zu Japan gehörte, wie Psalmanazar erklärte; während der Astronom Dr. Halley einige nicht zu beantwortende Fragen an den Schriftsteller richtete. Dennoch fand das Buch eine so starke Abnahme, daß im folgenden Jahre 1705 eine zweite Auflage erschien. Die Vorrede zu dieser zweiten Auflage nimmt in den Annalen der Verlogenheit den höchsten Rang ein. Kühn erwidert Psalmanazar darin auf 25 Vorwürfe „erster Größe“, die von verschiedenen Kritikern gegen seine Darstellungen in der ersten Auflage gemacht worden sind. In keinem Punkte wollte er nachgeben. Höchstens wollte er über das jährliche Opfer der achtzehntausend Knaben sagen, daß dies die vom Gesetz bestimmte Anzahl sei; in Wirklichkeit könnte das Gesetz umgangen werden. Warum sollten die „Fälschungen“ des Candidius gegen das Wort eines Eingeborenen geglaubt werden? Was Candidius über die Mutterschaft auf Formosa gesagt hat, war nicht im geringsten glaubwürdiger als das, was er über die Opfer gesagt hatte (und dies war doch wirklich wahr); was nun die Unterschiede zwischen ihm und Candidius beträfe, was könnte vollständiger seine eigene Glaubwürdigkeit beweisen? Denn sicherlich würde ein Fälscher dafür Sorge getragen haben, daß seine Darstellungen denen der früheren Schriftsteller gleich seien. Diese Vorrede von monumentaler Kühnheit trägt das Datum des 12. Junis 1705.

Das Geheimnis von Psalmanazars Erfolg beruhte in der Tatsache, daß er nicht nur jene Liebe für das Wunderbare im britischen Volke anregte, für welche die Abenteuer de Rougemonts in neuerer Zeit eine ähnliche Illustration bieten, sondern daß er auch der starken damals in England herrschenden feindlichen Stimmung gegen die Jesuiten entgegenkam. Er schloß seine erstaunliche „Beschreibung“ mit einer Skizze der Geschichte der Jesuitenmission in Japan, die schwerlich mit den wirklichen Tatsachen übereinstimmt, die er aber als bequeme Veranlassung zu einem starken Angriff auf die Gesellschaft Jesu benützte, deren Zögling er in früheren Jahren

5*

gewesen war. Als Beweis seiner Behauptungen führte er die große Christenverfolgung in Japan an, die zeige, „welch großen Abbruch die Jesuiten dem Christentum getan hatten, welchen Vorwurf, welche Schmach sie auf den christlichen Namen gehäuft hätten, indem sie dem Volke ihre päpstlichen Irrlehren als notwendige Glaubensartikel aufgedrängt hatten“. Dies und noch mehr von derselben Art war dem britischen Geschmack sehr angenehm, und für viele Jahre verblieb dieser antijesuitische formosanische Proselyt zur Kirche von England ein Gegenstand des Vertrauens und der Mildtätigkeit für einen beträchtlichen Teil seiner neuen Landsleute.

Dies machte es Psalmanazar schwer, sich vom Betrug freizumachen, wenn er wirklich den Wunsch in Erwägung zog, sich mit dem Publikum im guten auseinanderzusetzen. Aber eine ernsthafte Krankheit im Jahre 1728 und das gelegentliche Lesen von Laws „Serious Call“ sollen seine Unentschlossenheit besiegt haben, worauf er sofort die Abfassung seiner „Memoirs“ begann, eines der merkwürdigsten Bekenntnisbücher, die je geschrieben worden sind. Sicher nahm er sich Zeit dazu, denn die Denkwürdigkeiten scheinen ihn an die 25 Jahre beschäftigt zu haben. Sie wurden vor 1752, als er sein erstes Testament mit Anweisungen für ihre Veröffentlichung nach seinem Tode machte, beendigt, gelangten aber erst 1765 ins Publikum. Lange vorher war aber schon ein halböffentlicher Widerruf Psalmanazars erfolgt. Zu dem 1747 in zwei großen Foliobänden erschienenen „Complete System of Geography“ schrieb Psalmanazar die Kapitel über China und Japan und beschäftigte sich dabei auch wieder mit Formosa. Man könnte vermuten, sagt er, daß Formosa eine besondere Schönheit besitzt, wenn der früher von einem angeblichen Eingeborenen namens Psalmanazar darüber gegebene Bericht irgendwelche Wahrheit enthielte. Aber der Verfasser, der sich noch in England befindet, hat lange seither das Gegenteil zugegeben; Rücksicht auf solche, die ein solches Geständnis verletzt haben könnte, verhinderte allein einen öffentlichen Widerruf; da diese Leute jetzt tot sind, gab er den Verlegern Erlaubnis, der Welt zu versichern, daß der größere Teil der Beschreibung erdichtet gewesen ist und daß er die Absicht habe, einen „getreuen Bericht über jenen unglücklichen Schritt“ zu hinterlassen, der

nach seinem Tode erscheinen soll. Dann gibt Psalmanazar eine Beschreibung Formosas, die eingestandenermaßen von Candidius herrührt, mit dessen Bericht er sich vor einigen vierzig Jahren absichtlich in Widerstreit gesetzt hatte! Kein Wunder, daß seine Freunde von Formosa nichts wissen wollten. Selbst Dr. Johnson gestand, daß er ängstlich war, auch nur das Wort China in Gegenwart des einst hochgeschätzten Formosaners zu erwähnen.

Psalmanazars Reue über seinen Betrug erhob sich bis zur Zerknirschung und seine Selbsterniedrigung grenzte ans Abstoßende. Hinfort wollte er durch ein Leben in freiwilliger Entsagung und Verborgenheit für seine frühere gottlose Sucht, allgemein bekannt sein zu wollen, büßen. Seine literarischen Beiträge sollten seinen Namen nicht verraten. Wenn er eine ganz verdienstvolle „Geschichte des Buchdrucks“ für den Buchdrucker Palmer schrieb, so erschien sie unter dem Namen Palmers als Verfasser. Wenn er (1753) fünf „Essays on Miracles“ herausgibt, wird das Werk auf dem Titelblatt „einem unbekannten Laien in der Stadt“ zugeschrieben. Damit steht das seinen Denkwürdigkeiten vorangesetzte merkwürdige Testament in Übereinstimmung, das bestimmte, daß sein Leichnam in irgendeiner dunklen Ecke des allgemeinen Friedhofes begraben werden sollte und zwar in keine Art von Sarg, höchstens einen Nasenquetscher von geringstem Werte eingeschlossen, ohne Deckel oder andere Hülle, damit die natürliche Erde ihn ganz umgeben könne.

Psalmanazar erhielt nur zehn Guineen für die erste Auflage seines Werkes über Formosa und zwölf für die zweite. Von seinem fabelhaften Inhalte abgesehen, ist dieses Werk weit weniger interessant als die Memoiren, die reine Selbstbiographie sein und durchaus nichts Erdichtetes enthalten sollen. Die Memoiren erzählen eine erstaunliche Geschichte wirklichen Lebens, die indessen starke Anforderungen an den Glauben stellt. Die Erzählung scheint ihren Mittelpunkt in Avignon zu haben und daher die Annahme zu rechtfertigen, daß Psalmanazar französischer Abstammung ist. Psalmanazar erklärt aber, daß er „niemals jemand angetroffen oder von jemand gehört hätte, der ihm über sein Geburtsland eine zutreffende Ver-

mutung mitgeteilt hätte". Frankreich scheint von der Ehre ausgeschlossen zu sein, ihn hervorgebracht zu haben.

Franziskaner, Jesuiten und Dominikaner können sich rühmen, ihren Anteil an der Erziehung dieses außerordentlichen Jünglings zu haben. Von ihnen lernte er einigermaßen Lateinisch und etwas Theologie. Dann kommt für ihn, als er sechzehn Jahre alt war, eine Zeit des Müßigangs, die in Landstreicherei endet. In dieser Verfassung durchwandert er Europa, von seiner Mutter, die irgendwo anscheinend in Frankreich lebt, zu seinem Vater, „der einige hundert Meilen entfernt von ihr lebte"; ein geheimnisvoller Vater, der den größten Teil Europas gesehen hatte, ganz außerordentlich davon erzählen konnte und mehrere seiner Sprachen verstand, aber in einem ärmlichen Hause in einem unbekannten Dorfe lebte. Nachdem sich Psalmanazar zuerst für einen wegen seines Glaubens verfolgten Irländer, dann als Formosaner ausgegeben hat, als welcher er von den Jesuiten zum Christentum bekehrt und von ihnen nach Avignon gebracht wird, durchwandert er zu Fuß ganz Europa und wird in seinem elenden hilfsbedürftigen Zustande durch die Almosen der Mildtätigen und Gläubigen unterstützt. Aus diesem Zustande tritt er in militärische Dienste und sinkt rasch in die tiefsten Abgründe sittlicher Verworfenheit, die von diesem Stande unzertrennlich sind, gibt sich aber immer als Formosaner aus, der theologische Auseinandersetzungen liebt und so tut, als ob er der aufgehenden oder untergehenden Sonne eine abgöttische Verehrung erweist. So vergingen zwei Jahre; obwohl ein Krieg wütete, sah er nichts von einer Schlacht oder Belagerung und kam dann mit Innes zusammen, der ihn dazu bewog, sich als Georg Lauder taufen zu lassen und ihn nach London zu begleiten, um ihn seinem Bischof vorzustellen.

Dann folgt der sieghafte Betrug, denn als solcher muß er angesehen werden, wenn auch Psalmanazar zugibt, daß sein „fabelhafter Bericht bei dem größten Teil der Welt so wenig Glauben als möglich fand". Er wird ins Christ Church College geschickt, die Gesellschaft schmeichelt ihm, sein Buch verkauft sich wie frische Semmeln. Es ist wunderbar, wie ein Jüngling von zwanzig Jahren, der 25 Jahre zu sein vorgibt, seine Rolle bis zu Ende spielen kann. Nach den sechs Oxforder

Monaten kehrt er in seine Wohnung in Pall Mall zurück, findet Innes verschwunden und befördert und bringt seine zweite Auflage heraus. Von dieser Zeit (1705) an hat Psalmanazar nach seinem Zugeständnis zehn oder zwölf Jahre in ununterbrochener schamlosester Müßigkeit, Eitelkeit und Ausschweifung zugebracht, bis er endlich 1715 Schreiber in einem Lancashirer Regiment wurde. Seine angebliche formosanische Nationalität verschaffte ihm leichten Zugang bei „Personen von Rang und Gelehrsamkeit". Nachdem er bei dem Regiment zwei vergnügte Jahre unter dem Spitznamen „Sir George" verbracht hatte, den ihm seine durch die Kameraden, statt von der Königin Anna nach dem Frieden von Utrecht, spaßeshalber vorgenommene Erhöhung zum Knight verschafft hatte, versuchte er, sein Auskommen mit Fächermalen zu verdienen. Als ihm dies jedoch nicht gelang, veranstaltete ein wohlgesinnter Geistlicher eine jährliche Subskription für ihn, als für einen formosanischen Proselyten, die zwischen zwanzig und dreißig Pfund jährlich eintrug. Diese große Summe bot ihm mit einer kleinen Einnahme für erteilten Unterricht ein „bequemes Auskommen".

Dann kommt er einem Buchdrucker in die Quere und muß Bücher übersetzen. Von dieser Zeit an führt er im Gegensatz zu seinem früheren, nunmehr ein regelmäßiges und fleißiges Leben. Seine Übersetzungen verschaffen ihm „ein behagliches Leben". Er gibt vor, für sich so viel Hebräisch gelernt zu haben, daß er es sprechen und schreiben kann. Er arbeitet fleißig an seinem Teile der „Universal History" oder Bowens „Complete Systym of Geography". Mit solchen literarischen Studien beschäftigte er sich glücklich und zufrieden während des späteren und längeren Teils seines Daseins. Einer kleinen Gabe Laudanum, die er jede Nacht nahm, schrieb er es zu, daß er imstande war, täglich von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends mit „gutem Appetit und guter Verdauung, mit klarem Kopf und leidlichem Fluß des Geistes" zu arbeiten. So endete ein Leben, das mit ziemlicher Aussicht auf den Galgen in Tyburn (Richtplatz in Westlondon) begonnen hatte, mit der Achtung vieler Menschen und mit der Freundschaft Dr. Johnsons. Wer aber Psalmanazar wirklich war, wer seine Eltern waren, wo sein Vaterland lag, das alles sind Fragen, die der

Nachforschungen der Klugen oder Neugierigen zu spotten scheinen. Sein Leben bietet das merkwürdige Beispiel einer Laufbahn dar, die beinahe verbrecherisch war und durch entschiedene Anstrengung in die rechtschaffeneren Pfade des Fleißes gelenkt wurde. Es gibt noch schlimmere Texte zu einer guten Predigt als das Leben Psalmanazars.

VI.

Politische Fälscherei. — Eikon Basilike.

Zeiten großer politischer Erregung sind fruchtbar an gefälschter Literatur; die Versuchung, den Gang der Ereignisse zu lenken, hat zu verschiedenen Zeiten die Welt mit untergeschobenen Schriften überschwemmt, oft mit einer deutlichen Wirkung auf den Lauf der Geschichte. Das vollendete Beispiel eines derartigen Werkes ist das berühmte „Eikon Basilike", das kurz nach der Enthauptung des Königs Karls I. von England als sein Werk erschien und in hohem Grade zu jener Reaktion zu seinen Gunsten beitrug, die nach einigen Jahren in der Restauration Karls II. gipfelte. Es mag bezweifelt werden, ob ein anderes Buch in der Weltgeschichte jemals eine so entscheidende Wirkung auf die Flut der Ereignisse ausgeübt hat. Burnet sagt von ihm, daß es „den größten Absatz in vielen Abdrucken" irgendeines Buches seinerzeit gehabt hat, wie es auch in verschiedene Sprachen übersetzt wurde.

Offenbar erhoben sich schon beim ersten Erscheinen dieses Werkes ernste Zweifel darüber, daß der König der Urheber desselben sei. „The Princely Pelican" (1649) sagt unter Bezug auf gleichzeitige Berichte, daß es von einem seiner Hofkapläne geschrieben wurde, „um seinen Herrn zur Wertschätzung von Wissenschaft und Frömmigkeit zu bewegen und gleichzeitig die Härte des bevorstehenden Todesurteils zu Westminster zu mildern". Dies mag möglicherweise der Beweggrund seines wirklichen Verfassers John Gauden gewesen sein, der damals Vikar zu Bocking in Essex war und nach seiner Ernennung

zum Bischof in Exeter 1660 einen ganz unberechtigten Anspruch auf die Verfasserschaft des Buches erhob. Bei den damaligen royalistischen Schriftstellern wurde dieser Anspruch als reine Lüge Gaudens angesehen und diese Annahme durch maßlose Schmähung von Gaudens moralischem Charakter gestützt, wozu kein tatsächlicher Grund vorlag. Wood beschreibt Gauden als „eine sehr anständige Person, einen Mann von vielseitigen Anlagen"; ihn, wie Mr. Almach tut, „eine lauernde, begehrliche, dünkelhafte, niedrig gesinnte Kreatur" zu nennen, bringt die Frage, ob er der Verfasser des „Eikon" ist, der Beantwortung nicht näher.

Auf die Streitfrage der äußeren Gründe für die Autorschaft Karls I. einzugehen, ist unnötig, selbst wenn sie weit stärker wären, als sie sich jemals erwiesen haben; sie würden vollkommen unterdrückt werden durch die zwingende Kraft der inneren Beweisgründe, die überwältigend zugunsten Gaudens sind. Ein Mensch kann sich von seinem Stil ebensowenig losmachen wie von seinem Schatten; und soviele literarische Künsteleien im Eikon hervortreten, soviele Ziereleien kennzeichnen auch die Werke Gaudens, aber nicht diejenigen Karls I., so daß jeder Zweifel über die Verfasserschaft durch eine unparteiische Vergleichung beseitigt erscheint.

Um die Kraft der Redensarten abzuschwächen, die eine nahe literarische Verwandtschaft zwischen dem Eikon und Gaudens Werken zeigen, nahm Dr. Christopher Wordsworth, Master of Trinity College, Cambridge, der große Kämpe Karls I., seine Zuflucht zu der Theorie, daß Gauden, als er sich zur Erlangung rascherer Beförderung kurz vor der Restauration entschloß, das „Eikon" als sein eigenes Werk zu beanspruchen, Sorge trug, daß „seine Schriften, nachdem er diesen Plan gefaßt hatte, so in Übereinstimmung mit dem ‚Eikon' waren, daß sein Anspruch glaubwürdiger erschien" („Who Wrote: Eikon Basilike"? III., 111, 1824). Wie kann aber eine solche Theorie mit dem 1653 erschienenen „Hieraspistes" zusammenstimmen, als noch kein Zauberkristall die Restauration sieben Jahre darauf vorher anzeigen konnte? Oder warum sollten solche Ausdrücke in Gaudens „Manual of Prayer" vorkommen, einem privaten Erbauungsbuche, das nur für die Augen des John Earle, Esquire, selbst bestimmt und ihm gewidmet war und

niemals aus dem Manuskriptschranke in der Bibliothek zu Lambeth herausgekommen ist? Oder wie erklären sich solche Nachahmungen des „Eikon“ in Gaudens „Religious and Loyal Protestations“ von 1648 oder in seinen vier gedruckten Predigten von 1640 und 1641, wenn das „Eikon“ nicht vor 1649 das Licht der Welt erblickte? Von Nachahmen kann hier keine Rede sein.

Und wenn wirklich in Karls I. Geist die Quelle solcher Redensarten zu suchen ist, wie sie dem „Eikon“ und Gauden gemeinsam sind, so müßten einige Andeutungen davon doch auch in den Briefen und anderen literarischen Äußerungen des königlichen Geistes auftauchen, anstatt daß sie entweder durch ihre Seltenheit oder durch ihr völliges Fehlen auffallen.

Mit vielen solcher Phrasen focht Wordsworth im allgemeinen leidlich erfolgreich. Die jetzt anzuführenden sind meist der Aufmerksamkeit des Erzdiakons Todd und anderen Anhängern Gaudens entgangen. Sie haben natürlich nur kumulativen Wert, der Fall stützt sich auf eine Reihe von Beispielen, nicht auf einzelne Beispiele. Wordsworths Plan war, ein besonderes Wort oder einen besonderen Satz herauszugreifen und zu zeigen, daß sie sowohl in früheren oder gleichzeitigen Schriftstellern, als auch im „Eikon“ und bei Gauden vorkamen. Damit wird die Frage aber nicht gelöst. Denn die bedeutsame Tatsache bleibt bestehen, daß diese Übereinstimmungen der Ausdrucksweise genau bei dem Schriftsteller vorkommen, der das „Eikon“ geschrieben haben will, und zwar so häufig, daß sie seinem Stil einen bestimmten Ton geben. Die Zahl dieser Übereinstimmungen läßt es, von allen andern Argumenten abgesehen, fast gewiß erscheinen, daß Gauden und der Verfasser des „Eikon“ eine und dieselbe Person waren.

Gaudens Vorliebe für Metaphern grenzte an ein literarisches Laster. Sie sind jeder nur denkbaren Seite des Lebens entnommen, oft weit hergeholt und mit mühsamem Fleiß ausgearbeitet. Bemerkenswert ist, daß die meisten Metaphern des „Eikon“ denen gleich sind, die Gaudens Stil eine so eigentümliche Farbe verleihen. Gaudens Metaphern können passenderweise in folgende Klassen von Metaphern eingeteilt werden: 1. Maritime oder nautische, 2. Militärische, 3. Metallurgische, 4. Medizinische, 5. Hortikulturale, 6. Geometrische, 7. Igneische.

1. Maritime oder nautische Metaphern kommen im „Eikon“

am häufigsten vor. Sein Verfasser steckt voller Meere und Stürme, Ruder und Piloten, Häflen und Schiffbrüche. „O, Herr, sei du mein Pilot,“ ruft er aus, „in diesem dunklen und gefährlichen Sturm, der mich hindert, in den Hafen meiner Heimat zurückzukehren oder in einen andern Hafen einzulaufen.“ Dann: „Wenn ein Pilot auf See den Polarstern nicht sehen kann, so kann ihn keine Schuld treffen, wenn er seinen Kurs nach solchen Sternen steuert, die ihm am besten erscheinen.“ Oder auch: „Noch wünsche ich anderes, als das Schiff sicher ans Ufer zu bringen, wenn sie mich über Bord geworfen haben: wenn es auch sehr seltsam sein mag, daß Seeleute kein anderes Mittel finden können, den Sturm zu beschwichtigen, den sie durch Ertränken ihres Piloten heraufbeschworen haben.“

Eine so häufig vorkommende Metapher ist selbstverständlich Karl I. nicht unbekannt, der die Ereignisse seiner Zeit als einen „großen Sturm“ oder als eine „Wasserflut“ ansieht und einmal auf sich selbst anspielt als „ihn, der am Steuer steht“ (Declaration, 14. April 1628). Aber der König wendet solche Figuren nicht häufig und nur in ihrer einfachsten Form an, während bei Gauden der Gebrauch unfehlbar und sorgfältig ausgearbeitet erfolgt. Er kann sich schwerlich den Staat oder die Kirche nur als ein Schiff denken, dessen Lotsen die Staatsmänner oder Bischöfe sind. Die folgenden Sätze mögen als Proben aus dem „Hieraspistes“ genügen: „Diese groben und vorschnellen Unternehmer, die alles verbessern und beherrschen wollen, werden wahrscheinlich sich selbst und viele andere und das ganze Schiff dieser Kirche scheitern lassen, wenn sie die geschickten Piloten (die treuen Bischöfe und Geistlichen) vom Steuer wegtreiben und an ihren Platz alle möglichen dreisten Bootsleute stellen“ (114). Oder: „Kluge Lotsen wissen, daß es auf dem Kompaß keinen Punkt gibt, aus dem nicht ein Sturm kommen kann“ (117). Ferner: „Noch sollten armselige Männer . . . wie diese berauschten Seeleute diese rechtmäßigen Piloten vom Steuer verdrängen . . . daß diese neuen Unternehmer versuchen mögen . . . wie bald sie ein so schönes, reiches und ausgezeichnetes Fahrzeug, wie diese Kirche von England einst in den Augen der ganzen Welt, ausgenommen unsere eigenen, war, überwältigen und zerschellen können“ (129).

Ähnliche Metaphern kommen auf Seite 31, 92, 171, 209, 526, 548 und 576 vor. Und damit nicht gesagt werde, daß Gauden sich diese literarische Gewohnheit durch das Lesen des Eikon aneignete, möge darauf hingewiesen werden, daß er in seiner ersten gedruckten Predigt von 1640, lange bevor an das Eikon zu denken war, von „dem großen Ankertau spricht, das den Staat vom Schiffbruch zurückhält".

Es möchte scheinen, daß sich in dem „Eikon" keine auf das Meer bezügliche Metapher findet, die nicht auch bei Gauden anzutreffen wäre. Wenn das „Eikon" bemerkt, daß es besser ist, auf See zu einem Sturm gezwungen zu werden, als Gefahr zu laufen, „an der Leeküste zu zerschellen oder zu sinken", so ist Gauden nicht weit davon entfernt, wenn er von Geistlichen spricht, „die größtenteils Not in diesen Hafen des geistlichen Amtes treibt und sie hier so in Abhängigkeit oder *auf der Leeseite* hält, daß sie selten imstande sind zu wagen" usw. (Hps., 497).

Gauden fordert Fürsten und Regierende auf, dem gemeinen Volke „Dämme und Grenzen zu setzen wie den großen Gewässern" (Hps., 117); er spricht von „denen, deren Wut wie den Meeren der Herr bisher Schranken gesetzt hat" (ib., 33); „die niemals gewohnt waren, die festen Ufer des durch Gott eingesetzten geistlichen Amtes zu überfluten, sondern noch in den heiligen und demütigen Schranken gehalten werden" (220). Er kann die Vorstellung vom überflutenden Meer nicht los werden: „Wie das Meer kleine Tropfen und Wellen" über die *Ufer* wirft, die es in seiner Wut später mit schrecklichen Überschwemmungen *überflutet*. Die Gewohnheit könnte nur wegen der Darlegung derselben Gewohnheit beim Verfasser des „Eikon" bemerkenswert erscheinen, der ausruft: „Du kannst bald bewirken, daß die überflutenden Meere ebben und wieder in die Grenzen zurücktreten, die Du ihnen gesetzt hast" und Klage führt „über diese Volksüberschwemmungen, die Du zugelassen hast, daß sie alle *Ufer* der Untertanentreue und Bescheidenheit *übertreten*". Auf den ersten Blick ist ersichtlich, wie beide Schriftsteller gleichmäßig denselben Gedanken in genau dieselben Worte kleiden, wie wir dies erwarten könnten, wenn Gauden für den König schrieb.

2. Militärische Metaphern bilden eine andere Kategorie, welche dieselbe Übereinstimmung zwischen den Gedanken und Worten Gaudens und Karls I. darlegt.

Unsaubere und unwahre Verleumdungen, sagt Karl I., „waren *die geheimen Kriegsmaschinen,* die zuerst gegen die Liebe meines Volkes zu mir gebraucht wurden, damit sie seine gute Meinung und Wertschätzung von mir *unterminierten,* so daß meine Feinde und die ihrigen dazu seine Zuneigung auf einmal in die Luft sprengen und seine Treue niederschmettern könnten“. Oder: „wo viele Kriegsmaschinen religiöser und angemessener Forderungen hauptsächlich vorgebracht werden, um die bischöfliche Verfassung *niederzuschmettern* oder abzuschaffen.“

Gauden kommt diesen Ausdrücken sehr nahe, wenn er die Verfolgungen mit „des Teufels Kriegsmaschinen vergleicht, mit denen die Kirche Christi *niedergeschmettert oder unterminiert* werden soll (462), oder wenn er darüber klagt, daß es jetzt nicht nur *geheime Unterminierungen,* sondern auch *offene Maschinen* gibt (34).

Der wirkliche Karl I. spricht einmal von einer parlamentarischen Maßregel als von einer „Kriegsmaschine“ (Basilika“ II., 152) und nimmt bezug auf seine Feinde, die eine Mauer *unterminieren* und Grundlagen erschüttern (ib. II., 137), aber diese Ausdrücke können schwerlich in Betracht kommen gegen die auffallende Antithese zwischen den „geheimen Maschinen“ des „Eikon“ und den „offenen Maschinen“ des „Hieraspistes“. Es kann auch nicht daran gedacht werden, daß Gauden diese Metapher von Karl I. entlehnte, denn in seiner Predigt von 1640 finden wir, daß er sagt: „Ihr könnt keine *Maschine* erfinden, die so wirksam ist, daß sie die feindliche Partei *niederschlägt* und zerstört“ (24); dies zeigt eine Vorliebe für diese Worte, die lange vor dem Erscheinen des „Eikon“ schon bestand.

Als militärische Metapher dürfte auch die Äußerung des „Eikon“ von „dem *gegabelten Pfeil* parteilicher Eifersucht“ dem Satze Gaudens: „Ein anderer großer Übelstand . . . ist wie ein *gegabelter Pfeil* (Hps., 321) gegenübergestellt werden, oder auch dem Satze: „die in ihrem eiternden Gewissen den

gegabelten Pfeil mit sich herumtragen“ usw. (Bloody Slaughterhouse, 51).

3. Metallurgische Metaphern bieten ein anderes eng verknüpfendes Band zwischen Karl I. und Gauden. Von vier Anspielungen auf Schmelzöfen im „Eikon“ möge eine angeführt werden: „Niemals waren Fürsten ruhmreicher, als wenn Gott es zugelassen hat, daß sie im *Schmelzofen der Trübsal* geläutert wurden;“ man vergleiche damit Gaudens: „Noch soll dieser *Schmelzofen der Trübsal* diese reformierte Kirche verzehren, sondern sie nur läutern“ usw. (Hps., 99); oder ferner: „Wenn sie rotglühend sind in der *Schmiede der Trübsal* und gehämmert werden auf den Amboßen der Arglist dieser Welt“ (390).

Oder man vergleiche die Worte des „Eikon“: „Bringe uns wenigstens *geläuterter* aus diesen Feuern“, mit einer solchen Stelle in Gaudens „Prayer Manual“: „Mache deine Kirche und deine treuen Diener, sowohl Geistliche als Laien, gleich deinem Golde in deinem Schmelzofen, dir nicht weniger kostbar, aber tauglicher, weil *geläuterter* für deinen Dienst“; oder mit der Stelle im „Hieraspistes“, wo Gauden von Gott sagt, daß er „sein Gold in den heißesten Schmelzofen wirft, um es selbst reiner und kostbarer für ihn zu machen“ (561).

Hier noch eine andere derartige Metapher, die vom Schmelzen hergenommen ist. „Einige Menschen dachten,“ sagt das „Eikon“, „daß die Regierungen dieser Kirche und des Staates ... nicht *in ihre neuen Gießformen laufen* würden, bis sie erst im Feuer eines Bürgerkrieges *geschmolzen* waren.“ Gauden hatte eine besondere Vorliebe für diese Phrase. „Nichts *läuft leichter in neue Gießformen* . . . als viele Diener des Worts“ (Hps., 521). „Ist er erzürnt, daß Prediger... gegenwärtig nicht *geschmolzen* sind mit jeder glühenden Hitze scheinbarer Frömmigkeit des Volks? und daß sie sich in jede Form ergießen“ usw. (222). Dann spricht er wieder von der „heißeren *Schmelze* irgendwelcher dreisten Independenten, die Religion und Reformation in irgendwelche *neue Gießformen strömen* ließen, die sie sich einbildeten“ (Hps., Pref. 3). Ferner zeigen ähnliche Anspielungen auf Seite 417, 522, 578, 587, welch wesentlichen Teil von Gaudens geistiger Ausrüstung dieses Hilfsmittel metallur-

gischer Metaphern bildete, die dem Geiste Karls I. ganz fremd sind.

4. Medizinische Metaphern kommen sicher bei allen Schriftstellern vor und selbst in den Schriften von Karl I. spielen Krankheiten und Unpäßlichkeiten, Heilungen und Ärzte ihre Rolle. Bei Gauden sind solche Metaphern aber so häufig, daß sie seinen Stil verunstalten. Sie kommen auch ermüdend häufig im „Eikon“ vor; aber die fortwährende Antithese von *Gift und Gegengift* ist ein so auffallend gemeinsamer Zug von Gauden und dem Verfasser des „Eikon“.

Aus vielen Stellen bei Gauden mag folgendes als Illustration genügen: „Wie gute Gesetze oft wegen übler Sitten entstehen, wie *Gegengifte aus Giften* (Hps., 209); oder aus dem „Prayer Manual“: „Gib mir . . . das Gegenmittel der Nächstenliebe gegen das Gift anderen Unrechts.“ In ähnlicher Weise das „Eikon“: „Da unsere Sünden unsere *Gegengifte in Gifte* verwandelt haben, so laß deine Gnade unsere *Gifte in Gegengifte* umwandeln;“ oder: „Laß meine und anderer Menschen Standhaftigkeit ein *Gegenmittel* sein gegen das *Gift* ihres Beispiels.“ Karl I. brauchte das Wort „Gegengift“ dreimal in seinen unzweifelhaft echten Werken, aber niemals im Gegensatz zu „Gift“, wie es Gaudens Gewohnheit war.

5. Hortikulturale Metaphern bilden einen anderen hervorstechenden Zug von Gaudens Stil, besonders die paulinische Metapher vom „pflanzen und begießen“. Die folgenden Beispiele sind nur einige von vielen. In seiner Predigt vom 29. November 1640 fragt Gauden: „Sind wir so lange ein Weinstock gewesen, der *gepflanzt*, *begoßen* und an den Pfahl gebunden worden ist?“ In seinem „Prayer Manual“: „Stelle deine Kirche wieder her . . . die ehemals so glücklich *gepflanzt*, *begoßen*, und bewahrt worden ist“ usw. Im „Hieraspistes“: „Diener des Wortes Gottes . . . die immer *pflanzen oder begießen*, oder beschneiden können“ (185); „liebliche Blumen von Christus *gepflanzt und begoßen*“ (112); „deren Stamm erst in den Universitäten *gepflanzt und begoßen*“ (386). Auch in seinem „Cromwell's Bloody Slaughter-house“, geschrieben im Februar 1649, finden wir wieder den Ausdruck: „*begoßen* mit dem Blute des Königs und seiner Untertanen“ (104).

Gewiß stand es jedem Schriftsteller frei, diesen Ausdruck zu gebrauchen, aber Karl I. gebrauchte ihn niemals: welche Tatsache seine Wiederkehr im „Eikon“ höchst bezeichnend erscheinen läßt. „Wenn das Presbyterium in einem solchen Supremat eine Einrichtung Christi ist, so unterscheidet es sich sicher von allen anderen Einrichtungen und ist der erste und einzige Punkt des Christentums, der mit so vielem christlichen Blute *gepflanzt und begoßen* werden sollte.“ Oder: „Dein Weinberg, den deine rechte Hand gepflanzt und der Tau des Himmels begossen hat zu einem glücklichen und blühenden Zustande.“ Gaudens Ausdruck: „Reichlich begossen mit dem Tau des Himmels“ (Hps. 386) wirft sowohl auf diese letzte Stelle als auch auf die folgende im „Eikon“ Licht: „Alle Geistlichen werden hinsichtlich des Gedeihens in der Gunst des Volkes und in derjenigen der Fürsten einen ebenso großen Unterschied finden wie er bei Pflanzen hervortritt, die mit der Hand begossen oder von dem süßen und reichlichen Tau des Himmels benetzt werden.“

Wie können alle diese auffallenden Ähnlichkeiten besser erklärt werden als durch die Theorie, daß sie sämtlich von Gauden geschrieben sind?

6. Der Verfasser des „Eikon“ liebte besonders auch geometrische Metaphern. Kreise, Mittelpunkte und Linien hatten eine unwiderstehliche Anziehungskraft für ihn. So schreibt er vor „Vorstellungen, die eher in und um einen Kreis der Einbildung, als auf die *rechte Linie* der Vernunft führen, die auf das Gesetz, den einzigen Mittelpunkt öffentlicher Beständigkeit, hinstrebt“. Er erwähnt, wie unmöglich es ist, „gerade Linien von einem Mittelpunkt aus zu ziehen, die einander schneiden, die dagegen um so weiter auseinanderlaufen, je weiter sie sich vom Vereinigungspunkt entfernen“; und er vertraut für den Prinzen von Wales darauf, daß Gott nach „dem Mittelpunkt wahrer Glückseligkeit (d. i. seine Rettung) gnädiglich diejenigen schwarzen Linien der Trübsal lenken wird, die es ihm gefällt“.

Bei der Zusammenkunft Karls I. mit dem Marquis of Worcester zu Raglan Castle soll der König von der griechischen Kirche als von dem „Mittelpunkt und Umkreis“ der katholischen Kirche gesprochen haben, wie er auch einmal von einem „Kreis der Ordnung“ („Bibliotheca Regia, I., 100) gesprochen

hat; aber dies läuft doch auf gar zu wenig hinaus. Die Metapher ist kein wesentlicher Bestandteil seines Stils, wie sie es bei Gauden ist. Vergleiche die oben angeführten Stellen aus dem „Eikon“ mit den folgenden aus dem „Hieraspistes“:

„Alle Gaben . . . des Geistes Gottes . . . sind in allen Trieben, Gewohnheiten und Handlungen ebenso in Übereinstimmung mit der Heiligen Schrift wie eine „gerade Linie“ mit jener Regel, nach der sie gezogen ist“ (327).

„So weit sind diese von der antiministeriellen Wut und Narrheit gezogenen Linien davon entfernt, gleichlaufend mit Gottesfurcht oder Christentum zu sein, . . . daß sie aller Zivilisation diametral entgegengesetzt sind“ (Pref. 33). Christen sind „Linien, die von verschiedenen Punkten des Umkreises des Glaubens gezogen sind, aber alle nach demselben Mittelpunkt Jesus Christus laufen“ (455).

Damit man nicht sage, daß Gauden sich dieses Gefallen an geometrischen Metaphern aus dem „Eikon“ geholt habe, sei wieder auf die von ihm am 29. November 1640 vor dem Parlament gehaltene Predigt verwiesen, die zeigt, daß Gauden sich gewöhnt hatte, in geometrischen Begriffen zu denken, lange bevor an eine Nachahmung des „Eikon“ zu denken war. „Die Wahrheit ist nur eine, als der Mittelpunkt,“ sagt er, „und vereinigt alle Gemüter zu einer Eintracht, die darauf gerichtet ist“ (41).

7. Überzeugender als alle andern Metaphern stellt die igneische Metapher die Identität Gaudens und des Verfassers des „Eikon“ fest. Die Blätter Gaudens sprühen ebenso wie diejenigen des „Eikon“ förmlich von „Funken“, „Flammen“ und „Feuern“, was jedoch bei dem echten Karl I. nicht der Fall ist.

Als Beispiele dieser Angewohnheit seien aus dem „Eikon“ angeführt:

„Welche Flammen von Unzufriedenheit dieser Funke entfachte, dessen ist die ganze Welt Zeuge.“

„Die schlecht gedämpften Brände jenes Feuers haben die gleichen Flammen hier entzündet.“

„In deren Herzen sie auf alle Fälle alle Funken von Liebe, Achtung und Treue zu mir zu ersticken und auszulöschen suchen.“

„Durch die Funken der Unzufriedenheit wurden diese schrecklichen Flammen nicht am wenigsten entfacht und angeblasen.“

Dies sind nur wenige Beispiele einer Gewohnheit, die dem „Eikon“ eine bestimmte Färbung geben. Es ist deshalb bezeichnend, daß allen Werken Gaudens durch sein beständiges Zurückgreifen auf dieselbe Metapher genau derselbe Anstrich gegeben wird. Hierfür einige Illustrationen:

„Die Funken leidenschaftlicher Meinungen vieler Menschen . . . die schließlich auf Strohdächern entflammten . . . haben ihre eigenen Häuser in Brand gesteckt“ (Hps., 33).

„Wie würden sich manche freuen, wenn die Sonne unterginge, damit ihre Glühwürmer scheinen könnten, daß die Lichter des Hauses ausgelöscht würden, damit dann ihre Funken zum Vorschein kämen, die sie sich angezündet haben“ (Hps., 396).

„Jede neue religiöse Strömung . . . löscht deine heiligen Funken und glimmenden Kohlen in christlichen Herzen aus, so ist es, und entzündet diese unheiligen . . . Feuer des Widerspruchs, der Eifersucht . . . zu den gefährlichen Höhen alles verzehrender Flammen“ usw. (Hps., 133).

Aus Gaudens „Life of Hooker“ (1661) sind entnommen:

„Sie verschworen sich, diese *schrecklichen Feuer* des Bürgerkrieges anzuzünden, die dieser weise Autor voraussah und in seiner bewundernswerten Vorrede voraussagte und die den Funken und dem Rauch folgten, die er zu seiner Zeit schon sah“ (siehe „schreckliche Flammen“ im „Eikon“, 12).

„Wenn er auf alle Fälle diese Feuer auslöschen könnte, von denen er den Rauch schon bemerkte und befürchtete, daß ihre Flammen zuletzt zu furchtbaren Feuersbrünsten hervorbrechen würden.“

Auch in den Predigten, die er lange zuvor hielt, ehe das „Eikon“ geschrieben wurde, ist dieselbe Vorliebe für diese igneische Metapher anzutreffen:

„Wie Pulver entzünden wir uns an dem letzten Funken des Ärgernißes und flammen ungestüm zur Rache auf“ (Oxford, am 11. Juli 1641).

„Wo die Kohlen heimlicher Zwietracht in jeder Ecke umhergestreut liegen, muß bald das ganze Haus in Feuer aufgehen“ (Chelmsford, 1641).

Wenn wir uns nun von den Kategorien übereinstimmender Metaphern im „Eikon“ und bei Gauden zu den einzelnen Metaphern wenden, so haben wir immer dieselbe erstaunliche Ähnlichkeit vor uns.

So in der der Bogenschützenkunst entnommenen merkwürdigen Phrase des „Eikon“: „Ein großer Teil derjenigen, deren Frömmigkeit *auf dem populären Bolzen hing*, die Regierung zu schmähen und zu verurteilen.“ Gauden liefert eine ähnliche Stelle: „Das Gewicht des Christentums *hängt durchaus nicht an diesem populären Bolzen*“ usw. (Hps., 116).

Zuweilen ist die Metapher dem Bowlingspiel entlehnt. Vergleiche im „Eikon“, daß nichts Leidenschaftliches den *Schwerpunkt der Kugel bei meinem Urteil beeinflussen soll*, mit Gaudens Satz, „dieser *teilweise Einfluß auf ihr Urteil*, der all ihre Gelehrsamkeit vernichten wird“ (Hps., 287).

Zuweilen ist die Metapher dem Tennis entnommen. Das „Eikon“ sagt: „Der *Rückprall* zeigt sich oft in den Gesichtern der Leute, die diese heftigen Stöße spielen.“ Gauden schreibt: „Ich bin fertig mit dem ersten Teil dieser Spitzfindigkeit oder boshaften Verdrehung, welche den Ball der Kirche von England gegen die päpstliche oder römische *Mauer* hin und her zu werfen sucht; damit sie ihn entweder auf die Seite des Volks oder der Independenten *zurückprallen*, oder in das *„gefährliche Loch* fallen lassen kann, überhaupt kein treues Predigeramt zu haben“ (Hps., 259).

Die Geflügelzucht liefert dem Verfasser des „Eikon“ die „stolze und anmaßende Tätigkeit, die *jedes Ei* verschiedener Meinungen zu einer Partei oder Spaltung *auszubrüten* sucht“. Gauden schreibt: „Wie verhaßt ist es eitlen und stolzen Menschen zu denken, daß das *Ei* irgendwelcher Meinungen, das sie *gelegt oder ausgebrütet* haben, angefault ist“ (505).

Immer findet sich im „Eikon“ und bei Gauden diese merkwürdige Verwendung desselben Gedankens in denselben Worten. Wenn das „Eikon“ von „den Unterschieden in weniger wichtigen Angelegenheiten spricht, die nur die Einkleidung und die *Grenzen der Religion* sind“, so liefert Gauden dazu die Parallele: „Wenn in geringeren Dingen, die nur Saum und Franse des heiligen Gewandes, der Rand und die *Grenzen der*

Religion sind“ (Hps., 453) und schreibt in seinem „Prayer Manual“ von den „*Grenzen* der Hölle“.

Das „Eikon“ hat: „Mein Gebet zu Gott ist . . . daß es Ihm gefallen möge, euch zu einem *Anker* oder Hafen für diese hin und her geschleuderten und vom Wetter beschädigten Königreiche zu machen“ und Gauden schreibt: „Christen müssen in Glaubenssachen nicht immer hin und her schwanken, sondern zu einem *Anker* der Stetigkeit kommen“ (Hps., 452).

Das „Eikon“ liebt die Redewendung „*diese Sünde in dem Spiegel* ihrer Strafe zu sehen“, womit man in Gaudens „Religious and Loyal Protestation“ vom 5. Januar 1649 vergleichen möge: „Ich möchte lieber *eure Sünden in solchen Spiegeln* freier und gerechter Ermahnung sehen.“ Oder im „Eikon“: „Laß unser Gewißen unsere Sünden so empfinden, wie sie *im Spiegel* Deines göttlichen Strafgerichts dargestellt sind.“ Damit verglichen Gaudens Darstellung menschlicher Angelegenheiten: „vollständig *dargestellt im Spiegel* unserer Zeiten“ (Hps., 528).

„Vergib ihre Sünden . . . denen, die Deine gerechte Strafe verdient haben, in die *wilden Säue* fahren zu müssen... *und deinen Weinberg zu verwüsten und zu verunstalten.*“ So das „Eikon“; Gauden schreibt von gewissen Personen, „die wie so viele *wilde Säue den Weinberg des Herrn* zu verwüsten suchten“ (Hps., 54).

Gauden liebte solche Vergleichungen des Menschen mit Tieren. Er schreibt von den „*Schweinen*, welche... die Weiden aufwühlen, durch die Zäune brechen und das Getreide verwüsten“ (Hps., 457); ebenso das „Eikon“: „Was die *Schweine* den Gärten und wohlgeordneten Anpflanzungen sind, das sind Tumulte für die Parlamente.“

Im „Eikon“ findet sich der Satz: „Die Erziehung der Könige und Königinnen, welche die *Pfleger* und *Pflegerinnen der Väter und Mütter* dieser Kirche gewesen sind;“ Gauden hat dafür: „Diese Kirche, die durch die fürstliche Frömmigkeit, *Väter und Mütter zu pflegen*, so lange bewahrt worden ist“ (Hps., 99). Diese Redewendung stammt aus Jesaias 49, 23.

Das „Eikon“ hat eine Metapher aus der Zimmermannskunst: „Weder ist es tauglich, religiöse Reformationen mit dem Schwerte *auszuhauen*, noch sie durch friedliche und religiöse Disputationen zu *glätten*.“ Gauden sagt von den Scholastikern,

daß sie die Pfeiler der christlichen Religion in kleine Splitter und Späne zerhackten und zerschnitten, anstatt viel zum *Glätten* und Aufrichten derselben beizutragen“ (Hps., 401).

Die beste Erklärung für alle diese Gleichheiten des Ausdrucks ist die Einheit des Geistes, der sie hervorbrachte. Dr. Wordsworth hatte eine einfache Theorie, sie zu bestimmen: wenn sie in einem Werke Gaudens von jüngerem Datum als das „Eikon“ vorkamen, dann waren sie vom „Eikon“ entnommen; wenn sie in einem Werke von älterem Datum als das „Eikon“ vorkamen, dann hatte sie Karl I., der ein fleißiger Leser von Predigten war, den Predigten Gaudens entnommen. Das ist aber eine besondere Beweisführung gewöhnlichster Art, die niemand überzeugen kann. Dr. Wordsworths Theorie war, daß Gauden absichtlich das „Eikon“ nachahmte, um seinen Anspruch auf dessen Verfasserschaft mit größerer Glaubwürdigkeit geltend machen zu können. Aber in dem von Gauden dem Lord Clarendon gegenüber geltend gemachten Anspruch findet sich kein Bezug auf solche Übereinstimmungen als Beweis für eine solche Verfasserschaft. Es ist müßig zu glauben, daß ein Mann ein langes Buch wie den „Hieraspistes“ auf die Aussicht hin schreibt, daß es einen Anspruch unterstützen hilft, der erst sieben Jahre später erhoben wird und dann erst bei der günstigen Gelegenheit einer völligen politischen Umwälzung. Und ist es nicht lächerlich, anzunehmen, daß sich ein Geschäftsmann wie der Kanzler mühsam durch alle die umfangreichen Werke Gaudens durcharbeitet, um sich zu überzeugen, daß Gaudens Anspruch ein glaubwürdiger war? Lord Clarendon wußte selbstverständlich, daß es aus anderen Gründen wahr war und bestritt es niemals.

Neben der Gleichheit der Metaphern gibt es aber noch gewisse Lieblingsphrasen und Antithesen, die weiterhin die Wahrheit von Gaudens Anspruch feststellen.

1. Die Antithese „gerecht“ und „ungerecht“.

Im „Eikon“ haben wir: „deren *gerechte* Wiedererlangung ihrer Rechte von *ungerechten* Usurpationen“, oder: „welches seine *Gerechtigkeit* durch die sehr *ungerechten* Hände einiger meiner Untertanen.“ In einem Briefe an die Königin (14. November 1646) erwähnt Karl I. die *ungerechte Gerechtigkeit* des Parlaments, aber Gauden kommt dem „Eikon“ näher mit seinem:

„das was ihr *Gerechtigkeit* gegen den König nennt, scheint mir die größte und ganz beispiellose *Ungerechtigkeit* zu sein" (Religious Protestation, 1649); oder „die *ungerechten* Vollstrecker der *gerechten* Rache (Slaughter-house, 9); oder „ein neuer Gerichtshof der *Gerechtigkeit* (wie Leute ihn *ungerecht* nennen)" (ib. 24).

2. Die Antithese „beabsichtigen" und „vorgeben". Das „Eikon" hat: „Wie sie ihre Verträge hinsichtlich der *vorgeblichen* Frömmigkeit halten, vorausgesetzt, daß sie fest an der Partei und an dem *beabsichtigten* Zweck halten." Gauden sagt in seiner „Religious and Loyal Protestation" vom 5. Januar 1649 zu Lord Fairfax und zu dem Generalkriegsrat: „Laßt die Welt in dem Ereignis nicht finden, daß eure *vorgeblichen* Gnadenakte *beabsichtigte* Grausamkeiten waren."

3. Die Antithese zwischen „Wort" und „Schwert". Das „Eikon" liebt es besonders, diese Worte gegeneinander auszuspielen. „Vergebens ist meine Person durch eine Parenthese von *Worten* ausgenommen, wenn so viele Hände mit *Schwertern* gegen mich bewaffnet sind."

Dann: „Deren *Worte* zuweilen milder denn Öl waren, aber nun sehe ich, daß sie sich als wahre *Schwerter* erweisen können."

Ferner: „Viel herrlicher ist es, Seelen zu Gottes Kirche durch das *Wort* zu bekehren, als Menschen zur Unterwerfung durch das *Schwert* zu besiegen."

Oder auch: „Mich durch mein *Wort* zu vernichten oder nicht dulden, daß sie es tun, ohne Widerstand durch das *Schwert* zu finden."

Gauden hat dieselbe Vorliebe für dieselbe Antithese:

„Unsere *Worte* sind scharfe *Schwerter*, die täglich geschärft werden oder klirrend gegeneinander schlagen" (Hps., 139), wie die Geistlichkeit die Obrigkeit durch das *Wort* leitet und die Obrigkeit der Geistlichkeit durch das *Schwert* beisteht" (Hps., 400). „Wenn Argumente und Worte dies nicht vermochten, so haben doch Waffen und *Schwerter*, wie sie sagen, die Bischöfe überzeugt" (ib., 260).

4. Die Antithese „Gebrauch und „Mißbrauch".

Diese ist nicht ungewöhnlich, aber wieder eine solche, die sowohl von Gauden als vom Verfasser des „Eikon" gern angewendet wird. Im „Eikon" lesen wir: „Mache mich so

weit glücklich, daß ich einen *rechten* Gebrauch von Anderer *Mißbräuchen* mache."

„Zu wissen, wie man zwischen dem *Gebrauch* und *Mißbrauch* von Dingen unterscheidet."

„Die *Mißbräuche* derselben verdienen ebensosehr ausgerottet, als der *Gebrauch*, beibehalten zu werden."

Von acht Beispielen im „Hieraspistes" mögen angeführt werden:

„Am wenigsten imstande, zwischen dem *Mißbrauch* und *Gebrauch* von Dingen zu unterscheiden" (302).

„Viel mehr Narrheit ist es, den *Gebrauch* heiliger Dinge ganz abzuschaffen, als einige *Mißbräuche* mit ihnen zu dulden" (256).

„Das Kriegsvolk dürfte seine Helme *brauchen* oder vielmehr *mißbrauchen*" (34).

Gauden liebte diese Antithese lange vor dem „Eikon", denn in seiner Predigt von 1640 spricht er von denen, „die das Altertum zu *mißbrauchen* suchen, indem sie jene Namen *gebrauchen*" usw.

5. Die Antithese „vernichten" und „verbessern", die kürzlich in einer politischen Erwähnung berühmt wurde.

Im „Eikon" haben wir: „Ich hatte die Nachsicht, es so auszulegen, daß die meisten meiner Untertanen . . . beabsichtigten, mich zu *bessern*, aber nicht mich zu *vernichten*." Gauden sagt in der Vorrede zu seinem „Hieraspistes": „Wenn es die *Besserung*, nicht die *Vernichtung*... von Geistlichen ist, nach welcher ihre strengen Tadler und Widersacher trachten."

6. Die Antithese „gefallen" und „mißfallen".

Im „Eikon" findet sich: „Es ist zu viel, daß sie mich einmal überwältigt haben, ihnen zu gefallen, indem ich Dir *mißfiel*."

Und: „Wenn ich so glücklich sein kann, Dir zu *gefallen*, brauche ich nicht zu fürchten, wem ich *mißfalle*."

Wieder liebt Gauden dasselbe: „Es wird schwer sein, jemand zu *gefallen*, ohne vielen zu *mißfallen*" (Pref., Hps.).

„Wenn sie nur sich selbst *gefallen*, so verschlägt es nichts, wie sie Gott *mißfallen*" (505).

„Um mir in dem zu *gefallen*, was ich nur als Dir sehr *mißfällig* annehmen konnte" (Manual of Prayer), und: „wie niemals mein *Gefallen* Dein *Mißfallen* ausmachen möge" (ib.).

7. Die Antithese „Frömmigkeit" und „Politik".

Wenn Fuller oder andere dieselbe Antithese gebraucht haben mögen, so ist sie doch eine von denen, die als ein weiteres verbindendes literarisches Glied zwischen Gauden und dem „Eikon" angesehen werden muß. Vergleiche im „Eikon": „den es sowohl in *Frömmigkeit als Politik* am meisten angeht", oder „nicht so sehr aus *Frömmigkeit* als aus *Politik*" mit folgenden Stellen aus Gauden: „eher eine Sache der *Politik* als der *Frömmigkeit*" (Hps., 280); „eher ein gewöhnlicher Akt der Vernunft und *Politik* als Menschen, als daß er ihrer *Frömmigkeit* als Christen zugänglich wäre" (Hps., 300); „sowohl in *Frömmigkeit* als in *Politik* keine geringere Notwendigkeit" (ib., 233); „daß menschliche *Politik* wahre *Frömmigkeit* nicht überwältigen möge" (Manual); „indessen in einigen Grundsätzen, eigentlich mehr von der *Politik* als von der *Frömmigkeit*, abweichend" (Brief an Bernard).

Die Sache Gaudens wird ferner dadurch gestärkt, daß auf beiden Seiten gewisse ungewöhnliche Worte oder Wortverbindungen vorkommen. „Die Independenten," sagt das „Eikon", „glauben, daß sie aus den Diensten ihrer Nebenbuhler *freigelassen* (manumitted) worden sind." Gauden schreibt von Neulingen im geistlichen Amte: „die erst letzlich von Rute und Lineal *freigelassen* worden sind" (Hps., 27).

„So leicht und bequem," sagt das „Eikon", „ist diese *Taschenspielerei*, die dazu dienen soll, das gemeine Volk anzuführen;" auch Gauden spricht von „diesen hübschen *Taschenspielereien* (legerdemains) in Religionssachen" (Hps., 323).

Das „Eikon" spricht von den „*verwirrten Labyrinthen* unserer Gedanken". Auch Gauden liebt das Wort „Labyrinth" und schreibt einmal von dem „Labyrinth . . . verwirrter Absichten" (Slaughter-house, 45).

„Ehrgeizige Geister glauben, daß sie niemals genug *Schlingen* und *Fallstricke* gelegt haben," sagt das „Eikon"; „daß so niemand seine *Schlingen* und *Fallstricke* entdecken könnte," sagt Gauden (Hps., 395).

„Wie *Regenschauer* warmem *Sonnenschein* folgen," hat das „Eikon", womit bei Gauden zu vergleichen ist: „Doch sollte sich dieser wärmere *Sonnenschein* im Herzen der Geist-

lichen eher durch milden Tau und sanfte *Regenschauer*, als durch Blitzstrahlen äußern“ (Hps., 25).

Auf ähnliche Weise in Zusammenhang stehen „Eikon“ und Gauden durch den beiderseitigen Gebrauch von Worten wie „rauchen und verhüllen“, „Rost und Schlacken“, „vielköpfige Hydra“, „die Neuerungssucht“, „tumultuarische Heftigkeit“, „Prüfstein“, „das Licht der Vernunft und Religion“, „hinneigend“ und durch die ermüdende Wiederholung des Ausdrucks „einige Menschen“. Zweifellos gehörten diese Ausdrücke mehr oder weniger zum literarischen Wortschatz der Zeit, aber die große Zahl von Übereinstimmungen zwischen dem Stil Gaudens und demjenigen des Verfassers des „Eikon“ kann nicht bestritten oder leicht wegerklärt werden. Dr. Wordsworth erklärt, daß niemand jemals einen Satz oder ein Wort bezeichnet hat oder bezeichnen könnte, die auch nur im geringsten Grade darauf abzielten, Gaudens Anspruch darzutun oder zu beweisen; darauf kann nur erwidert werden, daß entweder seine beiden Prüfungen des „Hieraspistes“ unentschuldbar oberflächlich waren, oder daß sie von dem vorher gefaßten Entschluß begleitet waren, keine Beweise zu finden, die einer vorher aufgestellten Theorie zuwiderliefen. In Wahrheit ist das „Eikon“ eine Art literarischen Mosaiks der Gaudenschen Ausdrücke und schwerlich ist im „Eikon“ ein Gedanke enthalten, der Gauden fremd ist.

Oft ist dieser Gedanke in die naheste mögliche Wortähnlichkeit gekleidet. In dieser Beziehung möge man die schräggedruckten Worte der folgenden Stelle aus dem „Eikon“ mit der darauffolgenden aus Gauden genau vergleichen: „Denn diese *weltlichen* Zusätze und Verzierungen des geistlichen Ansehens . . . die meine Vorgänger . . . den Bischöfen und Geistlichen zuerteilt haben, betrachte ich nur als *gerechte Belohnungen ihrer Gelehrsamkeit* und Frömmigkeit... angemessene Stärkungen *ihres Ansehens* und der ihnen schuldigen Ehrfurcht . . . Ich möchte solche Männer als Bischöfe haben, die dieser *Aufmunterung* am meisten würdig sind.“

Gauden schreibt ebenfalls über Bischöfe und sagt: „Ich halte den *weltlichen* Prunk und die glänzende Ausstattung für nicht viel mehr als für öffentliche *Aufmunterungen* des Verdienstes, als Anregungen, sich hervorzutun, als würdige

Belohnungen der Gelehrsamkeit und als hergebrachte äußere Formen oder Feierlichkeiten, welche die *Autorität* in den Augen des Volkes hervorheben und schmücken“ (Hps., 274).

Dann ist auch die ganze lange Erörterung der eigentlichen Beziehungen zwischen Episkopat und Presbyterium, die Gauden gibt, derjenigen des „Eikon“ gleich. Einen Grund, das Episkopat vorzuziehen, spricht Gauden dahin aus, daß „dadurch vermieden wird, bei so vielen überall bestehenden Kirchen *Anstoß* zu erregen, die größtenteils noch von Bischöfen regiert werden, die in einiger Beziehung von den Presbytern verschieden sind und über sie emporragen: es ist kein Werk christlicher Klugheit oder *Nächstenliebe*, die *Unterschiede* zwischen uns und anderen Kirchen *größer zu machen*“ (Hps., 265). Das „Eikon“ gebraucht viele derselben Worte, um denselben Gedanken auszudrücken: „Auch ist es kein Merkmal von Weisheit oder Nächstenliebe, wo Christen nicht übereinstimmen (wie viele in einigen Teilen tun), dadurch die *Unterschiede größer zu machen* und auf einmal der christlichen Welt (ausgenommen eine Handvoll Protestanten) einen so großen *Anstoß* bezüglich des Kirchenregiments zu geben.“

Gauden sagt weiter: „Ich würde erfreut sein, wenn ich sehen würde, daß *Rat* und Beistand wohlgesetzter Prebyter durch die Ordnung und den Glanz episkopalen *Vorsitzes* gekrönt würde.“ In engem Anschluß daran sagt das „Eikon“: „Nicht daß ich gegen die Führung dieses *Vorsitzes* und der Autorität durch einen Mann mit dem gemeinschaftlichen *Rat* und der Zustimmung vieler Presbyter bin.“

Es würde langweilen, noch mehr derartige Verwandtschaften aufweisende Stellen anzuführen, die tiefer gehen als der bloße Ausdruck der Gedanken und die wirklichen Ideen selbst treffen. Für Wordsworths Theorie von Gaudens moralischer und geistiger Unfähigkeit, das „Eikon“ geschrieben zu haben, gibt es nicht die geringste Begründung. Im „Hieraspistes“ gibt es zahlreiche Stellen, von denen nicht eine geistig tiefer steht als diejenigen des „Eikon“. Darunter sind Stellen zum Lobe der Nächstenliebe, der Gottesfurcht und Versöhnlichkeit, die nicht allein solchen im „Eikon“ gleichwertig, sondern ihnen im Tone auch merkwürdig ähnlich sind. Unglücklicherweise drängen sich die groben und geistigen etwas peinlich in Gau-

dens Schriften, aber es ist ungerecht, diese dunkleren Äußerungen zu sammeln, als wenn sie allein stünden und sie dann den besten Stellen des „Eikon“ gegenüberzustellen. Aber dieser einfache Trick bei der Kontroverse ist die beliebte Waffe der Anhänger Karls I. von Dr. Wordsworth an bis zu Mr. Almach gewesen.

Zur Unterstützung Karls I. hat Mr. Scott vorgebracht, daß sich in Karls Exemplar von Bacons „Advancement of Learning“ im Britischen Museum verschiedene Apophthegmata in Karls Handschrift befinden, die den glatten epigrammatischen Sätzen des „Eikon“ sehr ähnlich sind, so z. B. „Mäßigung belohnt einen Menschen, wenn er am wenigsten daran denkt“, oder: „Wie kann das eine Tugend sein, das auf das Laster gebaut ist?“ Aber der „Hieraspistes“ liefert zahlreichere und besser passende Sätze wie: „Gott hängt oft große Gewichte an kleine Fäden und setzt große Räder durch kleine Federn in Bewegung“ (37); „Menschliches Ungemach ist oft Unterlage und Prüfstein für verschiedene Gnaden“ (565); „Kirchenzehnten werfen wie Maulwurfshügel in der Abendsonne lange Schatten von kleinen Höhen“ (494); „O Vater des Lichts, laß unsern Augenblick hier treue Liebe zu Dir, vollkommene Liebe zu Deiner Kirche und heilige Liebe zu allen Menschen sein“ (141). Dies sind einige von vielen Sätzen bei Gauden, die sich in Art und Weise unbedingt im Einklang mit Stellen im „Eikon“ befinden.

Die literarische Seite des Falles ist für Gauden so stark, daß ihr nur ein ebenso starker Zustand auf seiten Karls I. entgegengestellt werden kann. Ist dies aber möglich? Hie und da kann man in den Werken Karls I. einen Satz oder einen Gedanken erhaschen, der an das „Eikon“ erinnert. Das ganz ungebräuchliche Wort „Boutefeu“ für einen Mordbrenner, das einmal im „Eikon“ vorkommt, findet sich zweimal in seinen Werken (Bas., II., 178 und Bibl. Regia, II., 64); aber bei Gauden konnte ich es nicht finden. Die wiederkehrenden Erwähnungen von Ehre und Gewissen im „Eikon“ sind in völliger Übereinstimmung mit ähnlichen Anführungen in den Briefen des Königs an die Königin, an den Herzog von Ormonde und in einigen seiner öffentlichen Schreiben. Seine Briefe an den Prinzen von Wales vom 29. November 1648 und seine Erklärung vom

18. Januar 1647 und vom 22. November 1648 sind ganz im Geiste des „Eikon“ gehalten, aber aus einigen derselben, oder aus ähnlichen Quellen, muß der Verfertiger des „Eikon“ einige Gedanken gezogen haben. In den wirklich dem König angehörenden oder ihm zugeschriebenen Werken fehlen aber auffallenderweise die vielen merkwürdigen Wörter, Metaphern und Antithesen, die einen so augenfälligen Zug vom Stil Gaudens und vom Stil des Verfassers des „Eikon“ bilden. Wie immer man also Karl I. wegen seines feinen, versöhnlichen, duldsamen Geistes bewundern möge, wie sehr man sein Schicksal beklagen möge, die Forderungen der Wahrheit zwingen unwiderstehlich zu dem Schluß, daß das „Eikon“ kein tatsächliches Recht auf den Titel „das Buch des Königs“ hat, daß es aber „gänzlich und allein“ der Erfindung Gaudens zugeschrieben werden muß.

Andere müssen natürlich um den Betrug gewußt und das Geheimnis für sich behalten haben. Wenn man Dugards Erklärung, die im Oktober 1661 im Archiv eingetragen ist, trauen darf, druckte Dugard das Werk als „des Königs Buch“, das er von Symmons, dem Hofprediger des Königs, erhalten hatte. Zu derselben Zeit erhielt er ein Werk von Gauden (das aber erst später gedruckt wurde) zum Druck, das ihm aus dem Haag von Sir E. Nicholas (28. April 1649) zugeschickt wurde. Dem ganzen Handel lag irgendein Anschlag oder eine Betrügerei zugrunde, die jetzt nicht mehr aufgeklärt werden können; denn nach den Protokollen der Londoner Buchhändlerkammer vom 2. April 1649 erschien Symmons vor dieser Kammer mit dem Ansuchen, daß die für ihn erfolgte Eintragung des Buches des Königs „ausgestrichen und ungültig gemacht werden sollte, was zugestanden wurde und er mit seiner eigenen Hand tat, wie er auch seinen Namen dazu schrieb“. Was kann dies anderes bedeuten, als daß Symmons, der zur Teilnahme an diesem Betrug veranlaßt worden war, sich von der Mitschuld entlasten wollte und es abwies, etwas mit der Benennung des „Buchs des Königs“ zu tun zu haben?

Gaudens Buch kann aber wohl kaum unter die gewöhnlichen Fälschungen gerechnet werden. In seinem Bestreben, im Sinne des Königs zu schreiben, übertraf er sich selbst so weit, daß er in seiner Art ein Meisterwerk hervorbrachte.

Dann muß man auch Rücksicht darauf nehmen, welchen schrecklichen Eindruck die verzweifelte Lage des Königs auf den strengen und überzeugten Royalisten machte. Wenn durch solche Mittel ein Umschwung zu seinen Gunsten herbeigeführt werden sollte, wer kann den Gedanken und den Versuch tadeln? In einem Sinne schuf Gauden Karl den Ersten neu; statt daß also die Royalisten von heute Gauden mit Schmähungen überhäufen, sollten sie viel richtiger eine Statue zu seinem Gedächtnis aufstellen.

VII.

Fälschungen innerhalb der Kirche.

Die Fälschung, die in jedes Gebiet literarischer Betätigung eingedrungen ist, hat ihre vollkommensten Eroberungen auf dem Felde der kirchlichen Literatur gemacht und hier ihre unverlöschlichen Spuren zurückgelassen. Die Abfassung von Schriftwerken zur Unterstützung bestimmter Endzwecke ist zwar schon lange vor der christlichen Ära vorgekommen, hat aber einen stärkeren Antrieb erhalten, als die neue Religion neue Beweggründe zu gefälschtem Schrifttum geliefert hatte. Von Anfang an führte der Kampf zwischen verschiedenen Meinungen und Lehren ganz von selbst dazu, daß zur Verteidigung der Ansichten eines Schriftstellers Werke verfaßt und diese letzteren Namen zugeschrieben wurden, die Aufmerksamkeit zu beanspruchen und Ansehen zu verleihen geeignet waren.

Die Folge davon ist die hoffnungslose Verwirrung der Kritiker einer späteren Zeit gewesen, die vergeblich versuchten, den Weizen von der Spreu zu sondern und zwischen den echten und gefälschten Werken der frühen christlichen Kirche zu unterscheiden.

Ein endgültiges Urteil über solche Hervorbringungen wie die dem St. Clemens, St. Ignatius oder Polycarp zugeschriebe-

nen Briefe kann niemals erhofft werden; auch wird wohl schwerlich das Geheimnis gelüftet werden, das über der Autorschaft der Sibyllinischen Orakel, der Korrespondenz des St. Paulus und Senecas oder derjenigen Bücher des neuen Testaments schwebt, die Eusebius in seine zweite Klasse der nicht allgemein anerkannten Schriften (Antilegomena oder Notha) verwies.

Nachdem die Fälschung einmal in die Kirche eingedrungen war, wuchs sie fast ins Unbegrenzte. Die Bedeutung der auf dem Spiel stehenden Interessen, der Wetteifer der einzelnen Lehren und Kirchen riefen für die unersättliche Nachfrage einen unbeschränkten Vorrat von gefälschten Dokumenten hervor. Falsche Episteln und unwahre Martyrien drangen in solchem Umfang in die Geschichte der christlichen Kirche ein, daß sie diese Geschichte äußerst hypothetisch gestaltet haben.

Selbst in den frühesten und ehrlichsten Versuch einer solchen Geschichte, den des Eusebius im vierten Jahrhundert, hat viel Fabelhaftes seinen Weg gefunden. Der Briefwechsel zwischen Christus und Abgar Ukkama, dem König von Edessa, ist seit langer Zeit in das Reich der Erdichtung verwiesen worden, obwohl er von Eusebius als echt angesehen wurde; vermutlich verdient die Episode von den Märtyrern von Lyon, die er im fünften Buche seiner Geschichte als Beispiel einer die ganze damalige Welt umfassenden Christenverfolgung unter Marcus Aurelius im Jahre 177 hinstellt, ebensowenig Glauben. Denn kein heidnischer oder christlicher Schriftsteller vor ihm macht auch nur die leiseste Anspielung auf ein solches Ereignis. Eusebius lebte etwa anderthalb Jahrhunderte nach dieser angeblichen Verfolgung. Es ist unglaublich, daß Zeitgenossen wie Tertullian (um 150—240), Clemens von Alexandrien (150—220), Athenagoras, Origenes (185—234) oder andere in der Zwischenzeit lebende Schriftsteller wie Cyprianus oder Lactantius, die alle sechs im besonderen über Verfolgungen schrieben, sich verschworen haben sollten, eine derartige Verfolgung auch mit keinem Worte zu erwähnen, wenn sie wirklich stattgefunden haben sollte.

Die Überlieferung hat immer den Namen des damaligen Presbyters Irenaeus von Lyon mit der Autorschaft dieser Erzählung verknüpft; diese Überlieferung wird durch den Stil

der Abfassung stark unterstützt. Da er die Heiden darstellt, als ob sie selbst die unbedeutendsten Christen ausfindig gemacht hätten, so ist nicht einleuchtend, weshalb ein so hervorragender Christ wie er selbst überhaupt keiner Gefahr ausgesetzt war, sondern ein unbelästigter Zuschauer der Verfolgung blieb, dem man sogar freie Zwiesprache mit den gefangenen Märtyrern gestattete. Dies ist aber nur eine der vielen Schwierigkeiten. Ein Schriftsteller, der wie Irenaeus behaupten konnte, daß er selbst oft gehört hätte, wie Personen „in Zungen sprachen“, und daß es in der Kirche seiner Tage eine ganz gewöhnliche Sache war, Tote wieder zum Leben zu erwecken, hat keinen Anspruch auf den unbegrenzten Glauben, der ihm zugebilligt wurde. Er war wahrscheinlich einer der frühesten Verfasser jener erdichteten Martyrien, die bei einbildungskräftigen Schriftstellern ein so beliebter Stoff wurden. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß er auch die Geschichte des Martyriums des Polycarp und anderer Christen zu Smyrna schrieb (wofür eine zweifelhafte Erwähnung von ihm selbst der einzige gleichzeitige Beweis mit dem geringsten Anspruch auf Wert ist). Irenaeus hat keine Berechtigung zu unbedingtem Vertrauen, wenn er Martyrien berichtet, denen keine überzeugend bestimmte Zeit zugewiesen werden kann, die ferner in unzähligen Punkten mit allem in Widerspruch stehen, was andrerseits von der Geschichte jener Zeit bekannt ist.

Es kann entschieden nicht als eine Ableugnung der zahlreichen und grausamen Verfolgungen der ersten Christen angesehen werden, welche die Blätter der Geschichte befleckt haben, wenn gesagt wird, daß in keiner andern Richtung Übertreibung und Erfindung augenfälliger wurden. Diese Martyrien waren die Form, welche die fromme Erdichtung annahm. Nach dem angenommenen Grundsatz, daß das die Wahrheit sein mußte, wofür die Menschen willig in den Tod gingen, wurden die Martyrien als der beste Beweis für die Richtigkeit der Lehre betrachtet. Die klare Feststellung des Origenes, daß bis zu seiner Zeit nur sehr wenige und leicht zählbare Christen tatsächlich für ihren Glauben starben (obwohl Versuche gemacht worden sind, ihre Bedeutung abzuschwächen), gilt wirklich für alle Fälle des Martyriums, die aus den zwei ersten Jahrhunderten berichtet werden.

Im Lauf der Jahrhunderte wuchsen diese Erdichtungen an Umfang, bis wir schließlich zu den „Acta Sanctorum“ der Bollandisten kommen, einer Sammlung von 64 riesigen Bänden, an denen viele Generationen jesuitischer Schriftsteller mehr als 150 Jahre arbeiteten, seit Johann von Bolland 1643 das Werk begann, das vielleicht die erstaunlichste literarische Unternehmung ist, welche die Welt aufzuweisen hat; so wertlos sie historisch sicher ist, so wundervoll ist sie in ihrer Ausführung.

Im Verlaufe der allmählich ausbrechenden Streitigkeiten wegen der abweichenden Fassungen des christlichen Gedankens kam man dazu, gewisse Bücher als echt oder kanonisch von anderen apokryphen Büchern zu unterscheiden. Als sich die Notwendigkeit einer Glaubensvorschrift herausstellte, wie es gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts zur Zeit des Irenaeus geschah, wählte man verschiedene als echt angenommene Bücher aus, die den Kanon bildeten, und schloß die andern von demselben aus. Die Gründe für diese Ausschließung sind nicht mehr bestimmt zu erkennen; verschiedene heute als apokryph erachtete Bücher erfreuten sich eine Zeitlang des Sonnenscheins der kirchlichen Gunst. In der Regel wurden apokryphe Werke den Häretikern zugesprochen, was aber nur bedeutete, daß sie das Werk eines einer kirchlichen Minderheit angehörenden Verfassers waren. Zuweilen gehörte der Schriftsteller sogar der orthodoxen herrschenden Partei an, wie z. B. der ungenannte Presbyter, der nach Irenaeus der Verfasser der „Akten des Paulus und der Thekla“ war.

Nur selten hebt sich in diesen frühen Zeiten ein Name heraus. Papst Innozenz I. (402—417) verdammt in seiner Aufzählung unkanonischer Werke die unter dem Namen des St. Andreas umlaufenden als die Werke zweier Philosophen namens Nexocharides und Leonidas, während er andere unter den Namen des St. Matthaeus oder Jakobus d. Jüng., St. Petrus und Johannes gehende (abgesehen von den kanonischen Werken) einem gewissen Leutius zuweist. Dieser Leutius ist wahrscheinlich dieselbe Person, die in dem Verzeichnis der apokryphen und häretischen Bücher des Papstes Gelasius I. vorkommt, wo von „den Evangelien, die Lucianus fälschte“ und „von all den von Lucius, dem Jünger des Teufels, gemachten

Büchern“ gesprochen wird. Esitius wird auch als ein anderer Schreiber dieser falschen Evangelien genannt.

Gelasius, der aus dem Gedächtnis anführte, hat eine ziemliche Reihe von Büchern häretischen oder schismatischen Ursprungs in seine Liste aufgenommen. Es ist merkwürdig, daß man in einem Verzeichnis von Werken wie „die Akten von St. Andreas, St. Thomas, St. Philippus“, oder „die Evangelien von St. Matthaeus, St. Petrus, St. Jakobus, St. Barnabas oder St. Bartholomaeus“ auch die Werke solcher Pfeiler der Kirche wie Tertullian, Lactantius und Arnobius findet.

Der Grundsatz, nach welchem die Kirche diese Werke verwarf und jene anerkannte, ist uns verloren gegangen; es wäre eine zwecklose Aufgabe, wenn man versuchen wollte, die Gerechtigkeit der Entscheidung zu prüfen. Erwiesen ist, daß eine überwältigende Masse erdichteter Werke unter dem Mantel bestimmter ausgezeichneter christlicher Namen in der Welt Fuß zu fassen suchte. Die Beweggründe der Schriftsteller können ziemlich genau gemutmaßt werden, aber ihre Namen sind uns meist ebensowenig bekannt wie sie wahrscheinlich ihren Zeitgenossen bekannt waren.

Alle andern kirchlichen Fälschungen müssen aber vor der Fälschung der sogenannten „Falschen Dekretalen“ erbleichen, mit denen verglichen die schlimmsten Betrügereien auf anderen Feldern der Literatur nur ärmlich und beinahe verzeihlich erscheinen. Diese anderen Fälschungen mögen dazu gedient haben, einen Betrüger zu bereichern oder die Gelehrten zu verwirren, aber die „Falschen Dekretalen“ beeinflußten und beeinflussen noch die Weltgeschichte und die Geschicke der Völker. Sie genossen unbestrittene Autorität und unbeargwohnte Anerkennung ihrer Echtheit und Gültigkeit von ihrem ersten Auftreten an um die Mitte des neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wo der Argwohn, daß sie gefälscht sein könnten, rasch zur Gewißheit wurde.

Der Versuch, sie der Welt als das Werk Isidors, des gelehrten Erzbischofs von Sevilla, der 636 starb, aufzudrängen, war sehr wohl erwogen, denn die Vorrede besagt, daß sie von Isidor selbst herrühre und wird in der ersten Person Singularis als angeblich von ihm fortgesetzt. Der Kunstgriff war voll-

kommen erfolgreich, denn wer würde es in jener Zeit gewagt haben, die Autorität Isidors zu bestreiten?

Die ungeheure Literatur, die sich auf die „Falschen Dekretalen“ aufgebaut hat, ist nicht imstande gewesen, ihren wirklichen Urheber mit Gewißheit ausfindig zu machen. Mit ziemlichem Anschein von Recht sind sie Ebo, der als Erzbischof von Reims Hinkmar voranging, zugeschrieben worden; einige schrieben sie dem Erzbischof Otgar von Mainz, andere dem Bischof Rothad von Soissons zu, dem sie halfen, Papst Nikolaus I. gegen Hinkmar zu verteidigen; wieder andere dem Benedictus Levita, Diakon von Mainz. Alle diese verschiedenen Meinungen stimmen anscheinend nur darin überein, daß die Dekretalen nur einem Geistlichen in hervorragender kirchlicher Stellung zugeschrieben werden dürften. Sie waren das Erzeugnis eines Geistlichen, nicht eines Laien.

Der unbekannte Schreiber der Dekretalen verließ sich nicht gänzlich auf seine eigene Erfindungsgabe, sondern machte umfassenden Gebrauch von echten früheren Dokumenten. So wurde der zweite Teil seines Werkes, bestehend aus den Kanons der griechischen, afrikanischen, gallischen und spanischen Konzilien bis zum Jahre 683, aus der „Hispana Collectio“ der Konzilien einverleibt, die gegen Ende des siebenten Jahrhunderts gesammelt und ebenfalls irrigerweise dem Erzbischof Isidor von Sevilla zugeschrieben wurde. Letztere Sammlung hatte ihrerseits wieder eine frühere Sammlung zur Grundlage, die im sechsten Jahrhundert von Dionysius Exiguus veranstaltet wurde, von dem u. a. die von Christi Geburt an rechnende Ära, die sogenannte Dionysische Zeitrechnung, herrührt.

Dessenungeachtet ist die Masse der untergeschobenen Bestandteile erstaunlich. Die sechzig Dekretalen oder Reskripte des ersten Teils, die sich von Papst Clemens im ersten bis zu Melchiades im vierten Jahrhundert erstrecken und unter 29 verschiedene Päpste verteilen, bilden eine hervorragende literarische Leistung. Und doch wußte der in Rom lebende Dionysius Exiguus merkwürdigerweise nichts von diesen Briefen.

Aber dies ist nicht alles. Denn der dritte Teil, der viele echte der „Hispana Collectio“ entnommene Briefe umschließt und die Zeit vom Papst Sylvester im vierten bis zu Gregor II. im achten Jahrhundert in sich begreift, enthält nicht weniger

wie 35 gefälschte Briefe, darunter alle auf die Zeit des Papstes Damasus bezüglichen, nämlich diejenigen von Sylvester, Marcus, Julius, Liberius und Felix. Und selbst die echten Briefe sind durch Interpolationen entstellt.

Das ganze Werk wurde mit der größten Gewandtheit ausgesonnen und zusammengestellt. Der Schreiber beherrscht das ganze Gebiet christlicher Lehre, Moral und Wissenschaft, während ein tadelloser päpstlicher Stil und ein erhabener moralischer Ton ihn niemals verläßt. Noch heute könnte man ausgezeichnete Predigten aus den „Falschen Dekretalen" herauslesen, die sich öfter auch mit den gewöhnlichsten Steinen des Anstoßes im täglichen Leben beschäftigen. So sagt z. B. Papst Fabian (A. D. 242): „Viele sind durch das Schwert umgekommen, aber noch mehr sind durch ihre eigene Zunge umgekommen."

Genau dieselben Worte werden dem Papst Pontianus (A. D. 230) in den Mund gelegt; tatsächlich stimmt eine ganze den Papst Pontianus betreffende Seite fast wörtlich mit einer den Papst Fabian betreffenden Seite überein, als wenn der Schreiber gedacht hätte, daß eine Stelle nach seinem Geschmack nicht oft genug vorkommen könnte; oder als ob er bei der Anfertigung eines Briefes für Papst Fabian vergessen hatte, daß er dieselbe Stelle schon für den Brief des Pontianus verwendet hatte. Solche Wiederholungen sind in seinem Werke nicht unhäufig und müssen mit der Ergänzung langer Anführungen aus der Bibel die Aufgabe der Zusammenstellung sehr erleichtert haben.

Die „Falschen Dekretalen" bildeten ein ergänzendes Stockwerk zu einem Gebäude absichtlicher Täuschung. Es ist schwer zu sagen, zu welcher frühesten Zeit die vorsätzliche Fälschung der Geschichte für kirchliche Zwecke begann; aber ein kräftiger Versuch in dieser Richtung war schon im sechsten Jahrhundert gemacht worden, als der Katalog der römischen Bischöfe, der „Liber Pontificalis" in seiner ersten Ausgabe von 530 erschien. Die Erdichtungen in diesem Werke über die Päpste, die es als beständige Gesetzgeber der Kirche als Ganzes darstellt, wurden den „Falschen Dekretalen" einverleibt und trugen in jenen unkritischen Zeiten dazu bei, die späteren Fabrikationen zu unterstützen.

Es ist behauptet worden, daß die „Falschen Dekretalen“ eher das Christentum des neunten Jahrhunderts zum Ausdruck brachten, als daß sie irgendwelches Material zur christlichen Tradition beitrugen. In jedem Falle wurde das Werk nicht ohne ein sehr bestimmtes Ziel hervorgebracht und dieser Zweck, der seinen Bearbeiter offenbar mehr interessierte als jeder andere, war das Emporsteigen des Episkopats und die Beförderung der Interessen der Kirche gegenüber denjenigen der Laienwelt. Die Erweiterung der Macht des Papsttums war ebenfalls eines seiner Ziele und wenn auch nicht länger behauptet werden kann, daß dies sein Hauptzweck oder einziger Zweck war, so zielte es doch auf diese eine Wirkung ab; wie auch Nikolaus I. nicht zögerte, sich die Macht, die es lieferte, zunutze zu machen. Offenbar war es einer der Wünsche des Schreibers der Dekretalen, den Episkopat zu einer vom Laientum gesonderten Kaste zu machen, die der Anklage und dem Richterstuhl der Laien nicht unterworfen war. Deshalb läßt man auch den Papst Eusebius sagen: „Es ist bisher gehalten und verordnet worden, daß das Laientum die Bischöfe nicht anklagen solle, weil sie nicht dieselbe Art der Lebensführung haben; das Fleischliche und Geistige haben nichts gemein.“ Ebenso läßt man den Papst Felix schreiben: „Es ist durch die Vorschriften der Synoden verordnet worden, daß niemand einen Bischof vor weltlichen Richtern verklagen solle.“ Eine andere Sorge des Schreibers zugunsten der Bischöfe ging dahin, sie vor der Tyrannei ihrer Metropoliten zu schützen und ihr Recht auf die Berufung nach Rom zu bestätigen.

Bei dem chaotischen Zustande der Welt im neunten Jahrhundert nach dem Tode Karls des Großen war es gewiß zu entschuldigen, wenn ein Schreiber die Sache der Kirche mit der Aufrechterhaltung der Ordnung identifizierte; und wenn er seine Sache dadurch zu stärken suchte, daß er für die Päpste Briefe erfand, die sie niemals schrieben, so überschritt er nicht immer die Ansprüche früherer Jahrhunderte zugunsten der Kirche. Ein Anspruch auf die tatsächliche Göttlichkeit der Bischöfe ging wenigstens bis auf die Zeit Konstantins zurück, denn Rufinus erzählt in seiner Geschichte (1—2) darüber das Märchen von der Ansprache des Kaisers an die Bischöfe, die er zum Konzil von Nizäa versammelt hatte: „Gott hat euch zu

Priestern gemacht und euch die Macht gegeben, sogar über uns zu Gericht zu sitzen. Und deshalb werden wir mit Recht von euch gerichtet, ihr aber könnet nicht von Menschen gerichtet werden. Deshalb suchet untereinander Gerechtigkeit von Gott allein, daß alle Streitigkeiten, die ihr haben möget, diesem göttlichen Gerichte vorbehalten seien; denn ihr seid uns als Götter von Gott gegeben (nobis a Deo dati estis dii). Es ist nicht geziemend, daß ein Mensch Götter richten sollte als er allein, von dem geschrieben stehet: ‚Gott stand in der Versammlung der Götter: Er richtete unter den Göttern'" (Deus stetit in synagoga deorum, in medio autem deos discernit). (Ps. 82, 1.)

Der Anspruch auf den Episkopat konnte schwerlich darüber hinausgehen, woraus natürlich als Folgesatz jenes Recht der Kirche auf unbedingte Unabhängigkeit vom Staate entsprang, auf dem der Schreiber der „Falschen Dekretalen" so sehr bestand. Kirche und Staat standen als Geist und Fleisch zueinander in Beziehung, zwischen denen keine Gemeinschaft bestehen konnte.

Diese übertriebenen Forderungen für Kirche und Papsttum waren weniger vom Schreiber der Dekretalen selbst erfunden, als unveränderlich von ihm festgesetzt und für viele Jahrhunderte der Welt erfolgreich betrügerisch aufgedrängt. Dies trifft besonders für die „Konstantinische Schenkung" zu, die der Schreiber seinem zweiten Teil einverleibte; diese „Donatio Constantini" war aber im vorangehenden achten Jahrhundert (wahrscheinlich zwischen 772 und 781) von einem unbekannten römischen Geistlichen fabriziert worden. Sie wurde 777 vom Papst Hadrian I. zuerst erwähnt. Doellingers Theorie scheint annehmbar, daß das Ziel des Erfinders der Donatio war, das ganze Italien zu einem vom Papst beherrschten Königreich zusammenzubringen und es dadurch von der zwischen den Langobarden und Byzantinern geteilten Macht zu befreien.

In der Geschichte der Kirche gibt es neben der Schenkung Konstantins noch manche andere „Donationen", z. B. die Schenkung König Pippins, die dem Papst fast das ganze Italien eintrug; aber alle diese Versuche sinken neben der „Konstantinischen Schenkung" zur Bedeutungslosigkeit zusammen, die zwar nur aus ein paar Seiten besteht, aber auf den Gang der mensch-

lichen Geschichte wahrscheinlich mehr Einfluß gehabt hat wie jede andere menschliche Erfindung.

Sie ist angeblich vom Kaiser Konstantin mit allen seinen Titeln an den Papst Sylvester und alle seine Nachfolger gerichtet, die auf dem Stuhle des heiligen Petrus bis ans Ende der Zeiten sitzen sollen. Konstantin beginnt mit der Ablegung des orthodoxen Glaubensbekenntnisses, wie es ihm von Sylvester gelehrt worden war, der ihn von Götzen und von allem Pomp Satans zum wahren Glauben bekehrt hatte. Dann folgt die interessante Geschichte seiner Bekehrung: als sein ganzer Körper eine aussätzige Masse war und viele Ärzte ihn nicht heilen konnten, forderten die Priester des Kapitols den Kaiser auf, sich in Wasser zu waschen, das mit dem Blute kleiner Kinder vermischt war; Konstantin hatte aber Mitleid mit den weinenden Müttern, befahl, daß ihnen die Kinder zurückgegeben wurden und wollte seine Zuflucht nicht zu einem solchen grausamen Heilmittel nehmen. In derselben Nacht standen St. Petrus und St. Paulus vor ihm und forderten ihn auf, Sylvester kommen zu lassen, der sich damals als Flüchtling mit seiner Geistlichkeit in den Höhlen des Berges Soracte aufhielt; Sylvester würde ihn dreimal taufen und sein ganzer Aussatz würde geheilt sein. Zur Vergeltung dafür sollte Konstantin die Wiederherstellung aller Kirchen in der ganzen Welt befehlen, für sich selbst der Götzen entsagen und den wahren Gott anbeten. Am nächsten Tage sandte Konstantin nach Sylvester, verlangte Bilder von St. Petrus und St. Paulus zu sehen und gab mit großem Jubel vor allen seinen Höflingen zu, daß diese Bilder ganz gleich denen wären, die er im Schlaf gesehen hatte. Dann legte ihm Sylvester eine Bußübung im Lateranpalast auf, der Kaiser legte vor allem Volk sein Glaubensbekenntnis ab und die Zeremonie der Taufe wusch seinen Aussatz hinweg.

Ein solches Ereignis konnte den Kaiser nur dankbar und großmütig machen und Konstantins Großmütigkeit kannte keine Grenzen. Die kaiserliche Gewalt und Hoheit über Rom trat er sofort der römischen Kirche ab, die hinfort nicht nur den Supremat über die Kirchen von Alexandrien, Antiochien, Jerusalem und Konstantinopel, sondern über alle Kirchen der Welt haben sollte. Auch sollte der Papst der Höchste über alle andern Priester der Welt und der Ordner aller Angelegenheiten

sein, die den Gottesdienst oder Glauben berührten. Die von Konstantin im Lateran gebaute Kirche sollte „die Mutter und das Haupt aller Kirchen der Welt“ genannt und als solche verehrt werden, während den heiligen Petrus und Paulus, dem Papste und seinen Nachfolgern der Lateranpalast selbst übertragen wurde, schöner als alle andern Paläste auf Erden, zugleich mit dem kaiserlichen Diadem („der Krone unseres Hauptes“) und im allgemeinen alle Gewänder, Zepter und Zieraten der kaiserlichen Würde.

Wie der Papst die Stelle des Kaisers, so sollten die Priester der Kirche die Stelle der alten bürgerlichen Gewalt einnehmen; die Macht und die Vorrechte des Senats und der Konsuln Roms sollten auf sie übergehen; die römische Geistlichkeit sollte die senatorischen weißen Sandalen tragen und auf Pferden mit weißen Decken reiten.

Diese Übergabe war aber noch nicht genügend vollständig und erniedrigend. Mit seinen eigenen Händen setzte der Kaiser die Mitra oder weiße phrygische Mütze, die die Auferstehung symbolisierte, auf das Haupt Sylvesters und hielt die Zügel seines Pferdes. Außerdem übergab er ihm den Lateranpalast und alle Provinzen, Orte und Städte Roms, Italiens und die abendländischen Provinzen („Romanae et omnes Italiae seu occidentalium regionum provincias, loca et civitates . . . nostro Silvestro universali papae concedimus atque relinquimus“).

Da es nicht angängig war, daß ein irdischer Kaiser die Gewalt da habe, wo das Haupt der christlichen Religion herrsche, so wollte Konstantin seine Herrschaft nach der Stadt im Osten verlegen, die nach ihm genannt ist. Ferner verpflichtete er sich für seine Nachfolger für alle Zeiten durch die feierlichsten Gelöbnisse, daß diese Zugeständnisse niemals verletzt werden sollten.

Es ist schwierig, eine kühnere, ruhmreichere oder erfolgreichere Fälschung ins Werk zu setzen. Während des ganzen Mittelalters wurde sie geglaubt und beeinflußt noch bis auf diesen Tag die Denkweise vieler Millionen Menschen. Niemand scheint gefragt zu haben, ob die Kaiser nach Konstantin tatsächlich die Herrschaft über das Abendland aufgegeben haben; niemand scheint auch daran gedacht zu haben, daß Konstantin in Wirklichkeit von dem arianischen Bischof Eusebius zu Niko-

media kurz vor seinem Tod getauft wurde und nicht bei seiner Bekehrung, überhaupt nicht in Rom.

Die „Donatio“ und die „Dekretalen“ übten aber eine unberechenbare Wirkung auf die Geschichte und in einiger Hinsicht eine gute Wirkung aus. Nikolaus I., einer der größten Päpste (858—867), benutzte die Dekretalen bei seinem erfolgreichen Eintreten zum Schutze Rothads, des Bischofs von Soissons, gegen die willkürliche Unterdrückung durch den Erzbischof Hinkmar von Reims. Hinkmar hatte mit Hilfe Karls des Kahlen (862) Rothad abgesetzt und eingesperrt. Nikolaus verlangte von Karl seine Wiedereinsetzung, berief Rothad nach Rom, setzte ihn wieder ein und sandte ihn auf seinen Bischofstuhl nach Frankreich zurück, während Hinkmar vergebens die Unanwendbarkeit der Dekretalen auf Frankreich geltend machte. Es kann kaum bezweifelt werden, daß die „Dekretalen“ in dieser Hinsicht dadurch, daß sie die Bischöfe und die Geistlichkeit gegen die Tyrannei der Metropoliten und weltlichen Gewalten schützten, eine nützliche Wirkung ausübten, indem sie den Einfluß der Päpste stärkten.

Die größte Wirkung entsprang jedoch aus dem dem Papsttum gemachten Gebietszugeständnis. Die Worte des Schreibers bezogen sich nur auf Rom und Italien, „oder“ die westlichen Gebiete. Das Wort „seu“ für „oder“ sollte näher erklären: „Italien, das heißt die westlichen Gebiete“, womit Istrien, Korsika und Sardinien, nicht aber Länder wie Frankreich, Spanien, Britannien gemeint waren, die zu Konstantins Zeit zur römischen Herrschaft gehörten. So wurde es lange verstanden, aber im Lauf der Zeit dehnte man den Anspruch weiter aus und Anselm von Lucca ersetzte unter Hinweis auf die „Donatio“ das Wort „und“ durch das unbestimmtere „oder“. Konstantin selbst räumte die kaiserliche Machtbefugnis in Rom und Italien „und in den westlichen Teilen“ ein. Dies würde die meisten Königreiche Europas zu bloßen Lehen des Papsttums herabgedrückt haben.

Dann kam die Meinung auf, daß Konstantin im besonderen dem Papsttum alle Inseln verliehen hätte, trotzdem in dem Dokument von Inseln keine Rede ist. Kraft der „Donatio“ hielt sich demnach der englische Papst Hadrian IV. zur Besitzergreifung von Irland ermächtigt und übertrug es Heinrich II.

(1155), da es wie alle christlichen Inseln von Rechts wegen dem Stuhle St. Petri und der römischen Kirche gehöre. Hadrians Freund, Johann von Salisbury, der ihn zu diesem Schritt überredet hatte, beruft sich auf die „Donatio“ als den Grund dieser Übertragung; daraufhin beginnt jener lange Kampf zwischen England und Irland, der sich für beide Länder so unheilvoll erwiesen hat. Bei allen andern Verleihungen von neuerlich entdeckten Inseln oder Kontinenten verteilte das Papsttum nur solche Ländereien, die Konstantin ihm stillschweigend überlassen hatte.

Papst Nikolaus I., während dessen Pontifikat die „Falschen Dekretalen“ auftraten, machte unzweifelhaft Gebrauch von denselben zur Ausbreitung der päpstlichen Macht; aber erst zwei Jahrhunderte später trugen sie wirksam zur Aufrichtung jener reinen Theokratie über die Welt bei, nach welcher dann die päpstliche Partei entschieden strebte. Unter dem Pontifikat Gregors VII. im elften Jahrhundert wurde ein neues Stockwerk des kirchlichen Gebäudes aufgerichtet und die Fälschung Isidors wurde benützt und verbessert von Anselm von Lucca, der um 1083 eine neue Sammlung des Kirchenrechts zusammentrug. Kardinal Deusdedit, Kardinal Gregor von Pavia, Bischof Bonizo und andere waren fleißige und erfolgreiche Arbeiter derselben Schule. Nun wurde kühn die Macht, Könige und Kaiser abzusetzen, sowie die Vorherrschaft des kanonischen Rechts über alles bürgerliche Recht oder sonstige Satzungen in bestimmter Form verkündet. Wenn in einer früheren Zeit die Bischöfe auf Göttlichkeit Anspruch machen konnten, so konnte man es durch eine kleine Änderung der Geschichte Konstantins und der Bischöfe von Nizäa dahin bringen, daß sich auch der Papst Gott nennen durfte:

„Es ist klar genug erwiesen, daß der Papst durch die weltliche Macht nicht gebunden oder gelöst werden kann, weil es doch ausgemacht ist, daß er von dem frommen Fürsten Konstantin ein Gott genannt wurde und es ist doch offenbar, daß ein Gott nicht von Menschen gerichtet werden kann“ (Gratians Dist., 96, 7).

Nach diesem kann man es nicht überraschend finden, daß die Kanonisten für alle Dekretalen der Päpste (einschließlich derjenigen Isidors) einen Platz unter den kanonischen Schriften

beanspruchen. „Zu den kanonischen Schriften werden die dekretalen Briefe gezählt,“ sagt Gratian, der von Anselm und Kardinal Gregor nur eine absichtliche Fälschung einer Stelle im St. Augustinus entlehnte. Gratians berühmtes „Decretum“ erschien um 1150 zu Bologna, trat an die Stelle aller älteren Sammlungen des kanonischen Rechts und vermehrte die demselben von Isidor, Anselm und anderen einverleibten Fabrikationen durch neue. Das Recht oder die Pflicht der Kirche, Menschen durch die Folter zum Glauben zu zwingen und Ketzer unter Einziehung ihres Eigentums hinzurichten, wurde von Gratian in einer Anzahl von Kanons ausgearbeitet. Kein Werk hatte auf die Geschichte der Kirche und deshalb der Welt einen dem Gratianschen Decretum gleichen Einfluß. Nun war das Recht des Papstes fest begründet, nach seinem Gefallen von allen Gesetzen, selbst von denen der Kirche, zu entbinden, während er gleichzeitig zum unumschränkten Selbstherrscher gemacht war. Und auf Gratian baute sich die ganze kirchliche Jurisprudenz des Mittelalters auf.

Die kirchliche Fälscherei hörte indessen nicht auf. Dominikanische Schriftsteller geben selbst zu, daß St. Thomas von Aquinas durch eine Fälschung getäuscht worden war, als er sich auf gewisse Stellen der griechischen Kirchenväter, besonders des Cyrillus von Alexandrien, verließ, um in die dogmatische Theologie die Lehre von der Unfehlbarkeit und unumschränkten Gewalt des Papstes einzuführen; dieser selbst betrogene St. Thomas täuschte eine lange Folge späterer Theologen und Kanonisten. Demselben Zwecke diente manche vorsätzlich gefälschte Kirchengeschichte. Wenn man erwägt, was alles aus diesem systematischen Betrug entsprang, all die Kämpfe zwischen Päpsten und weltlichen Herrschern, die Absetzungen von Königen und Kaisern, die Exkommunikationen, die Inquisitionen, die Ablässe, Absolutionen, Verfolgungen und Verbrennungen usw. und bedenkt, daß diese ganze elende Geschichte das unmittelbare Ergebnis einer Reihe von Fälschungen war, von denen die „Donatio Constantini“ und die „Falschen Dekretalen“ zwar nicht die frühesten, aber die wichtigsten waren, so fühlt man sich zu fragen veranlaßt, ob weniger die Wahrheit als die Lüge die dauerndere Einwirkung auf die Geschicke der Menschheit gehabt hat.

Aber das Licht der Wahrheit durchdrang zuletzt sogar dieses großartige Gebäude der Fälschung. Im fünfzehnten Jahrhundert drang die Kritik kräftig durch diese dicke Masse absichtlicher Täuschung und enthüllte die Unechtheit der „Dekretalen", der „Donatio" und manches anderen. Dem Kardinal Nikolaus von Cusa und dem Laurentius Valla gehört die Ehre, die Wahrheit zuerst festgestellt zu haben; merkwürdig ist es, daß Valla trotz der schweren Schläge, die seine (später widerrufene) Schrift: „De donatione Constantini Magni" dem päpstlichen System beibrachte, doch von Nikolaus V. begnadigt wurde und eine Stelle als päpstlicher Scriptor erhielt, während er unter Calixtus III. päpstlicher Sekretär wurde und von beiden Päpsten Beweise großer Gunst empfing.

Unter diesen ehrenwerten Nebenbuhlern darf übrigens nicht Reginald Pococke, für kurze Zeit Bischof von Chichester, vergessen werden, der 1449 ein aufklärendes Werk gegen die Lollarden, die „Repression of Overmuch Blaming of the Clergy" herausgab, das er nebst anderen seiner Bücher nicht nur widerrufen, sondern einige Jahre später am Kreuz der St. Pauls-Kathedrale auch mit eigenen Händen verbrennen mußte. Der 1572 von dem Jesuiten Torres unternommene Versuch einer Verteidigung der Echtheit der „Dekretalen" führte zu einer völligen Niederlage derselben unter den Händen des kalvinistischen Geistlichen David Blondel 1628. Heute sind sie nur noch das größte Denkmal erfolgreichen Betrugs, das die Welt aufzuweisen, oder das der menschliche Geist hervorgebracht hat; die stärkste Kette für die Unterjochung des menschlichen Geistes, die es katholischem Pfaffentrug jemals zu schmieden gelungen ist.

VIII.

Die Chatterton-Tragödie.

Der Name Chatterton hat der englischen Sprache ein Synonym für einen literarischen Fälscher geliefert; aber seit langer Zeit ist der Streit erloschen, der seinerzeit so heftig um die Echtheit der Gedichte geführt wurde, die Chatterton im Alter von

sechzehn Jahren, wie er angab, von den Gedichten des Thomas Rowley, des Mönchs des fünfzehnten Jahrhunderts, abgeschrieben hatte. Chattertons Vater will diese Gedichte der alten Truhe in St. Mary Redcliffes Kirche zu Bristol entnommen haben. Der Streit kam schließlich zur Ruhe durch Professor Skeats Abhandlung über die Rowley-Gedichte, die dem zweiten Bande seiner Ausgabe von Chattertons „Poetical Works“ (1871) vorgeheftet ist. Der jugendliche Dichter lieferte die Verse selbst und gab ihnen dann mit Hilfe der angelsächsischen Wörterbücher von Kersey oder Bailey den Anschein des Altertums. Aber dieser Plan verwickelte den Dichter in die Irrtümer seiner Gewährsmänner; er gebrauchte z. B. das Wort „cherisaumei“ statt „cherisaunce“ für „comfort“ nach Kersey, der den gleichen Irrtum vorher begangen hatte.

Wenn jedoch die Rowley-Gedichte ihres pseudoantiken Gewandes entkleidet und in modernes lesbares Englisch wie in Professor Skeats Ausgabe übertragen sind, so sind es ganz beachtenswerte Werke; ihre Hervorbringung hätte Chatterton entschieden dazu berechtigen sollen, daß man mit seinem Gedächtnis etwas milder umgeht, als es bisher geschehen ist. Dieser arme Junge empfing eine Erziehung, wie man sie eben als „Blue-Coat-Boy“, als Zögling von „Christ's Hospital“ in London erlangen kann, wurde mit vierzehn Jahren zwölf Stunden täglich in die Schreibstube eines Juristen eingeschlossen und lebte mit einer verwitweten Mutter und einer Schwester in dürftigen Umständen; gleichwohl ist er im Alter von sechzehn und siebzehn Jahren fähig, Gedichte zu schreiben, denen selbst diejenigen seiner Zeitgenossen ihre Bewunderung nicht versagen können, die seine Täuschung am meisten verurteilten. Malone, dessen „Cursory Observations“ über die Rowley-Gedichte (1782) soviel zur Verwerfung der letzteren beigetragen haben, erklärte, daß Chatterton nach seiner Meinung das größte Genie sei, das England seit den Tagen Shakespeares hervorgebracht habe; während Walpole die Meinung aussprach, die allen zum erstenmal an das Lesen der Gedichte Herantretenden aufsteigt, es liege fast ein größeres Wunder darin, daß sie von einem Jüngling in Chattertons Alter geschrieben seien, als in all den Schwierigkeiten von Metrum und Diktion, die sich ergeben, wenn man sie Rowley zuschreibt. Die

Wahl der Stoffe, die glückliche Auswahl der Redewendungen und Metaphern, die Harmonie des Rhythmus, die in Gedichten wie die „Bristowe Tragedie", „Aella", oder in der „Battle of Hastings" entfaltet werden, würden jedem andern Dichter zur Ehre gereicht haben, während sie ganz frei von jenen Merkmalen der Unreife sind, die allein das Knabenalter ihres wirklichen Verfassers hätten verraten können.

Diese Erwägung überzeugte Chattertons Freund Thistlethwaite von der Wirklichkeit Rowleys und seiner Gedichte. Chatterton, schloß er, würde bei seinem Durst nach Ruhm niemals einem andern das zugeschrieben haben, was dazu geeignet war, ihm selbst so viel Ehre einzubringen. Dieser Punkt ist jedoch von der großen Zahl von Chattertons Biographen niemals aufgeklärt worden. Was veranlaßte ihn, Verse unter dem Namen Rowleys und anderer eingebildeter mittelalterlicher Dichter zu schreiben, wenn er selbst imstande war, Verse zu schreiben, die wert waren, Anerkennung zu erlangen? Es muß noch ein anderer Zweck vorhanden gewesen sein als das bloße träumerische Vergnügen, poetisch in einem vergangenen Zeitalter zu leben.

Dieser Zweck bestand wahrscheinlich nur darin, den als Rowley erlangten Ruf als Mittel zu benutzen, um persönliche Anerkennung als Dichter zu erlangen. Wäre diese Absicht nicht mißlungen, so wäre Rowley, nachdem er seinem Vorhaben gedient, wahrscheinlich in Abrede gestellt und die Wahrheit eingeräumt worden. Bei einem solchen Verlauf hätte sich Chatterton wahrscheinlich auf einen Präzedenzfall berufen können, den ihm Horace Walpole mit seinem „Castle of Otranto" geliefert hat. Die erste Ausgabe dieses Werkes erschien 1764, als Chatterton zwölf Jahre alt war, und wurde in die Welt mit folgender Vorrede eingeführt, die, wenn nicht beabsichtigt, doch wenigstens geeignet war, viele zu täuschen:

„Das folgende Werk wurde in der Bibliothek einer alten katholischen Familie im Norden Englands gefunden. Es wurde in Neapel in gotischer Schrift 1529 gedruckt. Wann es geschrieben wurde, ist nicht ersichtlich. Der Stil ist rein italienisch. Wenn die Geschichte um die Zeit geschrieben wurde, wo sie sich vermutlich zugetragen hat, so muß dies zwischen 1095, der Zeit des ersten Kreuzzugs, und dem Jahre 1243 ge-

wesen sein, also der Zeit des letzten Kreuzzugs oder nicht lange danach . . . Es ist für einen Übersetzer natürlich, daß er für sein adoptiertes Werk eingenommen ist . . . Sollte es den Erfolg haben, den ich erhoffe, so würde ich vielleicht auch das italienische Original wieder drucken lassen, obwohl dies meiner eigenen Arbeit zum Nachteil gereichen könnte" usw.

Jedes Wort dieser Vorrede war natürlich falsch, aber die Falschheit erwies sich als eine erfolgreiche Reklame und in seiner Vorrede zur zweiten Auflage von 1766 wandte sich der Verfasser mit folgender offenen Verteidigung an das Publikum, mit dem er getändelt hatte:

„Es sei schicklich, daß er von seinen Lesern Verzeihung erbitte, weil er ihnen sein Werk unter der entlehnten Person eines Übersetzers dargeboten hatte. Da Mißtrauen in seine Fähigkeiten und die Neuheit des Versuchs die einzigen Beweggründe waren, diese Vermummung anzunehmen, so schmeichle er sich, daß er entschuldbar erscheinen werde".

Wäre es Chatterton einst gelungen, seine antiken Gedichte zu veröffentlichen, hätte er dann nicht ebenso vernünftig wie Walpole seine Leser um Verzeihung ersuchen können, daß er ihnen sein Werk unter der entlehnten Person eines Abschreibers dargeboten habe? Die verhängnisvolle Gabe Arsenik oder Opium, die Chatterton nahm, bevor er achtzehn Jahre alt war, ist schuld daran, daß wir über seine wirkliche Absicht nur Mutmaßungen haben können. Wenn jedoch die Gedichte einst als antik herausgekommen wären, würde dann ihre Herausgabe unter solcher falschen Flagge von dem „Castle of Otranto", unter solchen Erdichtungen, wie sie ihm Horace Walpole vorangestellt hat, nicht durch einen ungangbaren moralischen Abgrund geschieden gewesen sein?

Mit dieser Theorie von Chattertons wahrscheinlicher Absicht, zu welcher Walpoles erfolgreiches Beispiel möglicherweise beitrug, stimmen die Tatsachen seiner Erzählung vollständig überein. Der erste Schritt, seine Dichtungen in die Öffentlichkeit zu bringen, war natürlich der, daß Chatterton mit Gewalt versuchen mußte, einen Verleger für „Aella" und einige andere Gedichte zu finden. Deshalb machte er zuerst einen Versuch mit dem Verleger Dodsley, dessen Neugierde er dadurch zu erwecken suchte, daß er sich erbot, ihm Ab-

schriften von „verschiedenen alten Gedichten und einem Zwischenspiel zu schicken, das vielleicht das älteste vorhandene dramatische Stück sei, die von einem gewissen Rowley, einem Geistlichen zu Bristol, geschrieben seien, der während der Regierung Heinrichs VI. und Eduards IV. lebte“ (21. Dezember 1768). Dann machte Chatterton zwei Monate später (15. Februar 1769) einen anderen Versuch; der Besitzer des Trauerspiels „Aella“, den er nach langem Suchen einmal zu Gesicht bekam, wollte dasselbe nicht unter einer Guinee ablassen. Der Verleger sollte ein Exemplar für diese Summe haben, wenn auch der Schreiber keine gewinnsüchtigen Absichten hätte und das Werk für eigene Gefahr drucken würde, wenn er dazu imstande wäre. Wenn der Verleger ihm einen Überschlag der Kosten eines solchen Druckes geben würde, wollte er versuchen, ihn durch Subskription für eigene Rechnung herauszubringen.

Als sich der Verleger gegen diese sirenenhaften Winke als taub erwies, wie es diese Herren gewöhnlich zu sein pflegen, mußte sich Chatterton anderswohin wenden. Und an wen konnte er sich um Hilfe und Gönnerschaft eher wenden als an denselben Horace Walpole, dessen Herausgabe des „Castle of Otranto“ im Fall der Not etwas Sympathie und Beistand zu versprechen schien? Er begann also (25. März 1769) einen Briefwechsel mit demselben mit dem vorsätzlichen Versuch der Täuschung. Dieser Versuch war es, der die Rowley-Gedichte moralisch weit von der konventionellen Täuschung hinsichtlich des „Castle of Otranto“ unterschied. Walpole erwiderte am 28. März mit einem Briefe von fast übertriebener Höflichkeit und erklärte, daß die ihm als Proben der Dichtungen des Abtes Johann aus dem zwölften Jahrhundert übersandten Verse „wundervoll an Harmonie und Geist“ wären; er ließ auch Chattertons Behauptung gelten, daß der genannte Abt die Ölmalerei in England viel früher erfunden hätte als Jan van Eyck, fragte, wo Rowleys Gedichte zu finden wären und fügte die willkommene Nachricht hinzu, daß „es ihm nicht leid tun würde, sie drucken zu lassen, oder wenigstens eine Probe derselben“, wenn sie noch niemals gedruckt worden waren.

Chatterton muß gefühlt haben, daß er wirklich „auf Öl gestoßen“ war und zwar gleich beim ersten Anbohren. Sofort

wurden weitere Proben altertümlicher Dichtung an Walpole gesandt und zugleich einige Aufschlüsse über die Umstände des Schreibers gegeben. Aber diesmal wurden die Proben beargwohnt; Walpoles eigener Skeptizismus wurde durch die Zweifel der Dichter Mason und Gray bestätigt, die sie sofort für Fälschungen erklärten. Walpole gab dies Chatterton schonend zu verstehen und fügte den vernünftigen Rat hinzu, daß der Dichter seine Stellung bei dem Rechtsanwalt beibehalten solle, bis ihm die Erlangung eines genügenden Vermögens gestattete, sich ganz seinen literarischen Studien hinzugeben. Chattertons Antwort (8. April) beweist, daß Walpoles wohlwollender Rat beinahe den Sieg davon getragen hatte: er könne darüber mit Walpole nicht streiten; er habe Rowleys Gedichte aus einem Exemplar abgeschrieben, das sich im Besitz eines Herrn befinde, der von ihrer Echtheit überzeugt war und sie schon lange besaß. Wenn auch erst sechzehn Jahre alt, könne Chatterton doch sehen, daß Armut das Los der Literatur sei. Er wäre für Walpoles Rat dankbar und wollte sogar noch ein wenig darüber hinausgehen, indem er „diesen ganzen unnützen literarischen Plunder“ vernichtete und seine Feder in Zukunft nur noch für juristische Zwecke gebrauchte.

Es scheint kein Grund vorzuliegen, an Chattertons Aufrichtigkeit in diesem Briefe zu zweifeln. Es wäre gut für ihn gewesen, wenn er seiner ersten Eingebung gefolgt wäre und den Rat des älteren Mannes angenommen hätte. In dem Briefe, den Walpole zu seiner Rechtfertigung 1778 schrieb, hatte er vollkommen recht, wenn er sagte, daß sein Brief an Chatterton „mit so viel Güte und Nachsicht geschrieben worden war, als ob er sein Vormund gewesen wäre“. Wenn man bedenkt, daß Walpole damals gewahr geworden war, daß sein unbekannter jugendlicher Korrespondent versucht hatte, ihn zu hintergehen, so darf man annehmen, daß dieser Brief statt väterlicher Ratschläge sehr wohl entrüstete Vorwürfe enthalten haben konnte. Und wenn Chatterton angenommen hatte, daß Walpole ein beiden gemeinsames Interesse für ihn hatte, selbst wenn er den Betrug entdeckte, so war seine Annahme nicht irrig, denn Walpole sagt ausdrücklich, daß er es „für kein schweres Verbrechen erachtete, wenn ein junger Barde falsche Handscheine fabriziert hatte, die nur im Bezirk des Parnasses als gültig

in Umlauf gesetzt werden sollten“. Es war nur das, was er selbst mit seinem „Castle of Otranto“ getan hatte.

Soweit war alles gut. Walpoles sittliches Empfinden hatte keinen Anstoß an der versuchten Täuschung genommen; wenn er dies später auch reichlich tun sollte, als sein Verhalten gegen Chatterton angefochten wurde. Dann kam aber der Bruch. Nach einer Woche schrieb Chatterton wieder an Walpole, bat höflich um Rücksendung der Rowleypapiere, von deren Echtheit er „völlig überzeugt“ war und fügte in einer Nachschrift hinzu: „Wenn Sie sie selbst herausgeben wollen, stehen sie zu Ihren Diensten“ (14. April). Diese ungewöhnliche Zumutung und augenscheinliche Hoffnung, daß Walpole selbst Gedichte herausgeben würde, über deren Unechtheit er schon seine nicht unzweideutige Meinung geäußert hatte, scheint zu beweisen, daß Chatterton, als er sich an Walpole und nicht an einen anderen Literaten jener Zeit wandte, fühlte, daß die Vortrefflichkeit der dem Urteil Walpoles unterbreiteten Werke etwaige Erwägungen bezüglich der Wahrheit ihrer Verfasserschaft über den Haufen werfen würde. So hätte es sein können, wenn nicht Walpole, der damals gerade nach Paris abreiste, vergessen hätte, die Abschriften zurückzugeben; nach seiner Rückkehr schrieb ihm Chatterton einen ärgerlichen Brief (24. Juli), worin er sich beklagte, daß Walpole die wiederholte Bitte um Rücksendung der Papiere nicht beachtet hätte. Sie wurden am 14. August zurückgegeben und mit der Hoffnung auf die Herausgabe durch Walpole war es zu Ende. Die Erregung des Knaben war nur zu begreiflich, da „das erregbare Geschlecht“ nichts wütender machen konnte, als die Zurückhaltung seiner Manuskripte, aber es war ein verhängnisvoll falsches Spiel, sie offen zu zeigen. Wenn Walpole vernünftiger behandelt worden wäre, hätte er wohl noch geholfen.

In späteren Jahren schrieb Walpole den Erfolg von Ossians Gedichten, von denen er zuerst selbst getäuscht worden war, der Idee Chattertons bezüglich der Rowley-Gedichte zu; aber ein solcher Erfolg wäre von Macpherson nicht erzielt worden, wenn Chatterton in seiner ersten Knabenzeit seine Ballade „Elinoure and Juga“ gedichtet hätte. Dieselbe kann

nicht die an Walpole gesandte Rowley-Probe gewesen sein, denn Chatterton ließ sie im „Town and Country Magazine" für Mai 1769 abdrucken, genau zu derselben Zeit, als Walpole im Besitz der nicht zurückgesandten Manuskripte war. Danach scheint Chatterton von dem Gedanken abgekommen zu sein, Ruhm durch Gedichte im antiken Stil zu erwerben und seine Aufmerksamkeit der landläufigen Dichtung zugewendet zu haben. Zwischen dem August 1769, als Walpole seine Manuskripte zurücksandte, und dem August des nächsten Jahres, als er Selbstmord beging, hat Chatterton nicht nur keine alten Gedichte mehr hervorgebracht, sondern, soweit ersichtlich, auch wenig versucht, frühere derartige Erzeugnisse nutzbar zu verwenden. Dies allein würde anscheinend darauf hindeuten, daß Chatterton sich Walpole, als dem Verfasser des „Castle of Otranto" näherte, weil er diesen allein für geeignet hielt, ihm bei seinem Emporkommen hinter der angeblichen Person Rowleys behilflich zu sein; denn andrerseits gab es zahllose sonstige Literaten, an die er sich hätte wenden können, wenn Walpole ihm nicht helfen wollte. Daher auch die Verbitterung gegen Walpole, die in den folgenden um diese Zeit geschriebenen Versen Chattertons ausgedrückt ist:

Walpole, I thought not I should ever see
So mean a heart as thine has proved to be.
Thou who, in luxury nurst, behold'st with scorn
The boy, who friendless, fatherless, forlorn,
Asks thy high favour — thou mayst call me cheat —
Say, didst thou never practise such deceit?
Who wrote *Otranto*, but I will not chide;
Scorn I'll repay with scorn, and pride with pride.

— — —

Had I the gifts of wealth and luxury shared,
Not poor and mean, Walpole, thou hadst not dared
Thus to insult. But I shall live and stand
By Rowley's side, when thou art dead and damned.

Diese Zeilen geben der Annahme einen starken Rückhalt, daß die Rowley-Gedichte Chattertons mit dem „Castle of Otran-

to“ Walpoles in nahem Zusammenhang stehen. Walpole hatte durch einen falschen Bericht über den Ursprung seines Werkes Beachtung desselben erlangt, weshalb sollte Chatterton nicht dasselbe tun? Konnte er nicht auch die Wahrheit bekanntmachen, wenn er auf solche Weise vielleicht einen literarischen Erfolg errungen hatte? Wenn es Täuschung war, so war es wenigstens eine Täuschung, die durch die Autorität eines der beliebtesten Tagesschriftsteller gutgeheißen worden war; ein berechtigter literarischer Notbehelf, der mit den wichtigsten Präzedenzfällen übereinstimmte. Der Gentleman also, der den Präzedenzfall geliefert hatte, war natürlicherweise der Beschützer, an den man sich halten konnte.

Vielleicht war sich Walpole einigermaßen bewußt, daß sich die Schlußfolgerungen Chattertons nach dieser Richtung bewegten und wurde dadurch zu der außerordentlichen Härte gegen Chattertons Andenken in späteren Jahren veranlaßt. Bestand denn nicht zwischen ihm und dem toten Dichter eine literarische Verwandtschaft, waren nicht die Rowley-Gedichte die unmittelbaren Sprößlinge des „Castle of Otranto“? Die an ihn gerichtete Bitte, Gedichte herauszugeben, deren Unechtheit er herausgefunden hatte, war eine unzweifelhafte, wenn auch stillschweigende Aufforderung, mit dem Publikum den Versuch mit seinem eigenen Roman zu wiederholen; und der bei einer solchen Bitte empfundene Unwille war mit allem, was sie in sich schloß, ganz dazu angetan, mit der Zeit eher größer als kleiner zu werden. Der offensichtliche Weg, seinen Charakter von demjenigen seines Nachahmers abzusondern und den ehrenrührigen Zusammenhang mit ihm abzuweisen, bestand für Walpole darin, daß er Chattertons Andenken mit Geringschätzung behandelte und von ihm als von einem schimpflichen Betrüger sprach und schrieb. Diesen Weg schlug Walpole ein und er hat darin viele Nachfolger gehabt. Die Nachwelt ist aber imstande, nachsichtiger über Chatterton zu urteilen und zu bezweifeln, daß er eine fortgesetzte Täuschung beabsichtigte.

Wenige Merkwürdigkeiten im Britischen Museum sind interessanter als die beiden dünnen Bände, die Chattertons Manuskripte enthalten (Add. MSS., 5766, A—B) und zeigen die außerordentliche Schönheit seiner Handschrift.

Diese Sammlung, welche die Fabrikation so mancher jener antiken Originale enthüllt, auf welche Chatterton seinen Zeitgenossen nur selten einen Blick zu werfen gestattete, hat seit langer Zeit einen Streit beendet, der einst sehr heftig war. Aber wieviel bei diesem Streit war unnötig! Nehmen wir z. B. den ersten Teil der „Battle of Hastings". Es wird gesagt, daß Chatterton auf Drängen seines Gönners Barrett, des Chirurgen und Geschichtschreibers von Bristol, sich selbst als Verfasser dieses Teils bekannte, daß Barrett sich aber weigerte, ihm zu glauben. Es ist schwer einzusehen, weshalb Barrett wünschen sollte, ein Geständnis zu erzwingen, das er vorher schon entschlossen war, nicht zu glauben; aber es ist noch überraschender, daß er überhaupt ein Geständnis wünschte. Denn die ihm von Chatterton überbrachte Abschrift trug den folgenden Titel: „Battle of Hastings, wrote by Turgot the Monk, a Saxon, in the tenth century, and translated by Thomas Rowlie, parish preeste of St. Johns in the city of Bristol in the year 1465. Den Schluß des Gedichts konnte ich leider nicht auffinden." Wie konnte der Mönch Turgot im „zehnten" Jahrhundert ein Gedicht über eine Schlacht geschrieben haben, die erst im „elften" Jahrhundert stattfand? Wie konnte dieser alltägliche Irrtum in der Bezeichnung des Jahrhunderts der Aufmerksamkeit Barretts und der vielen späteren Kritiker Chattertons entgehen?

Dies ist ein bisher unbemerkt gebliebener Punkt, der die Hand Chattertons in den längeren Gedichten Rowleys klar zu offenbaren scheint. Unstreitig waren die sogenannten Übersetzungen aus dem Angelsächsischen, die Chatterton für das „Town and Country Magazine" lieferte, um die Ossianschen Gedichte nachzuahmen oder lächerlich zu machen, seine eigenen Dichtungen: „So oft er nach dem Original dieser Stücke gefragt wurde," sagte sein Freund Thistlethwaite, „zögerte er nicht, zu gestehen, daß sie nur in seiner Einbildungskraft existierten und nur Erzeugnis und Erfindung seiner Phantasie waren." Eines der Hauptmerkmale dieser Stücke, wie Ethelgar, Kenrick, Cerdick u. a., ist die fortwährende Erwähnung von Wölfen, oder die Anwendung von Metaphern, die sich auf Wölfe beziehen; in diesen angeblichen Übersetzungen erscheint der Wolf wenigstens 25 mal und gibt allen diesen

Dichtungen eine bestimmte Farbe. Genau dasselbe Merkmal erscheint aber auch in „Aella“ und in der „Battle of Hastings“; der Wolf kommt siebenmal in „Aella“ und neunmal in der „Battle of Hastings“ vor, einmal in dem „Unknown Knight“: „bold as a mountain wolf he stood.“ Es ist gerade, als ob Chatterton den Wolf aus seinem Geist nicht wieder loswerden konnte oder ihn absichtlich immer wieder verwendete, um seinem Werke den Anschein eines fernen Altertums zu geben.

Um Chatterton gerecht zu werden, muß man sich immer vergegenwärtigen, daß er die Rowley-Gedichte niemals als Ganzes herausgab. Vollständig erschienen sie erst sieben Jahre nach seinem Tode nach den Texten, die er an den Zinngießer George Catcott und an den Chirurgen Barrett geschenkt oder verkauft hatte; ergänzt wurden sie durch die Gedichte, die Catcott nach dem Tode Chattertons von seiner Mutter für armselige fünf Guineen gekauft hatte. Erst nachdem Dekan Milles 1782 seine Ausgabe dieser Gedichte herausgebracht hatte, brach der Streit in hellen Flammen aus. Es ist in der Tat merkwürdig, daß Chatterton 1769 seine sechs angelsächsischen Gedichte in dem „Town and Country Magazine“ abdrucken ließ, während von den Rowley-Gedichten „Elinoure and Juga“ das einzige ist, das darin zu finden ist. Die „Balade of Charitie“ wurde dem Herausgeber dieser Zeitschrift kurz vor Chattertons Tod angeboten; sie wurde aber zurückgewiesen. Während der letzten vier Monate seines in London verbrachten Lebens, wohin Chatterton von Bristol mit so viel Hoffnung gegangen war und wo er in so seltsamer unerklärlicher Verzweiflung sterben sollte, hat er keinen ernstlichen und vor allem keinen erfolgreichen Versuch gemacht, die Rowley-Gedichte an den Mann zu bringen. Gedichte und politische Schriften füllten seine Zeit reichlich aus; es läßt sich auch unmöglich beurteilen, bis zu welchem Grade er in einer Zukunft, die für ihn niemals kam, versucht haben könnte, das Publikum mit den Rowley-Gedichten zu täuschen. Daß er Catcott und Barrett in Bristol täuschte und Dodsley und Walpole in London zu täuschen wünschte, kann nicht verneint werden; ob er aber beabsichtigte, diese Täuschungen weiter zu treiben, als unbedingt notwendig war, um sich durch sie bei einem mächtigen

und literarischen Gönner einzuführen, kann heute nicht mehr bestimmt werden.

Es ist schwierig, sich einen andern Beweggrund vorzustellen; denn von solchen Gönnern wie Catcott und Barrett konnte keine Belohnung erwartet werden, die für die mit seinen Dichtungen verbundene Arbeit überhaupt entschädigt haben könnte. Und wenn alles gesagt ist, was über ihre Fehler, ihre Anachronismen, ihre Entlehnungen gesagt werden kann, so müssen Chattertons Dichtungen doch immer unter die Wunder, wie unter die Rätsel der Literatur gezählt werden. Dekan Milles, Mr. Bryant und andere glaubten an ihre Echtheit und hatten für ihren Glauben bedeutenden materiellen und moralischen Grund. Denn es stand außer Zweifel, daß die Truhe in St. Mary Redclyffes Kirche während der Zeit von Chattertons Vater gewaltsam aufgebrochen worden war; daß der Vater einer der Hauptplünderer ihres dokumentarischen Inhalts gewesen war; daß er einige von diesen Dokumenten zu Umschlägen für Schreibbücher der Kinder verwendet hatte und viele andere in einer Kiste aufbewahrte; daß der Sohn diese Pergamente mit auf die Schreibstube des Mr. Lambert brachte, wo er von den zwölf täglichen Arbeitsstunden oft zehn zu seiner eigenen Verfügung hatte. Einwandfreie, zeitgenössische Augenzeugen bekunden, daß er auf der Schreibstube oft angetroffen wurde, wie er alte Dokumente abschrieb: Thistlethwaite fand ihn 1768 „bei verschiedenen Besuchen mit Abschreiben von Rowley von Originalen beschäftigt, die er immer für authentisch und echt hielt"; während Smith bezeugte, daß Chatterton ihm oft ganze Abhandlungen oder Teile von Gedichten aus alten Manuskripten vorgelesen hatte, von denen er ein Dutzend gesehen hatte, ebenso daß Chatterton auf dem Bureau oft daraus abgeschrieben hatte. Dieses Bureau wurde beschrieben, als lägen Stöße von solchen Dokumenten in demselben verstreut umher. Niemand wird heute jemals erfahren, was dies für Dokumente waren oder ob die von Chatterton abgeschriebenen mit den Werken übereinstimmten, die er als alte Schriften hervorbrachte. Es ist aber unmöglich, über die augenscheinliche Gewißheit hinwegzukommen, daß dies die feste tatsächliche Grundlage sowohl für Chattertons Erzählung als für den Glauben derjenigen war, die sie gelten ließen.

Es mag sein, daß es Chattertons Gedanke war, diese alten Dokumente als Materialien zur Aneignung des alten Stils und der alten Phraseologie zu benützen und daß er seinen Plan dadurch förderte, daß er seinen Freunden gegenüber vorgab, dies wären die Originale seiner Fabrikationen. In diesem Falle war seine List einzig erfolgreich.

Chattertons Fabrikationen in Prosa sind sogar wunderbarer als die in Versen von ihm hervorgebrachten. Es ist schwierig, sich einen Begriff von der Einbildungskraft zu machen, mit welcher er die Einzelheiten über die Altertümer von Kirchen ausarbeitete, die er Barrett für seine Geschichte von Bristol lieferte. Dasselbe muß von seinen Inschriften, Erlassen und Urkunden gesagt werden. Ob der Thomas Rowle, von dem die Kirchenregister von Wells erweisen, daß er 1439 zu einem Meßdiener („Bryant's Observations", 536,544) gemacht wurde, der Rowley Chattertons war oder nicht, jedenfalls hat der jugendliche Dichter seinen Mönch aus dem fünfzehnten Jahrhundert mit einer lebensgetreuen Ähnlichkeit ausgestattet, die niemals aufhören wird, die Leser seiner Werke in Erstaunen zu setzen und die ihm ein längeres Bestehen verschafft, als manches vergangene tatsächliche Leben heute genießt.

Es liegen keine Beweise vor, welche die schwarzen Farben rechtfertigen, in welchen Chattertons allgemeiner Charakter von einigen Schriftstellern gemalt worden ist. Es gibt auch zahlreiche Beweise dafür, daß ein Charakter viele lobenswerte Eigenschaften besitzt. Seiner Eitelkeit und Neigung zum Betrug muß sein unermüdlicher Fleiß entgegengestellt werden; so konnte er nach zwölfstündiger Eingeengtheit in Mr. Lamberts Schreibstube, wie seine Schwester sagt, „oft die ganze Nacht aufbleiben und bei Mondlicht schreiben." Die Zuneigung und Herzlichkeit, die er stets gegen Mutter und Schwester zeigte, gehören auch zu den angenehmeren Seiten seines Charakters. In dieser Beziehung knüpft sich ein merkwürdiges Pathos an die letzten, wenn auch nicht die besten von ihm geschriebenen Verse, die das Datum des 24. August, seines Todestages, tragen:

> Farewell, Bristolia's dingy piles of brick,
> Lovers of Mammon, worshippers of Trick!

Ye spurned the boy who gave you antique lays,
And paid for learning with your empty praise.
Farewell, ye guzzling aldermanic fools,
By nature fitted for Corruption's tools!
I go to where celestial anthems swell;
But you, when you depart, will sink to hell.
Farewell, my mother! cease, my anguished soul,
Nor let Distraction's billows o'er me roll!
Have mercy, Heaven! when here I cease to live,
And this last act of wretchedness forgive.

IX.

Lauders Schande.

Von allen literarischen Fälschungsgeschichten ist keine merkwürdiger als die mit dem Namen von William Lauder, einem der ersten englischen Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts, verknüpfte. Wenige Männer seiner Zeit konnten ein besseres Latein schreiben als dieser schottische Schulmeister, ein Graduierter der Edinburgher Universität, oder waren umfassender und besser in alter und neuer Literatur beschlagen. Er unterlag aber einer elenden Versuchung in seiner Leidenschaft, zu beweisen, daß Milton, als er das „Paradise Lost" schrieb, lediglich ein Plagiator früherer Verfasser war.

In dem Eifer, seine Auffassung zu beweisen, konnte sich Lauder nicht damit begnügen, nur Stellen aus Grotius, Massenius und anderen anzuführen, von denen man billig behaupten konnte, daß Milton sie gesehen oder sogar abgeschrieben haben konnte oder mußte; um die Ähnlichkeit noch auffallender zu machen, schmuggelte Lauder in die angeführten Stellen entweder Zeilen seiner eigenen Fabrikation oder sogar Zeilen aus der lateinischen Übersetzung Miltons von Hog selbst ein. Als Probe dieser letzteren Methode möge ein grelles Beispiel

genügen. Milton beschreibt eine der Folgen von Adams Sündenfall:

> Beast now with beast 'gan war, and fowl with fowl,
> And fish with fish; to graze the herb all leaving
> Devoured each other: nor stood much in awe
> Of man, but fled him, or with countenance grim
> Glared on him passing. (X., 710.)

Lauder nahm nun die folgende Übersetzung dieser Zeilen aus Hogs lateinischer Übertragung des „Verlorenen Paradieses", verleibte sie einer Stelle von Massenius' „Sarcotis" ein und erklärte dann, daß diese Übersetzung Miltons die Quelle von Miltons eigener Fassung der Stelle gewesen wäre!

> Quadrupedi pugnat quadrupes, volucrique volucris,
> Et piscis cum pisce ferox hostilibus armis
> Proelia saeva gerit; jam pristina pabula spernunt
> Jam tondere piget viridantes gramine campos,
> Alterum et alterius vivunt animalia letho,
> Prisca nec in gentem humanam reverentia durat,
> Sed fugiunt vel si steterant, fera bella minantur
> Fronte truci torvosque oculos jaculantur in illum.

Lauder muß sich auf zwei Dinge verlassen haben: erstens auf die Unwahrscheinlichkeit, daß sich jemand ein Exemplar des Gedichts des Jesuiten verschaffen würde und zweitens auf die noch größere Unwahrscheinlichkeit, daß jemand auf ein so wenig bekanntes Werk wie Hogs Übersetzung zurückgreifen würde. Er rechnete aber nicht mit dem Rev. John Douglas, nachmals Bischof von Salisbury, dessen Verdacht erregt wurde, der dann im Hogaeus nachforschte und seinen Argwohn auch richtig bestätigt fand. In einem Briefe an den Grafen von Bath machte Douglas 1750 seinen „Milton Vindicated from the Charge of Plagiarism" bekannt und enthüllte der Welt triumphierend die niedrigen Anschläge, zu welchen Lauder seine Zuflucht genommen hatte.

Der Grund von Lauders Feindseligkeit gegen Milton war kaum weniger ungewöhnlich wie sein Verfahren, sie zu äußern. Der berühmte schottische Schriftsteller Georg Buchanan, der zur Zeit der Königin Maria von Schottland eine so bedeutende

Rolle in der Politik spielte, war während seiner Reisen in Portugal in früherer Zeit in die Hände der Inquisition gefallen und in ein Gefängnis gesperrt worden. Zum Zeitvertreib oder als Bedingung seiner Freilassung verfaßte er darin in verschiedenen lateinischen Versmaßen jene vortreffliche Umschreibung der hebräischen Psalmen, die die Erziehung so vieler Generationen von Schotten unterstützen sollte. Im folgenden Jahrhundert gab Arthur Johnston, eine Zeitlang Leibarzt Karls I., eine nicht weniger gute Übersetzung der Psalmen in lateinischen elegischen Versen heraus. Nun fiel es Lauder, mit ziemlichem Recht, bei, daß Johnstons Übersetzung für die niederen Klassen der schottischen höheren Schulen besser geeignet sei als die schwierigere Ausgabe Buchanans. Demgemäß gab er zu diesem Zwecke eine Ausgabe von Johnstons Psalmen heraus und bat die Generalversammlung der Kirche von Schottland, deren Einführung in den Schulen zu befürworten. Er schlug diese Ausgabe nicht mit Ausschluß der Buchananschen Ausgabe vor, sondern empfahl nur ihre Verwendung als Vorstufe zum „besseren und völligen Verständnis von Buchanans meisterhafter und herrlicher, aber auch schwierigeren Paraphrase“. Die Versammlung entsprach seinem Ansuchen und empfahl den Gebrauch von Buchanans Psalmen für die höheren Klassen und für die Universitäten (30. November 1740). Um dieselbe Zeit gab William Benson, ebenfalls ein Bewunderer Johnstons, einige schöne Ausgaben seiner Psalmen heraus und behauptete, daß ihre Latinität derjenigen Buchanans überlegen sei.

In Schottland entstand zwischen den wetteifernden Anhängern Buchanans und Johnstons ein erbitterter literarischer Streit, in dessen Verlauf Lauder an Pope schrieb und ihn um sein Urteil darüber ersuchte, ob für den Gebrauch jugendlicher Schüler Johnston oder Buchanan geeigneter sei. Der Dichter würdigte ihn keiner Antwort, gab aber sowohl Benson als Johnston in der „Dunciad“ der unverdienten Lächerlichkeit preis:

> On two unequal crutches propped he (Benson) came,
> Milton on this, on that one Johnston's name.

Die geringschätzige Weise, in welcher Bensons Begünstigung Johnstons mit seiner Bewunderung Miltons verglichen

war, erwies sich verhängnisvoll für die Hoffnung Lauders, daß seine Ausgabe von Johnston jemals in den Schulen eingeführt werden würde. „Von dieser Zeit an,“ sagt er, „wurden alle meine Lobpreisungen Johnstons lächerlich gemacht und ich wurde mit großem Freimut getadelt, daß ich den Schulen einen Verfasser aufzwingen wolle, den Pope nur als Folie zu einem besseren Dichter erwähnt hatte. An einem solchen Ausgang konnte man natürlich keinen Gefallen haben und mein Unwillen, der sich irgendwie Luft machen mußte, richtete sich unglücklicherweise gegen Milton. Ich beschloß, seinen Ruhm anzugreifen.“

Diese Worte finden sich in Lauders kleinmütigem Bekenntnis an John Douglas (29. Dezember 1750) und bildeten seine erste Verteidigungslinie, von welcher sich seine zweite einige Jahre später beträchtlich unterschied. Er sprach dieselbe Tatsache von Popes Einfluß in einem an den Erzbischof von Canterbury 1751 gerichteten Entschuldigungsschreiben aus: „Die blinde Unterwerfung unter das Urteil von Mr. Pope war derartig, daß wenige Schulmeister in Schottland Johnstons Paraphrase in ihren Schulen einführen wollten, nachdem jener launenhafte Kritiker sein Mißfallen an dieser Arbeit durch die geringschätzige Art und Weise bekundet hatte, mit welcher er ihren Verfasser im Vergleich zu Milton behandelte, den er als Riesen der Dichtkunst ansah, während ihm der andere nur als Zwerg oder Pygmäe erschien.“

Dies bedeutete für Lauder einen jährlichen Verlust von einigen zwanzig bis dreißig Pfund Sterling, einen bedeutenden Eingriff in die dürftigen Mittel eines damaligen Lehrers der Philologie in Edinburgh. Trotz seiner unzweifelhaften Fähigkeiten ist Lauder doch sein Lebenlang vom Mißerfolg verfolgt worden. Er hatte Unglück mit seiner Anwartschaft auf die Stelle eines Professors der Schulwissenschaften in Edinburgh (1734) und auf diejenige als Universitätsbibliothekar. Es gelang ihm auch nicht, die Rektorstelle der Grammar School zu Dundee zu erlangen, genau in demselben Jahr (1742), in dem ihn Pope jeder Hoffnung auf ein Einkommen aus der Johnstonschen Ausgabe der Psalmen beraubte. Es blieb ihm also nichts weiter übrig, als Schottland als verbitterter Mann

zu verlassen und in London zu versuchen, sich mit Privatunterricht und mit seiner Feder so gut als möglich durchzuschlagen.

Was Milton betrifft, den Lauder als die Quelle seines Elends ansah, so verwendete Lauder einen großen Teil der nächsten vier Jahre zum Sammeln von Material für seinen Angriff auf den Ruhm des Dichters; das Ergebnis dieser Arbeit erschien im Jahre 1747 in „Gentleman's Magazine" unter der Überschrift des „Zoilus", des strengen alexandrinischen Kritikers Homers. Die Ausführungen Lauders machten Eindruck. Richard Richardson entgegnete Lauder in einem „Zoilomastix" betitelten Pamphlet, aber seine Kritik ging nur so weit, daß sie die Kraft der verglichenen Stellen bekämpfte; er hegte keinen Verdacht wegen der aus der Fälschung herstammenden Hilfe. Dr. Newton fügte den Anmerkungen zu seiner 1749 erschienenen Ausgabe des „Paradise Lost" verschiedene Parallelen aus dem „Adamus Exul" des Grotius ein, die sich später als gefälscht erwiesen.

Gegen Ende 1749 gab Lauder diese Aufsätze als Ganzes nochmals unter dem Titel heraus: „An Essay on Milton's Use and Imitation of the Moderns in his ‚Paradise Lost'". Konnte der Betrug unentdeckt nicht fortgesetzt werden? Warburton schrieb um diese Zeit (23. Dezember 1749): „Ich habe soeben das albernste und spitzbübischste Buch gelesen, das mir je vorgekommen ist, ein Lauder über Miltons Nachahmungen .... In einer Hinsicht mißfällt mir das Buch nicht. Es ist ziemlich gut geeignet, all die törichten Verehrer Miltons zu ärgern, die verdienen, daß man über sie lacht." („Nichols, Lit. Ill." II., 177). Sir John Hawkins erklärte, daß die kurze Vorrede zu dem Essay, die angeblich vom Verfasser herrühren soll, „unzweifelhaft (wie auch das Postskriptum) von Dr. Johnson geschrieben ist," der damals 41 Jahre alt war und von Hawkins beschuldigt wird, Sympathie für ein Argument zu haben, das, wie er hoffte, Miltons Ruf verletzen könnte. Johnson kann aber billigerweise nur einer natürlichen Sympathie für eine Untersuchung überführt werden, die an sich viel berechtigtes Interesse hatte. Als die Täuschung entdeckt wurde, war Johnstons Entrüstung ebenso echt wie die von Lauders Verlegern; und nach seinem Diktat schrieb Lauder jenen Entschuldigungsbrief an

Douglas. Es bleibt ein Wunder, wie jemand das Schreiben eines solchen Briefes überleben konnte.

Boswells Bemerkung, daß die von Lauder nach anderen Schriftstellern fabrizierten Stellen „nur eine schwache Ähnlichkeit mit einigen Teilen des „Paradise Lost“ trügen,“ stellt indessen den Fall nicht ganz richtig dar. Lauder behauptete immer, daß seine Sache in sich vollständig war, selbst wenn sie „aller fremden Beihilfe entkleidet war“ und daß die letztere überhaupt nur von geringem Belang war. Von zwölf aus Grotius' „Adamus Exul“ zitierten Stellen bestanden zehn gänzlich oder zum Teil aus Interpolationen von Lauders eigener Erfindung! Als Beispiel nehmen wir Miltons wohlbekannte Zeilen:

And in my choice
To reign is worth ambition, though in Hell,
Better to reign in Hell than serve in Heaven.

Lauter interpoliert folgende Zeilen in Grotius als ihre Quelle:

Nam, me judice,
Regnare dignum est ambitu, etsi in Tartaro,
Alto praesse Tartaro siquidem juvat
Coeli quam in ipsis servì obire munia.

Wenn auch Lauders Stellen aus Grotius derartigen Typus haben, so bleibt es doch wahrscheinlich, daß Milton durch die von Grotius im achtzehnten Lebensjahre geschriebene Tragödie beeinflußt wurde. Dies war die von Mr. F. Barham vertretene Ansicht, der 1839 den „Adamus Exul of Grotius, or the Prototype of ‚Paradise Lost‘“ herausgab. Mit einem Originalexemplar des „Adamus“ in seinen Händen stand er für die allgemeine Treue von Lauders Version ein. Er scheint der Urbaum (1601) gewesen zu sein, von dem sich alle neueren Werke über denselben Gegenstand abzweigten; er wurde mehr oder weniger nachgeahmt von Andreini in seinem „Paradiso Perduto“ (1613), von Andrew Ramsay in seinen „Sacred Poems“ (1633), von Massenius in seiner „Sarcotis“ (1650); aber, wie Barham hinzufügt, „von keinem wurde er so genau verstanden,

so bewunderungswürdig erreicht und verbessert als von unserem Milton.“

Spätere Forschungen haben beträchtlich die Quellen vermehrt, die entweder Milton beeinflußt haben oder von ihm benutzt worden sind. Sie sind gesammelt in Hayley's „Conjectures on the Origin of ‚Paradise Lost‘“ am Schlusse seines Lebens Miltons (1796). Viele derselben waren Lauder unbekannt: z. B. Marinos „Strage di gli Innocenti“ (1633), Serafino della Sallandras „Adame Perduto“ (1647) u. a. Was würde Lauder aber nicht darum gegeben haben, wenn er den „Lucifer“ des holländischen Dichters Joost van den Vondel gekannt hätte, von dessen später entdeckter Beziehung zu Milton ein neuerer Schriftsteller gesagt hat: „Der sehr ausgedehnte Gebrauch, der er (Milton), ohne es einzuräumen, von den Gedanken und der Sprache eines hervorragenden Zeitgenossen, von Werken, die erst kürzlich herausgegeben und in einer Sprache geschrieben worden sind, die der großen Mehrzahl englischer Leser unbekannt ist, kann nicht ganz entschuldigt oder verteidigt werden“? (Edmundson, Milton und Vondel, 191). Unzweifelhaft würde Lauder stärkere Ausdrücke wie Mr. Edmundson gebraucht haben. In jedem Fall muß sein Schatten mit Genugtuung auf die zwar verspätete aber allgemeine Annahme seiner Verneinung der unbedingten Ursprünglichkeit Miltons herabblicken, die vor seinem unbedachten Angriff ein Glaubensbekenntnis in der englischen Literaturwelt gewesen war.

Lauder vermochte den Erzbischof von Canterbury, ihm die gegen Seine Gnaden gemeinsam mit geringeren Sterblichen, die dem Verfasser bei der ursprünglichen Veröffentlichung geholfen hatten, verübte Täuschung zu vergeben. Es wurde ihm sogar gestattet, unter erzbischöflicher Gönnerschaft seinen: „Delectus auctorum sacrorum Miltono facem praelucentium“ herauszugeben, der Andrew Ramsays „Sacra Poemata“ in vier Büchern lateinischer Hexameter und den „Adamus Exul“ des Grotius (1752) enthielt. Aber es war nun zu spät, mit einiger Aussicht auf Erfolg eine frische Lanze gegen Milton zu brechen.

Die Zeit hatte jedoch seinen Groll gegen den Dichter, der so unbewußt seinen Lebensunterhalt beeinträchtigt hatte, nicht

abgekühlt. 1754 trat er mit einem neuen Angriff auf Milton und zugleich mit einer neuen Rechtfertigung seiner Betrügereien hervor. Wir hören in seinem „Charles I. Vindicated“ (1754) nichts mehr von Pope, auch nichts mehr von Johnstons Psalmen. Er gibt nun vor, seine Täuschungen mit der bestimmten Hoffnung begangen zu haben, daß sie entdeckt würden. Denn eine solche Entdeckung würde ihm ermöglicht haben, mit um so größerem Nachdruck eine ähnliche Beschuldigung Miltons wegen Fälschung vorzubringen. Nur so hätte er wirksam Milton anklagen können, daß er mit in die Herausgabe des „Eikon Basilike“ verwickelt war und demselben in betrüglicher Absicht am Schluß das Gebet eingeschoben hat, das angeblich vom König herrühren soll, das aber fast wörtlich dem Gebet Pamelas in Sidneys „Arcadia“ entlehnt ist.

Miltons Beweggrund war nach Lauder, durch Verunglimpfung der königlichen Verfasserschaft der dem „Eikon“ angehängten Gebete die Verfasserschaft des Königs am ganzen Werke zu verunglimpfen. „Wie Milton durch diesen Betrug leicht beweisen konnte, daß der König nicht der Verfasser dieses Gebets war, so meinte er, daß daraus der Schluß gezogen werden konnte, daß er nicht der Verfasser der Abhandlung selbst war.“

Für diese Erzählung, daß Milton den Schulmeister-Buchdrucker Dugard überraschte, als er im Begriff war, das „Eikon“ zu drucken und ihn zwang, demselben Pamelas Gebet hinzuzufügen, zitiert Lauder als seine Quelle drei Briefe, von denen zwei zuerst 1697 von T. Wagstaffe in seiner „Vindication of Charles I.“ angeführt und später von Dr. T. Bird im Anhang zu seinem „Life of Milton“ (1738) gedruckt wurden. Aber die erste Ausgabe von Wagstaffes „Vindication“ von 1693 ist ohne die Briefe und ihr spätes Datum macht sie verdächtig. Ein vom 1. Mai 1694 datierter Brief ist von Dr. Gill an Charles Hatton gerichtet. Gill, der verschiedene Jahre lang Hausarzt von Hills, dem Buchdrucker Cromwells war, bezieht sich auf Hills, der ihm erzählt habe, wie Milton seinen Einfluß bei Bradshaw gebrauchte, um Dugard von weiterer Strafe wegen des Druckes des „Eikon“ zu befreien, unter der Bedingung, daß er demselben Pamelas Gebet anfüge. Der andere Brief, den

Wagstaffe in seinem Besitz zu haben erklärte, ist von Dr. Francis Bernard, der ebenfalls Arzt bei Hills war, und von diesem gleichfalls dieselbe Geschichte gehört hatte (10. Mai 1694). Dr. Birch führt einen dritten Brief von Bernard an Dr. Goodall in demselben Sinne an, der vom 13. März 1693 datiert ist, aber nicht von Wagstaffe stammte. In seiner zweiten Ausgabe von Miltons Leben (1753) widerrief Dr. Birch seinen Glauben an die Geschichte, weil sie nur durch Hörensagen von Hills bezeugt war.

Es ist erwiesen, daß Dugard zu leiden hatte, weil er das Eikon und einige andere Werke im royalistischen Interesse gedruckt hatte. Er wurde nach Newgate, in das Kriminalgefängnis der Londoner City gesetzt; seine Pressen wurden zerstört; er wurde seiner Stellung als Vorsteher der Merchant Taylor's School enthoben; seine Frau und seine Kinder wurden auf die Straße gesetzt. Diese Tatsache wird bestätigt durch die Vorrede des Buchhändlers zu Gaudens „Cromwell's Bloody Slaughter-house“ (Juli 1660) und durch eine schriftliche Erklärung Dugards im Archiv (Oktober 1661). Aber die letztere (wenn man ihr trauen darf) enthält noch die Nachricht, daß es Sir James Harrington war, der Dugard davor rettete, am Leben gestraft zu werden; von Milton ist darin überhaupt nicht die Rede. Schon diese Tatsache dürfte dazu angetan sein, die zuerst von Wagstaffe gegen Milton veröffentlichten Briefe als unglaubwürdig erscheinen zu lassen; außerdem ist ihr Erscheinen zu einer Zeit, wo so viel zweifelhaftes Zeugnis zugunsten König Karls I. und seiner Autorschaft am „Eikon“ eifrig gesammelt wurde, sehr geeignet, sie jedes Wertes zu berauben. Daß Lauder die Erzählung glaubte, wär jedenfalls nicht mehr zu tadeln, als daß Dr. Birch sie in die erste Auflage seines Lebens Miltons aufnahm. Tatsächlich war Birch Lauders Autorität. Die Geschichte selbst gibt wenigstens einen annehmbaren Bericht darüber, wie Pamelas Gebet in das „Eikon“ gekommen ist, das man sich nach anderer Erzählung dort nicht zu erklären wußte. Das Gebet fand in der ersten Ausgabe keinen Platz, auch nicht in verschiedenen Ausgaben von 1648 (alten Stils) und 1649 nicht, ist aber in einer Ausgabe von 1648 enthalten; die Frage, wie es da hineingekommen ist, ist niemals in befriedigender Weise beantwortet worden.

Wenn wir uns an Miltons eigene Worte in seinem „Eikonoclastes“ über dieses verwirrt machende Gebet halten, so erscheint es unbegreiflich, daß er selbst für die Anwesenheit desselben im „Eikon“ verantwortlich sein konnte. Der Leser möge selbst beurteilen, ob die Entrüstung des Dichters, so übertrieben sie heute auch scheinen mag, nicht ganz den Stempel der Aufrichtigkeit trägt: „Dieser König,“ schreibt Milton, „war nicht damit zufrieden, daß er ganze Gebete anderer Menschen als sein eigenes Machwerk unterschob (wenngleich es in einer heiligen Sache keinen heiligen Diebstahl gibt), sondern er entweihte und entchristlichte sogar gerade die Gebetspflicht selbst dadurch, daß er zum christlichen Gebrauch Gebete entlehnte, die einem heidnischen Gott dargebracht sind. Wer würde sich vorgestellt haben, daß er so wenig Furcht vor dem wahren, allsehenden Gott hatte ... daß er unmittelbar vor seinem Tode den ernsten Bischof für seinen geistlichen Beistand, als besonderes Andenken an denselben, mit einem Gebete täuschte, das Wort für Wort aus dem Munde einer heidnischen Frau gestohlen war, die zu einem heidnischen Gott betete, und noch dazu nicht aus einem ernsten Buch, sondern aus dem eitlen erotischen Gedichte der „Arcadia“ des Sir Philip Sidney stammte? Derjenige, dessen Geist ihm dazu dienen konnte, ein christliches Gebet aus einer heidnischen Legende herauszusuchen, und es als sein eigenes auszugeben, der konnte auch das Übrige, Gott weiß woher, zusammengesucht haben.“

Dann spricht Milton weiter von der „bankrotten Frömmigkeit“ des Königs, die gerade in seinen Gebeten nicht aufrichtig war, denn sie wurden aus dem Munde eines heidnischen Götzendieners ergaunert und an diejenigen verschachert, die zu ihm standen und ihn fast wie den Messias, wie auch seine eigenen in Trübsal entstandenen frommen Schriften verehrten aus Hoffnung, die nicht weniger eitel und vermessen war als die, durch diese guten Andenken bei dem betrogenen Volke für einen Heiligen und Märtyrer gehalten zu werden“ (aus Barons Ausgabe des „Eikonoclastes“ von 1750, nach der zweiten Auflage von 1650).

Aus alledem spricht augenscheinlich der Wunsch, das Gebet Pamelas als moralisch entehrend für das „Eikon“ und

für seinen vermutlichen königlichen Verfasser hinzustellen; aber es ist nur ein Wink, das Gebet so anzusehen, als ob es auf die Autorschaft selbst Zweifel werfen könnte. Aber selbst wenn dem so wäre, ist es nicht angenehm, von Milton, wie erwähnt, zu denken, daß er dieses Gebet in das „Eikon“ eingeschoben hat, um ein Mittel zu haben, sich in die Wut berechtigter Entrüstung gegen den unlängst hingerichteten König zu stürzen. Man kann es nicht von ihm glauben, selbst wenn man den gestörten Zustand der öffentlichen Stimmung zu damaliger Zeit und den möglichen Wunsch in Betracht zieht, jede Waffe zu gebrauchen, um die Flut einer royalistischen Reaktion zurückzuhalten. Damit läßt sich aber die Frage nicht erledigen, dies bleibt Sache des Beweises; von dem von Lauder gesammelten Material kann man nur sagen, daß es aus einer sehr bösen Quelle stammt und nicht überzeugend ist. Das Vorkommen des Gebets im „Eikon“ muß ein ungelöstes und möglicherweise ein unlösbares Geheimnis bleiben.

Lauder schrieb daher von seinem literarischen Fehltritt in seiner Vorrede zu „Charles I. Vindicated“: „Wenige Menschen haben jemals soviel Schmach und Verderben durch diesen vorschnellen, oder, wenn man will, unverantwortlichen Eifer für unsern mißhandelten Souverän erlitten als ich.“ Diese Äußerung muß jedoch als ein nachträglicher Einfall, als ein Versuch angesehen werden, sich durch eine Anrufung des royalistischen Gefühls in der öffentlichen Achtung wieder zu Ehren zu bringen. Der Versuch hatte keinen Erfolg, die Öffentlichkeit war taub gegen alles, was fernerhin von Lauder noch gesagt werden mochte. Von dieser Zeit an verschwand er von der Bildfläche. Er ging schließlich nach Westindien, wo er in ärmlichen Umständen und in vorgerücktem, nicht genau festzustellenden Alter starb; ein Mann von großen Fähigkeiten und ausgebreitetem Wissen, der sein Leben zerstörte, um eine zügellose Leidenschaft literarischer Rachsucht zu befriedigen. Die Geschichte der Literatur kennt kein dem Fall Lauder ganz ähnliches Beispiel, denn die Äußerungen feindseliger Gesinnung richten sich im allgemeinen mehr gegen lebende und nicht gegen tote Verfasser. Obwohl Milton tot war, bildete er für Lauder einen größeren Gegenstand des Hasses als irgendwelche seiner lebenden Zeitgenossen.

X.

Gefälschte Briefe Byrons und Shelleys.

Im Sommer 1848 kam eine junge Dame zu dem Buchhändler White in Pall Mall und bot ihm zwei eigenhändige Briefe Lord Byrons an, die ihrer älteren kränklichen Schwester gehörten, mit welcher sie in St. John's Wood zusammen wohnte. Die Schwester wünschte sie zu verkaufen, um eine augenblickliche Geldverlegenheit beseitigen zu können, in die sie durch die Unterschlagung eines Agenten gebracht worden war. Die Schwestern waren die Töchter eines unlängst verstorbenen Wundarztes, der den Diener Lord Byrons, Fletcher, in seiner letzten Krankheit behandelt und von ihm verschiedene Bücher erhalten hatte, die der Dichter seinem treuen Bedienten als letzte Gabe eines Sterblichen vermacht hatte.

Da die Geschichte ebenso glaubhaft, wie ihre Erzählerin schlicht und aufrichtig erschien, kaufte Mr. White diese und auch verschiedene andere Briefe Byrons, die ihm bei späteren Besuchen vorgelegt wurden. Dann kam es zum Vorschein, daß die Schwester auch Briefe von Shelley besaß, von denen sie sich aber ebenso wie von den Büchern, die Fletcher ihrem Vater überlassen hatte, nur äußerst ungern trennen wollte. Wenn sie jedoch gezwungen wäre, sich derselben zu entäußern, so möchte sie lieber, daß sie im ganzen an Mr. White verkauft würden, als daß sie unter eine ganze Anzahl von Käufern verstreut würden. So kam also Mr. White allmählich in den Besitz der ganzen Sammlung.

Mr. White sagt, daß sich die Besuche dieser Dame „über einen Zeitraum von einigen Monaten" erstreckten; auch ist es wichtig, daß hinsichtlich seines Anteils an dieser Angelegenheit erwähnt wird, daß alle seine Geschäfte mit der Dame vor Schluß des Jahres 1848 beendet waren. Mr. Sotheby sagt: „Sehr kurze Zeit darauf, nachdem Mr. White alle Manuskripte und Briefe erworben hatte, fand die Versteigerung der Autographensammlung des verstorbenen Mr. Hodges statt" und der 18. Dezember 1848 war der Tag des Verkaufs („Principia

Typographica, II., 105, 109). Aus Mr. Whites eigener Erzählung geht klar hervor, daß der ganze Handel vor der Auktion vollständig abgeschlossen war, wenn auch Mr. White das Datum nicht angibt.

In den letzten Monaten des Jahres 1848 muß Mr. White dem Verleger Mr. Murray von seiner Erwerbung dieser Byronbriefe und dem Verleger Mr. Moxon von dem Kauf verschiedener Briefe von Shelley und Keats Mitteilung gemacht haben. Mr. Murray, der die siebzehnbändige Ausgabe von Lord Byrons Briefen, Tagebüchern und Leben verlegt hatte, interessierte sich natürlich sehr dafür, prüfte schließlich eines schönen Tages zwei Stunden lang die 47 Briefe Byrons, die im Besitz des Mr. White waren, von diesem aber nicht aus seinem Haus gegeben wurden und willigte ein, sie für 123 Pfund Sterling 7 s. 6 d. zu kaufen, das ist also Stück für Stück um zwei und eine halbe Guinee. Die Quittung war vom 28. April 1849 datiert. Da niemand die Eigentümlichkeiten der Handschrift und Unterschrift Lord Byrons besser kannte als Mr. Murray wegen seiner geschäftlichen Beziehungen zu Byron, so schien es Mr. White, daß Mr. Murrays Kauf der Briefe alle etwa möglichen Zweifel an deren Echtheit ausschlösse und ihn von der Notwendigkeit befreite, Mr. Murray mitzuteilen, von wem er die Briefe erworben hatte.

Wer diese 47 Briefe in der Handschriftenabteilung des Britischen Museums (Additional Manuscripts, 19377) gesehen hat, wird nicht davon überrascht sein, daß sowohl Mr. White als Mr. Murray sie als echt aufnahm. Die Korrespondenz besteht aus Briefen an Douglas Kinnaird, Sir G. Webster und Sir James Mackintosh, Oberst Hay, Shelley und andere zwischen 1812 und 1824. Die Briefe tragen die fremden Poststempel von Venedig, Ravenna oder Pisa, je nach dem einzelnen Fall; die Siegel, die Adressen, die Handschrift, die Unterschrift, alles scheint über jeden Argwohn erhaben zu sein.

Aber nicht nur die Handschrift, sondern auch Ton und Stil dieser Briefe sind wunderbar byronianisch. Die für den Dichter so charakteristische Witzigkeit und Bitterkeit fehlt keinem dieser Briefe und dieses innere Zeugnis sprach entschieden für ihre Echtheit. Nehmen wir z. B. den Brief an Sir J. Mackintosh:

„Reimen ist ebenso leicht wie Wortspiele zu machen für jemand, der seinen Gedanken gestattet, mehr in Verbindungen des Klanges als des Sinnes zum Ausdruck zu kommen ... Im Laufe seines Lebens unter dem Einfluß von Liebe, Verrücktheit oder eines anderen Jammers ist fast jedermann töricht genug, in Versen zu sündigen.“

Oder an Kinnaird über einen Zwischenfall mit Galignani:

„Wegen eines kürzlich durch ein Pferd verursachten Unfalls, das vor dem Gequieke des Mr. Punch scheute, sind einige dieser Zwangsjackenkrämer, weil sie unsern lustigen alten Freund in der Gewalt haben, durch Parlamentsakte zu Fall gebracht worden.“

Man kann jedoch nur durch eine genaue Prüfung der ganzen Sammlung einen wirklichen Begriff von ihrem außerordentlich lebenswahren Charakter gewinnen — von einem Charakter, der den Briefen nur durch eine große Gewandtheit in Verbindung mit einer genauen Kenntnis des wirklichen Lebens des Dichters aufgeprägt werden konnte. Diese beiden Eigenschaften besaß in einem außerordentlichen Grade der vermutliche Schreiber der Briefe, Icodad George Gordon Byron, welcher der natürliche Sohn des Dichters von einer spanischen Dame zu sein vorgab, bei welchem Anspruch er durch eine sehr auffallende Gesichtsähnlichkeit unterstützt wurde.

Es scheint kein Grund vorzuliegen, zu bezweifeln, daß dieser Byron sich große Mühe gegeben hatte, Material zu einer neuen Lebensbeschreibung seines angeblichen Vaters zu sammeln; er war zu diesem Zwecke weit umhergereist und hatte sich um Briefe Lord Byrons von allen möglichen Aufenthaltsorten desselben bemüht. Anfang 1848 hatte er in der Presse diese im Erscheinen begriffene Lebensbeschreibung angekündigt, die unveröffentlichte Briefe des Dichters enthalten sollte, zu welchen er durch das Entgegenkommen von Mrs. Leigh, der Schwester des Dichters, Zugang gehabt hatte. Unglücklicherweise schrieb aber diese Mrs. Leigh am 1. April 1848 einen Brief an das „Athenaeum“, in dem sie in Abrede stellte, daß Byron eine solche Einsicht genommen hätte und bezweifelte, daß er das Recht habe, sich einen Sohn des Dichters zu nennen. Der Brief einer Sachwalterfirma vom 24. März 1848 lenkte ebenfalls die Aufmerksamkeit auf die Unrichtigkeit

einiger Behauptungen Byrons und infolgedessen erschien die beabsichtigte Lebensbeschreibung in England niemals. Es könnte scheinen, daß kurz nach dieser Bloßstellung die Dame ihren ersten Besuch bei Mr. White machte, um die Briefe in gangbare Münze zu verwandeln.

Aber selbst nachdem die 47 Briefe an Mr. White verkauft worden waren, beharrte Byron auf seiner Absicht, eine Lebensbeschreibung seines Vaters herauszubringen. Im August 1849 kehrte er nach Amerika zurück und benachrichtigte dort die Welt abermals von dem Erscheinen eines höchst anziehenden Werkes: „The Inedited Works of Lord Byron, now first published from his letters, journals, and other manuscripts, in the possession of his son Major George Gordon Byron.“ Das Werk sollte in zwanzig monatlichen Lieferungen vom 1. Oktober 1849 ab erscheinen. In dieser Ankündigung, die mit George Gordon Byron, Verleger, 237 Broadway, New York, unterzeichnet war, behauptete Byron etwa tausend Briefe des Dichters und sein „Tagebuch aus Ravenna von 1822“ zu besitzen. Die zwei ersten Lieferungen erschienen pünktlich; da aber Byron den größten Teil seines Materials in England zurückgelassen hatte und nicht imstande war, dasselbe zu erlangen, so konnte das Werk nicht fortgesetzt werden, was Byron in einen Zustand der Verzweiflung versetzte.

Byron hatte in der Tat ein ungewöhnliches Werk geplant und einen ungewöhnlichen Fleiß auf dessen Zustandekommen verwendet. „Jedes Buch, das er erlangen konnte,“ sagt Mr. Sotheby, „das Stoff enthielt, den er für seinen Zweck brauchen konnte, wurde sorgfältig von ihm gelesen; alle die verschiedenen Zeitschriften der betreffenden Zeit wurden durchstöbert; keine Nachrichtenquelle, die er irgendwie erlangen konnte, wurde vernachlässigt.“ Wenn das Buch erfolgreich vom Stapel gelassen worden wäre, würde es seinem Verfasser Ruhm und Vermögen eingebracht haben.

Byron hatte auch eine Frau, die ihn, wie man wohl mit Recht annehmen darf, im August 1849 nach Amerika begleitet hat. Das Jahr 1848 muß auch schon einigermaßen vorgeschritten gewesen sein, als Mr. White die Entdeckung machte, daß diese geheimnisvolle Dame, die ihm die Briefe verkauft hatte, keine andere war als Mrs. Byron. Eine kränkliche

Schwester und einen Wundarzt gab es bei der Sache überhaupt nicht. Mr. White erzählt uns, wie er, nachdem einmal sein Argwohn erregt war, die Wahrheit der Erzählung der Dame bestritt, wie diese wirklich die Wahrheit bekannte, wie am nächsten Tag Byron selbst mit seiner Frau kam, wie dieser ihm gedruckt einen Teil der Lebensbeschreibung seines Vaters zeigte. Er berichtet uns, wie Byron sagte, daß er viele seiner Byronbriefe von Mr. Hodges in Frankfurt und von Mr. Wright von der „Quarterly Review“ gekauft, daß er die Bücher von Fletcher und die Shelleybriefe auf verschiedene Weise erworben hätte; einige dieser Briefe stammten aus dem Kasten, den Shelley in Marlow zurückgelassen hatte, als er von diesem Orte verzog. Er unterzeichnete auch eine schriftliche Bestätigung ihrer Echtheit.

Dies scheint Mr. White trotz der falschen Erzählung, deren Opfer er geworden war, genügt zu haben. Andernfalls läßt es sich unmöglich erklären, wie er einige Monate nach seiner Entdeckung Byrons ohne jede Erwähnung desselben an Mr. Murray Briefe verkaufen konnte, die unter so verdächtigen Umständen erworben waren.

Es ist nicht weniger überraschend, daß Mr. White ein Jahr später, im August 1850, zum auktionsweisen Verkauf an Messrs. Sotheby die Shelleybriefe sandte, die er aus derselben trüben Quelle erlangt hatte, die ihm die Byronbriefe geliefert hatte. Dazu kamen noch Bücher mit Unterschrift und Inschriften Byrons, ebenso sieben Briefe und ein Gedicht von Keats. Die Versteigerung fand im Mai 1851 statt und ergab einige sehr hohe Preise. Der Verleger Mr. Moxon wurde für Pf. St. 115. 4 s. 6 d. der glückliche Besitzer der Shelleybriefe.

Auf derselben Auktion kamen einige Anstoß erregende Briefe Shelleys an seine Frau vor, die unkindliche Angaben über den Vater des Dichters enthielten. Dies waren wahrscheinlich die Briefe, die Mr. White auf Mr. Moxons Rat hin früher an Mrs. Shelley zu veräußern gesucht hatte. Er zog sich aber nur den Zorn dieser Dame zu, die dieses Angebot für einen Versuch hielt, Geld von ihr zu erpressen. Diese Briefe wurden von Sir Percy Shelley zurückgekauft und kamen nie in die Öffentlichkeit.

Mit den von Mr. Moxon gekauften Briefen wurde es jedoch

anders. 1852 überraschte Mr. Moxon die Welt mit einem sehr interessanten kleinen Buche: „Letters of Percy Bysshe Shelley, with an Introductory Essay by Robert Browning. Dasselbe enthielt 25 Briefe aus den Jahren 1811—1821, während Brownings wunderbare Einleitung den vierten Teil des Bändchens ausmachte. Es zeigt eine ziemlich zusammenhanglose Sprache und seltsame Metaphern z. B. da, wo wir von einem Dichter lesen, „der sogleich dieses intellektuelle Wiederkäuen schon lange verschluckter Nahrung durch die Zufuhr frischer und lebendiger Bündel ersetzen soll.“ Browning erhob aber nur den Anspruch, daß er das Schreiben der Biographie Shelleys dadurch erleichtern wolle, daß „er diese wenigen ergänzenden Briefe zusammenstellte und eine prüfende Übersicht des Wertes der ganzen Sammlung gab. Dieser Wert soll nach seiner Auffassung bestehen in der „wahren Übereinstimmung der wenig umfangreichen Korrespondenz mit dem moralischen und intellektuellen Charakter des Schreibers, wie er sich in den höchsten Kundgebungen seines Genius darstellt“.

Aber leider, die menschliche Trüglichkeit! Diese „wahre Übereinstimmung“, die beweisen soll, daß Shelleys poetische Stimmung „nur die Steigerung seiner gewohnten Stimmung war“, hat mit Shelley überhaupt nichts zu tun. Sie war wahrscheinlich ganz der geschickten Hand und dem Gehirn George Gordon Byrons zu verdanken. 23 von diesen 25 Briefen sind mit den Byronbriefen zusammen in denselben Band gebunden und befinden sich im Britischen Museum. Obwohl sie von derselben Hand geschrieben sind, zeigen sie doch eine von den Byronbriefen gänzlich verschiedene Handschrift, die natürlich derjenigen Shelleys ebensowenig gleicht wie ihr Ton und Gedankengang demjenigen Shelleys. Anscheinend hielten sie jeder Prüfung stand; sie waren aus Orten geschrieben, an denen sich Shelley zu der den Briefen beigesetzten Zeit wirklich aufgehalten hatte. Mr. Moxon hatte sie für echt gehalten, welchen Grund hatte Browning, daran zu zweifeln?

Tatsächlich war es reiner Zufall, daß jemand dazu kam, ihre Echtheit zu bezweifeln. Moxon sandte zufälligerweise ein Exemplar der gedruckten Briefe an Tennyson; Palgrave hielt sich zufällig bei Tennyson auf. Beim Durchblättern des Buches fiel Palgrave zufällig eine Stelle auf, die er sich erinnerte

schon einmal gelesen zu haben, denn sie entstammte einem Artikel seines Vaters Sir Francis Palgrave und war der „Quarterly Review“ von 1840 entnommen. Die Einzelheiten erschienen in der „Literary Gazette“ vom 28. Februar 1852 und wurden dieser Zeitschrift nach einer sehr günstigen Ankündigung der Briefe in der vorhergehenden Nummer (vom 21. Februar) zugesandt, worin die Briefe als „reizend und wertvoll“ bezeichnet waren. Es ist etwas erschreckend, denken zu müssen, daß die gefälschten Shelleybriefe nur wegen des Zusammentreffens aller dieser ungleichen zufälligen Ereignisse für immer Material zu einer Biographie Shelleys hätten liefern können.

Sobald Mr. Moxon den Betrug gewahr wurde, unterdrückte er die Veröffentlichung und zog die Exemplare zurück, die für den Handel ausgegeben waren. In diesem Falle war die Entdeckung schnell gekommen. Am 21. Februar 1852 hatte das „Athenaeum“ eine Rezension des Buches gebracht und am 6. März rief es schon „Fälschung“. Alle Briefe mit ein oder zwei nicht angegebenen Ausnahmen bezeichnete es als Fälschungen. Die Poststempel auf den Briefen waren mit denen von Byrons echten Briefen, die er von denselben Orten und an denselben Tagen an Mr. Murray gesandt hatte, verglichen worden, wobei entdeckt worden war, daß die Poststempel von Venedig und Ravenna auf den Shelleybriefen von denen auf den echten Briefen wesentlich verschieden waren.

Wichtiger und überzeugend war die Entdeckung, daß die folgende charakteristische Stelle in einem Briefe Shelleys an Graham fast wörtlich einem Artikel „Thoughts on Bores“ by a Bore im „Janus“, einem Edinburgher literarischen Almanach für 1826 (p. 73) entnommen war:

„Aber das Himmelblau — das wahre himmlische Blau — sie hat wirklich den Himmel in ihrem Auge, folge ihr bis ans Ende der Welt. Liebe sie! Bete sie an! Du mußt und willst. Gewinne und bewahre sie, wenn du kannst. Sie ist das entzückendste Geschöpf Gottes — die beste Gabe des Himmels, die Freude und der Stolz des Mannes im Glück, seine Stütze und sein Tröster in Betrübnis. Ich weiß, daß es Ungläubige gibt, die meine wahren Himmlischen zu den fabelhaften Wesen rechnen. Ich gebe zu, daß sie selten sind.“

Es muß jedoch im Interesse derjenigen, die diesen lehrreichen kleinen Band besitzen oder ihn erwerben wollen, bemerkt werden, daß der 23. Brief in der Reihe an Keats, der ihm empfiehlt und ihn einladet, den Winter in Italien zu verbringen, ein echter Shelleybrief ist. Wenigstens hat ein Mitarbeiter der Westminster Review erklärt, daß er viele Jahre lang der Besitzer eines solchen echten Briefes gewesen ist, der in einem Artikel von ihm über Keats in der „British Quarterly" für November 1848 abgedruckt worden ist („Westminster Review, April 1852, 503).

Die Vermutung, daß Byron diesen Brief einfach abschrieb, ist kaum mit dem Umstande vereinbar, daß, wenn er seine Shelleybriefe nicht schon vor dem November 1848 verkauft hat, es um diese Zeit gewesen sein muß. Ein Fälscher wird nicht unnötigerweise so kühn sein, aus dem laufenden Quartal einer Zeitschrift einen solchen Brief wie den an Keats zu entnehmen und einen Käufer damit zu betrügen. Auf welche Weise dieser Brief an Keats seinen Weg in die Sammlung fand, bleibt ein Geheimnis.

Auch der Brief Nr. 10 an Thomas Hookham vom 3. August 1816 fehlt wie der Brief an Keats in der dem Britischen Museum von Mr. White dargebotenen Sammlung.

Diese doppelte Bloßstellung wegen Plagiats war natürlich verhängnisvoll für die Glaubwürdigkeit der Shelleybriefe und fast ebenso für diejenige des Mr. White, gegen den das „Athenaeum" einige scharfe Bemerkungen gebracht hatte, in denen fast zu verstehen gegeben wurde, daß er an dem Betrug beteiligt gewesen war. Auf diese Beschuldigung entgegnete Mr. White mit einem gedruckten Briefe vom 11. März 1852 an Mr. Murray, der unter dem Titel: „Calumnies of the ‚Athenaeum Journal' Exposed" erschien. Er stellte seinen Anteil an dem Handel dar und schilderte, wie vollständig er durch „das blendende Äußere und die Natürlichkeit" der Dame, die ihm diese literarischen Perlen gebracht hatte, getäuscht worden sei. Er unterließ aber, das Datum zu erwähnen, an dem triftige Gründe ihn bestimmt hatten, die Echtheit der von ihm an Mr. Murray verkauften Byronbriefe anzuzweifeln. Als Hauptpunkt seiner Verteidigung wandte Mr. White ein, daß es wohl entschuldbar sei, wenn er getäuscht wurde, nachdem solche

Autoritäten wie Mr. Murray und Mr. Moxon getäuscht worden waren.

Darauf erwiderte das „Athenaeum", daß die ganze Verwirrung vermieden worden wäre, wenn Mr. White seinerzeit jedem der beiden Verleger den Namen des Pseudobyron genannt hätte. Während es Mr. White von dem Verdacht entlastete, ein Mitschuldiger Byrons zu sein, wies es darauf hin, daß Mr. White für dreihundert Guineen verkauft hatte, was ihm selbst nicht mehr wie einhundert gekostet hatte. Es gebührt sich übrigens, hier zu erwähnen, daß Mr. White schließlich an Mr. Murray und Mr. Moxon die Summen zurückerstattete, die sie für die Fälschungen bezahlt hatten.

Mr. Murray antwortete dem Mr. White ebenfalls in einem vom 17. März 1852 datierten Briefe, der in der „Literary Gazette" vom 20. März abgedruckt ist. Er stellte in Abrede, daß er etwas von den Beziehungen Byrons zu den Briefen gewußt habe; wäre dies der Fall gewesen, so hätte er gezögert, sie zu kaufen. „Ich kann mir," fuhr er fort, „Ihr Verfahren nicht erklären, daß Sie mir jede Erwähnung seines Namens bis zu der Woche vorenthielten, in der ich Sie besuchte, um Ihnen zu sagen, daß ich die Briefe als Fälschungen festgestellt hatte."

Daraus lassen sich zwei seltsame Schlüsse in dieser seltsamen Geschichte ziehen: 1. daß Mr. White die Briefe an Mr. Murray verkaufte, ohne zu erwähnen, daß die Dame, deren Auftreten so „ungezwungen, offen und freundlich war", daß sie sein ganzes Mißtrauen beseitigt hatte, von ihm selbst als die Frau eines allbekannt anrüchigen literarischen Charakters festgestellt worden war; 2. daß Mr. Murray, der die Briefe im April 1849 gekauft hatte, nicht bis zum März 1852 entdeckte, daß es Fälschungen waren.

Es bleibt außerordentlich schwierig, Mr. Whites Beteuerungen seiner Unschuld in dieser Angelegenheit mit den in seiner Verteidigung gegebenen Tatumständen in Einklang zu bringen — zumal sich diese Verteidigung durch ein merkwürdiges Vermeiden aller Zeitangaben auszeichnet. Da er die Prellerei kannte, der er zum Opfer geworden war, so hätte er bei den ihm aus dieser Kenntnis offenbar aufgestiegenen Zweifeln weder 1849 die Byronbriefe an Murray verkaufen,

noch 1850 die Briefe von Shelley und Keats und den Rest seiner Käufe versteigern lassen dürfen.

Sowohl Leben als Herkunft Pseudobyrons bleiben in beträchtlichem Maße in Geheimnis gehüllt. Es möchte scheinen, daß er seinen Anspruch, ein illegitimer Sohn Lord Byrons zu sein, zum erstenmal in einem Brief an Murray erhob, der vom 1. Juli 1843 datiert und aus Pennsylvanien geschrieben ist. Nur Geldverlegenheiten zwangen ihn, einem Freunde des verstorbenen Lords Byron das Geheimnis seiner Geburt zu enthüllen. Seine Mutter gehörte einer alten adeligen spanischen Familie an und hatte ihren Sohn, obwohl sie Katholikin war, einem protestantischen Lehrer anvertraut, der ihn als Protestant erziehen sollte. Dann kamen die Universitätsjahre, die „in ungestörter Ruhe dahinflossen". Von Paris kehrte Byron nach Spanien zurück mit „einer von Kindheit an gehabten unbeschreiblichen Leidenschaft für Abenteuer, die durch den Reiz der Gefahr nur erhöht wurde". Als seine Mutter starb, hinterließ sie ihm nur ihre Diamanten; dann pilgerte er nach allen Orten, „die durch die zeitweilige Anwesenheit Lord Byrons an denselben geheiligt worden waren". Von Griechenland wanderte er nach dem Osten, von der Stadt des Sultans zu den Pyramiden und zu den Nilfällen, vom Berg Ararat zur Mündung des Ganges." Nach Spanien zurückgekehrt, nahm Byron Anteil an den politischen Kämpfen dieses Landes, erlebte aber Enttäuschungen in dieser Richtung und ging nach Amerika, wo er bei Wilkes Barre im klassischen Wyomingtal eine Farm kaufte. Eine Zeitlang schien alles gut zu gehen, bis eine plötzlich hereinbrechende geschäftliche Krisis ihn des kleinen, ihm verbliebenen Vermögens beraubte und ihn zwang, sich an die Freunde Lord Byrons wegen eines Darlehens zu wenden, mit dem er die nächste Rate des Kaufpreises seiner Farm bezahlen wollte.

Ein solcher Brief mit solchen Behauptungen gehört zu einem nicht ungewöhnlichen Typus, dessen wahren Kern man nicht abschätzen kann. Aber die wunderbare Ähnlichkeit der Gesichtszüge und bis zu einem gewissen Grade auch der Handschrift Pseudobyrons mit denen Lord Byrons konnte seiner Erzählung unzweifelhaft Glauben verleihen; der zuerst skeptische Mr. Sotheby neigte also schließlich zu der Meinung, daß Byron wirklich der Sohn des Dichters war.

Ein tatsächlicher Beweis, daß Byron selbst der Fälscher der Byron- und Shelleybriefe war, ist nicht zu erbringen. Die Ähnlichkeit seiner Handschrift mit derjenigen Lord Byrons, wie sie die in Mr. Sothebys „Principia Typographica“ gegebenen Faksimiles zeigen, ist vielleicht nur eine oberflächliche. Mr. Sotheby war 1855 überzeugt, daß alle Fälschungen dieselbe Handschrift hätten, aber die Byron- und Shelleybriefe, zu denen noch sieben von Keats gezählt werden müssen, waren wirklich in der Handschrift ihrer angeblichen Schreiber und daher voneinander so verschieden als nur möglich. Nur das Gutachten eines Handschriften-Sachverständigen würde helfen können zu beweisen, daß alle diese Briefe wirklich in einer Handschrift geschrieben waren und ein solches Urteil ist niemals abgegeben worden.

Die von Byron beim Verkauf dieser Briefe an Mr. White angewendeten Kniffe und Unehrlichkeiten verstärken entschieden den Verdacht gegen ihn; aber viele Jahre zuvor schon hatte Byron alle möglichen Leute um Briefe Lord Byrons bemüht: ein Vorgehen, das sich kaum weder mit der Fähigkeit, noch mit der Absicht, solche Briefe durch Fälschung hervorzubringen, vereinbaren läßt. Byron hat immer behauptet, durch solche Bitten um Überlassung oder durch Kauf etwa tausend von Lord Byrons Briefen zusammengebracht zu haben. Wenn dem so wäre, hätte er es unbedingt nicht notwendig gehabt, solche zu fälschen, wenn ihn nicht pekuniäre Versuchung dazu geführt haben mag, es zu tun. Es ist bekannt, daß Byron eine Zeitlang in demselben Hause wie Mr. Wright wohnte, der Mitherausgeber der Murrayschen Byronausgabe war. Es ist also leicht möglich, daß er von Mr. Wright solche Byronsche Briefe erhalten hat, die als verdächtig ausgemustert worden sind. Obwohl gegen Byron starke Verdachtsgründe vorliegen, sind dieselben doch nicht unbedingt überzeugend: die Möglichkeit kann nicht ausgeschlossen werden, daß er bei seinem Suchen nach Autographen, wie die meisten Sammler, selbst das Opfer des Betrugs anderer geworden ist.

In Sothebys Auktionskatalog vom Mai 1851 kann man die Titel der verkauften Werke und die von den verschiedenen Käufern in jener am 12. Mai beginnenden Auktionswoche bezahlten Preise verzeichnet finden. Interessant im Lichte späterer

Kenntnis sind die Bemerkungen der Auktionatoren zu diesen hoch eingeschätzten Briefen Shelleys und Keats', besonders der elf Briefe an Mrs. Shelley, die von der Familie Shelley für Pf. St. 57. 15 s. zurückgekauft wurden. Wenn die von Mr. Moxon gekauften Briefe Fälschungen wären, so wird vermutet, würden sie wahrscheinlich ebenso verworfen werden, ob sie nun von Byron oder von einer andern unbekannten Person gefälscht sind; aber die Tatsache bleibt unentschieden.

Die sieben Briefe von Keats fielen in verschiedene Hände und erbrachten Pf. St. 13. 19 s. Lord Houghton kaufte einige derselben mit einem Gedicht, das er später als von zweifelhafter Echtheit im Anhang zu seinem Werke: „Life and Letters of Keats“ (360) veröffentlichte. Ob echt oder nicht, schrieb er, es war eine gewandte Nachahmung; er selbst neigte zu der Ansicht, daß es echt sei und behauptete, daß es ungerecht war, alles als betrüglich zu verwerfen, was bei jener berühmten Gelegenheit verkauft wurde.

Die ganze Geschichte bietet eine dauernde Warnung gegen die angenehme Narrheit, Autographen zu sammeln. Angenommen, daß diese Briefe gefälscht gewesen sind, so sind sie wunderbare Illustrationen dafür, was in dieser Beziehung geleistet werden kann. Sie beweisen, daß künstliche Literatur ebenso leicht erzeugt werden kann wie künstliche Perlen und daß selbst die fähigsten Sachverständigen damit angeführt werden können. Kein Lebender kannte die Handschrift Byrons und Shelleys besser als Mr. Murray bezw. Mr. Moxon, und doch wurden sie vollkommen durch eine Ähnlichkeit getäuscht, die sich nicht lediglich auf die wirkliche Handschrift, sondern auf den Gedankengang der beiden Autoren bezog, die nachgeahmt wurden.

Die Entdeckung des Betrugs war eher dem Zufall, als dem Scharfsinn irgendeines der bei dem Handel Beteiligten zu verdanken. Welche Hoffnung kann daher dem gewöhnlichen Sammler oder Käufer solcher Ware bleiben?

XI.

Friedrich Wagenfeld.
Gefälschte Luther-Autographen.

Mit dreifachem Erz muß der Kühne seine Brust panzern, der es wagt, die deutschen Gelehrten zu hintergehen. Und doch muß man diese Kühnheit Friedrich Wagenfeld zuschreiben, der in seinem 25. Lebensjahre (1835) seine Zeitgenossen mit einem Werk anzuführen suchte, das die größte historische Entdeckung des neunzehnten Jahrhunderts gebildet hätte, wenn es eben nur echt gewesen wäre.

Wagenfeld war vier Jahre lang (1829—1832) Student der Theologie und Philosophie in Göttingen gewesen und im Verlauf seiner Studien zweifellos mit der „Evangelica Praeparatio“ des Eusebius bekannt geworden. In dem ersten Buche dieses Werkes sind etwas reichliche Auszüge aus der verloren gegangenen Schrift des Porphyrius gegen die Christen wiedergegeben, die Stellen aus einer angeführten griechischen Übersetzung des Herennius Philo aus Byblos von den neun Büchern des von dem Phönizier Sanchuniathon zusammengestellten Geschichtswerkes enthalten.

Sanchuniathon, der Liebhaber der Wahrheit, hatte in einer Zeit vor dem trojanischen Kriege nach den Denkmälern der verschiedenen phönizischen Städte alles ihm Erreichbare über die älteste Geschichte Phöniziens gesammelt und mit der größten Genauigkeit aus den Denkwürdigkeiten des Priesters Jerombal alles erzählt, was mit den Juden in Beziehung stand. Diese Geschichte ist Abibal, dem König von Berytus, gewidmet und nach Prüfung durch angeführte maßgebende Richter als wahr angenommen worden. Diese Geschichte hat Philo Byblius aus dem Phönizischen ins Griechische übersetzt.

Eusebius führt Auszüge aus Philos Vorrede zum ersten Buche seiner Übersetzung an, in denen berichtet wird, wie Sanchuniathon die Schriften Taauts, des Erfinders der Schrift, und die geheimen Schriften der Ammonianer studiert hatte; dann gibt er verschiedene höchst interessante Seiten über die

Kosmogonie und Mythologie der Phönizier. Unglücklicherweise ist aber im Eusebius weiter nichts von der Geschichte Sanchuniathons enthalten.

Hier war also eine Lücke in der Weltgeschichte, die dringend der Ausfüllung bedurfte. Was würde die Welt nicht darum geben, wenn es mehr über die früheste Geschichte dieses großen und geheimnisvollen phönizischen Volkes erfahren könnte? Was würde sie nicht dafür geben, wenn sie die verlornen Bücher von Philos Übersetzung des Sanchuniathon (angenommen, daß dieses Werk jemals bestanden hat) in ihrer ganzen Vollständigkeit wieder besitzen könnte? Noch dazu, da der gelehrte Gesenius in Göttingen in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts das Interesse an der Geschichte Phöniziens neu belebt hatte.

Welch' schönere Gelegenheit konnte einem Manne mit lebhafter Einbildungskraft und tadelloser griechischer Gelehrsamkeit geboten werden? Nun stelle man sich aber einen jungen Mann von 25 Jahren vor, der nicht vor der Aufgabe zurückschreckte, die verlornen Bücher von Philos Übersetzung griechisch zu reproduzieren und sie dem Muster der paar griechischen Seiten anzupassen, die von Philo im Eusebius erhalten geblieben sind. Es war wirklich keine geringe Aufgabe, zu der sich der junge Wagenfeld vorbereitete: sicher eine der kühnsten literarischen Arbeiten, die je unternommen wurden. Und wenn etwas den Versuch gerechtfertigt haben konnte, so war es die dabei entwickelte Gewandtheit.

Wagenfeld scheint seinen Angriff auf die deutsche Gutgläubigkeit mit einem Brief an G. H. Pertz, den berühmten Geschichtschreiber, vom 18. Oktober 1835, begonnen zu haben, der angeblich aus Oporto von einem gewissen Ritter Juan Pereiro gekommen war. Der Brief war lateinisch geschrieben und enthielt die Nachricht, daß im Kloster Santa Maria de Merinhao, das zwischen den Flüssen Duero und Minho liegt, die vollständigen neun Bücher von Philos Übersetzung, von der Eusebius nur die unvollständigen Überbleibsel eines Buches aufbewahrt hat, in vollkommenem Zustande gefunden worden waren. Der Schreiber bat, daß der Gelehrtenwelt die Entdeckung mitgeteilt werden sollte. Am 30. Oktober 1835 brachte die Hannoversche Zeitung eine Anzeige darüber.

Dann folgte ein zweiter lateinischer Brief von Pereiro an Wagenfeld im November desselben Jahres, der die Absendung des Manuskripts ankündigte, das jetzt jedoch nicht veröffentlicht werden dürfte, ausgenommen in einem Auszug; außerdem dürfte das griechische Manuskript niemand gezeigt werden. Der Grund dafür war, daß der Finder mit den Mönchen uneins geworden sei, die zuerst willens waren, ihm das Manuskript für eine bloße Kleinigkeit zu überlassen, jetzt aber mit dem Preis desselben auf fünfzig Pfund Sterl. gestiegen seien. Dieser Brief war übrigens Pereira, nicht Pereiro, unterzeichnet.

Wagenfelds Verbindung mit Pereiro wurde angeblich durch den Neffen Pereiros angebahnt, der während des Sommers 1835 in Bremen gewohnt und Wagenfeld beim Erlernen des Portugiesischen geholfen haben soll. Was war also natürlicher, als daß der Neffe Wagenfeld von der wundervollen Entdeckung seines Onkels benachrichtigte, oder daß der Onkel auf den Rat seines Neffen hin Wagenfeld das Werk sandte? Die Manuskripte waren nicht in der Bibliothek des Klosters gefunden worden, sondern in einem Kasten in einem Schranke des Zimmers, in dem Pereiro zufällig wohnte. Drei andere Manuskripte, deren Zahl der Onkel später auf dreizehn korrigierte, waren ebenfalls in demselben wundervollen Kasten gefunden worden.

Diese Nachrichten fanden sich in einem Briefe vom 16. Januar 1836 an die Hahnsche Verlagsbuchhandlung Hannover. Wagenfelds erster Brief an dieselbe, der die Veröffentlichung der wichtigeren Teile der entdeckten Übersetzung anregte, war vom 20. Dezember 1835 datiert und mit Wilde unterzeichnet. In einem folgenden Briefe, nachdem es ihm gelungen war, den gelehrten Orientalisten G. L. Grotefend zu überreden, daß er eine Vorrede zu seinem Auszug aus Sanchuniathon schrieb, entschuldigte sich Wagenfeld, daß er den Namen seiner Mutter als Pseudonym gebraucht hatte; er konnte es nicht über sich gewinnen, den „werten Herrn Direktor Grotefend“ seinen Namen auf ein anonym erscheinendes Werk setzen zu lassen. In einem andern Briefe vom Januar 1836 drückte Wagenfeld sein Bedauern aus, daß das ausdrückliche Verbot Pereiros ihn hindere, Grotefend die grie-

chischen Manuskripte zu senden, erklärte sich aber bereit, ihm zwei andere Manuskripte zu senden, wenn Grotefend sich für mittelalterliche Literatur interessiere. Eines davon war ein niederdeutscher „Sachsenspiegel“ aus dem vierzehnten Jahrhundert, das andere eine Hymne an die Jungfrau vom „armen Konrad“.

Aus einem Briefe vom 27. Februar 1836 an Grotefend selbst scheint hervorzugehen, daß Wagenfeld das ersterwähnte Manuskript tatsächlich an Grotefend sandte. Er schickte es als ein Zeichen seiner Dankbarkeit für die gütige Aufnahme, die Grotefend seiner phönizischen Entdeckung hatte zuteil werden lassen. War es eines der dreizehn Manuskripte, die in demselben Kasten wie der Philo Byblius gefunden worden waren? In diesem Falle sieht es aus, als wenn Wagenfeld vorgehabt hätte, der schon im Gang befindlichen Fälschung noch eine ganze Reihe anderer Fälschungen folgen zu lassen. Sein Andenken ist aber mit der durchgeführten einen Fälschung schon so schwer belastet, daß die anderen, die nie über den Entwurf hinauskamen, ihn um so leichter bedrücken mögen.

Mitte April 1836 war Grotefend im Besitz von Wagenfelds Auszug und zugleich eines kurzen Faksimiles des völlig erhaltenen griechischen Originals. Die von ihm geschriebene Vorrede ist vom 24. Mai 1836 datiert und bietet im Zusammenhang mit der „Urgeschichte der Phoenizier“ eine trübsinnige, aber trotzdem ergötzliche Illustration von der Möglichkeit, wie die Gelehrten hintergangen werden. Denn Grotefend, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, wurde vollständig betrogen. Er drückte seine Freude über die Entdeckung dieser ältesten bekannten Geschichte Phöniziens aus. Es war kein Name, kein Ereignis in Wagenfelds rein erdichteter Geschichte, den er nicht mit dem kindlichsten Glauben hingenommen hätte. Einige der phönizischen Legenden, schloß er, müssen die Quelle gewisser Stellen in der Genesis gewesen sein. Eine gewisse Hymne auf Sidon, in welcher diese Stadt mit einer Perle oder mit einem vom Himmel gefallenen Stern verglichen wird, ist nach seiner Meinung vergleichbar mit dem Klagelied des Propheten Ezechiel über den Fall von Tyrus. Nur die Poesie machte ihn betroffen, da sie ihm einen höhern Rang einzunehmen schien, als man von einem so kommerziellen

Volke erwartet haben könnte: sie hatte eine ausgesprochene Neigung für das Elegische. Er scheint mit kurzen Worten die Fälschung nicht nur mit blindem Vertrauen, sondern auch mit ebensolcher Begeisterung anerkannt zu haben.

Ihm galt die Geschichte als wahr, daß König Joram einen Bericht über die phönizische Expedition nach Ceylon (das selbstverständlich mit Ophir identifiziert wurde) an einem Pfeiler im Tempel des Melkart (oder Melikertes) zu Tyrus anbringen ließ, worauf auch ein ausführlicher Bericht über die militärische Stärke der verschiedenen Städte und Kolonien Phöniziens und einige Nachrichten über die Länder, mit denen die Phönizier Handel trieben, stand. Joram hatte vier Exemplare dieser Inschrift anfertigen und an andere Städte schicken lassen. Als jedoch ein Erdbeben den Pfeiler zerstörte und die vier Kopien ebenfalls untergingen, beschloß Sanchuniathon, die Inschrift wörtlich nach dem gestürzten Pfeiler abzuschreiben. Diese Abschrift wurde „der Periplus des Joram" genannt und von Wagenfeld für so wichtig befunden, daß er sie im achten Buche des Sanchuniathon Wort für Wort deutsch wiedergab.

Nun wurde entdeckt, daß dieser phönizische Schriftsteller der Sohn des Kusabas und der Enkel des Okalathon gewesen war, die beide Schreiber des Königs waren; Sanchuniathon schrieb seine Geschichte um die Mitte des neunten Jahrhunderts v. Chr. In derselben berief er sich häufig auf seine Quellen und Gewährsmänner, so z. B. auf die Bücher Taauts, die Taten des Berthebalus, die Lieder von Nama usw. Und er erzählte wunderbare Sachen von Titanen, halbnackten Wilden, die weiße Pferde aus Medien erhielten und sie als Gottheiten verehrten, während Grotefend rasch geneigt war, sie mit einem von Ezechiel erwähnten Volke zu identifizieren; von Riesen, die häufig mit den Phöniziern kämpften und bei irgendeiner Gelegenheit durch Feuer vom Himmel vernichtet wurden; von zwei wundervollen Pferden Dolixurus und Mira; von einer wunderbaren jungfräulichen Reiterin; von einem Priester Saturns, der während der Regierung des Garusaus viele Jahre lebte, ohne Nahrung anzurühren; von einem anderen Priester ägyptischen Ursprungs, welcher der Erfinder der Sichelwagen zum Gebrauch im Kriege war; vom König Leonturgus, der bei Nacht die Wachen zu revidieren pflegte und jeden Posten

tötete, den er betrunken antraf; von Damascon, einem ägyptischen Verbannten, der für König Bimalus kämpfte und später die Stadt Damaskus gründete.

Die Namen aller Könige von Sidon und Byblos wurden für eine lange Periode mitgeteilt. Grotefend stellte eine Liste von 21 Königen von Sidon und von fünfzehn Königen von Byblos auf und versuchte eine vergleichende Chronologie ihrer Daten. Er war auch imstande, aus dem „Periplus“ eine genaue Tabelle der gesamten militärischen und maritimen Hilfsmittel aller phönizischen Städte und ihrer Kolonien aufzustellen; von den letzteren werden zehn genannt, vier auf Rhodus, zwei auf Cypern, zwei in Ligurien, eine auf Malta und eine auf Kreta. Alles würde ungemein interessant und eine wertvolle Bereicherung der Kenntnis der Welt gewesen sein, wenn es nur wahr gewesen wäre. Man kann sich die Freude des Erfinders vorstellen, als seine erstaunliche Geschichte von einer Autorität wie G. F. Grotefend als unzweifelhaft echt anerkannt worden war.

Grotefends Sohn, Karl Ludwig Grotefend, teilte jedoch nicht den sorglosen Glauben seines Vaters. Er ließ im September 1836 eine kurze, aber zweckdienliche Schrift: „Die Sanchuniathonische Streitfrage“ (Hannover 1836) erscheinen, in der er alle bisher in Beziehung auf den angeblichen phönizischen Fund geschriebenen Briefe abdruckte: zwei lateinische Briefe des vorgeschobenen Portugiesen Pereiro; sieben Briefe Wagenfelds entweder unter seinem Namen oder unter dem Pseudonym Wilde an den Verleger Hahn in Hannover und einen Brief Wagenfelds an Grotefends Vater. Diese Sammlung bisher unveröffentlichter Briefe trug viel dazu bei, der Fälschung den Boden zu entziehen.

Der ältere Grotefend war aber nicht der einzige, der zuerst an den falschen Sanchuniathon glaubte. Gesenius, der Grotefend an Gelehrsamkeit ebenbürtig war, und gelehrte Werke über Phönizien veröffentlicht hatte, schrieb Wagenfeld in einem Briefe, daß er es fast als unmöglich ansehe, daß das Werk eine Fälschung sein könne. Allerdings war er sehr betroffen von der Gleichheit vieler Eigennamen in Wagenfelds Werk mit wirklichen phönizischen Namen, wie er solche selbst auf Inschriften gefunden hatte. Dies wäre an sich sehr auffällig

gewesen, wenn es nicht durch die Tatsache zu erklären gewesen wäre, daß das eigene Werk des Gesenius über das phönizische und punische Schrifttum (1835) eine leicht zugängliche Fundgrube dargeboten hätte, aus der man wirkliche echte phönizische Namen erlangen konnte.

Die andern deutschen Gelehrten hatten eine skeptischere Anschauung. Dr. Schmidt von Lübeck („Der neuentdeckte Sanchuniathon", Altona 1838) berichtet, daß ihm bei einer Zwiesprache mit Wagenfeld mitgeteilt wurde, daß er das griechische Manuskript nicht sehen könne, weil es an Pereiro zurückgesandt worden war und wie ihm bei einer andern Gelegenheit gesagt wurde, das Manuskript sei zwar noch in Wagenfelds Besitz, es könnte ihm aber nicht gezeigt werden. Wagenfeld war auch nicht imstande gewesen, den Namen von Pereiros Neffen anzugeben. Schmidt wunderte sich auch, warum Sanchuniathon, den Porphyrius nach Berytus und Suidas nach Tyrus verwiesen hatte, jetzt Byblos zugewiesen werden sollte; und warum der Buddhismus, der erst im sechsten Jahrhundert v. Chr. in die Erscheinung trat, in Ceylon im elften Jahrhundert begründet worden sein sollte. Außerdem trug der erste lateinische Brief aus Oporto den Bremer Poststempel und war auf Papier geschrieben, das offenbar in Osnabrück hergestellt war.

Der jüngere Grotefend erfuhr auch von einem Freunde in Portugal, daß es ein Kloster wie das von Wagenfeld vorgeschobene gar nicht gab und daß das ganze Portugal keinen einzigen Beamten irgendwelcher Art besäße, der einen lateinischen Brief schreiben könne. Zudem wäre ein Name Pereiro als portugiesischer Name ganz unbekannt, es müßte immer Pereira heißen.

Es bleibt jedoch Tatsache, daß trotz all dieser Entdeckungen, die das Werk in der Achtung aller Urteilsfähigen herabsetzen mußten, Wagenfeld auf seinem Vorhaben beharrte und im Frühjahr des folgenden Jahres (1837) seine griechische Version der angeblichen Übersetzung des Philo Byblius mit einer lateinischen Übersetzung gegenüber dem griechischen Text auf jeder Seite herausgab. Dieselbe trägt den vollständigen Titel: „Sanchoniathonis Historiarum Pheniciae Libros Novem Graece versos a Philo Byblio edidit Latineque versione donavit F. Wagenfeld." Bremae 1837, ex officina Caroli Schunemanni.

Dieses mutige Werk umfaßt 205 Seiten und ist wegen seiner großen Merkwürdigkeit wohl des Besitzes wert. Bald nach seinem Erscheinen schrieb K. O. Müller eine vernichtende Zurückweisung seines Anspruchs auf Echtheit in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ vom 1. April 1837, gab aber zu, daß sein Verfasser für die außerordentliche Gewandtheit bei der Fabrikation des Werkes einige Bewunderung verdiene. Es war keine geringe Aufgabe, die neun Bücher in einem Griechisch zu schreiben, das dem Stil des Philo Byblius so angepaßt war, wie man es aus den von seinem Werke in der „Praeparatio Evangelica“ des Eusebius gegebenen Auszügen ableiten konnte; trotz einiger Irrtümer hat der Verfasser diese Aufgabe mit beträchtlichem Erfolg durchgeführt. Er hatte auch den Geist der alten Geschichtschreiber erfaßt und durch eine wohl überlegte Mischung der Fabel mit seinen angeblichen Tatsachen dem Ganzen einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit gegeben, der wohl dazu angetan war, selbst die Auserwählten der Gelehrtenwelt zu täuschen.

Die Kritik Müllers erledigte die Frage endgültig. Als Gesenius kurz darauf seine „Scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta quotquot supersunt“ (Leipzig 1837) herausbrachte, erklärte er in seiner Vorrede dazu, daß er der Entdeckung Wagenfelds stets nur geringen Glauben beigemessen habe und daß die spätere Kritik, seit er in Besitz der griechischen Version gelangt war, seinen Glauben daran gänzlich erschüttert hatte. Das Werk fand keinen Freund, auch der ältere Grotefend gab sich nicht wieder als Bürgen dafür her und schrieb keine Vorrede dazu.

Müller schloß seinen Aufsatz mit dem Ausdruck des gutgemeinten Wunsches, daß Wagenfeld in Zukunft die großen Fähigkeiten und Kenntnisse, von denen er so glänzende Beweise gegeben hatte, im Dienste der Wissenschaft nützlicher für andere und ehrenvoller für sich selbst verwenden möchte; dieser Wunsch wurde aber nie erfüllt. Während der nächsten Jahre trat Wagenfeld literarisch nicht hervor; angeblich hatte er sich dem Trunke ergeben. 1845 gab er jedoch eine interessante Sammlung von „Bremens Volkssagen“ und im folgenden Jahr einen Band „Kriegsfahrten der Bremer zu Lande und zu Wasser“ heraus. In demselben Jahr starb er 36 Jahre alt.

Was auch seine Beweggründe gewesen sein mögen, er konnte wenigstens auf den Ruhm Anspruch machen, daß er eine der gewandtesten und verwegensten Fabrikationen versucht hat, welche die Geschichte der Literatur kennt und daß er eine Zeitlang die gelehrtesten Männer der deutschen Gelehrtenwelt getäuscht hat. Möglicherweise hatte er keinen andern Beweggrund; möglicherweise erreichte er sein Ziel. Ganz gewiß zeigte er aber, mit welcher verhältnismäßigen Leichtigkeit die reinste Erdichtung in das Gewand der Wahrheit gekleidet und der Roman an die Stelle der Geschichte gesetzt werden kann.

Im Berliner Kriminalmuseum befinden sich neben einer sehr interessanten Sammlung von Werkzeugen von Räubern und Mördern auch drei Bücher aus dem sechzehnten Jahrhundert, die angeblich von Martin Luther an Freunde verschenkt worden sind und nicht nur die Namensinschrift des Gebers, sondern auch Einschreibungen von vielen Zeilen Länge in der Handschrift des Reformators enthalten. Das eine Werk ist ein Folioband von Bonaventura von 1500 mit den von Luther auf 29 Zeilen geschriebenen zehn Geboten, den er seinem „lieben Freunde Ludwig Ditterich zu Halle" 1530 verehrt hatte; das zweite Werk sind die Institutionen des Lactantius von 1515 mit dem Psalm: „Der Herr ist mein Hirte" auf zwei Seiten mit 32 Zeilen geschrieben, das Luther am 13. September 1523 seinem Freunde Emil Jacoby zu Torgau schenkte. Das dritte Werk ist ein Band: „Sermones thesauri novi" von 1497 mit einer Inschrift von 26 Zeilen, das Luther seinem Freunde Wilhelm Hofferth in Halle am 4. August 1527 gab.

Nun pflegte Luther ohne Zweifel seinen Freunden auf diese Weise Bücher zu spenden; auch scheint kein Grund zu dem Verdacht vorzuliegen, daß die Inschriften und die Namenszeichnung in diesen Büchern nicht in Luthers Handschrift sind. Wie kamen nun diese drei Bücher in so schlimme Gesellschaft unter die Kuriositäten des Verbrechens, unter dasselbe Dach mit den Werkzeugen von Einbrechern und Meuchelmördern? Zweifellos und unstreitig deshalb, weil sie sich vor einem Gerichtshof als sehr geschickte Fälschungen herausgestellt haben.

Es ist noch gar nicht lange her, im Jahre 1898, als die Frau von Hermann Kyrieleis vor einem Berliner Gericht stand

und überführt wurde, gefälschte Luther-Autographen in Umlauf gebracht zu haben; die Untersuchungen über diesen Betrugsfall füllen fünf dicke Aktenstöße. Die drei erwähnten Bücher, die schließlich ihren Weg in das Kriminalmuseum fanden, waren nur ein Teil des Ganzen; denn 88 andere Bücher waren auf dieselbe Weise als Geschenke Luthers an seine Freunde von dem Ehepaar Kyrieleis in Umlauf gebracht worden. Ein Münchener Antiquar hatte 17 davon gekauft, eine Wiener Firma etwa ebensoviel und ein Mailänder Buchhändler hatte 40 davon erworben. Manche der besten Kenner lutherischer Handschriften, auch einige Bibliothekare hatten diese Autographen für echt gehalten und dies sogar schriftlich bekundet.

Leider waren aber alle diese gelehrten Männer das Opfer eines Schwindlers, noch dazu eines Schwindlers, der nicht ganz bei Verstand war, soweit es sich nicht um diese Betrügerei handelte. Dieser Schwindler war Hermann Kyrieleis, der Mann der guten Frau, die in Berlin verurteilt wurde. Die beiden Leute handelten nach einem sehr einfachen Plane, der mit ähnlichen früheren Fällen völlig übereinstimmte. Zuweilen hatte der Ehemann seine Waren selbst angeboten und an große Bibliotheken oder Antiquare abgesetzt; seine Frau hatte sich jedoch öfter mit dem Verschleiß abgegeben. Gewöhnlich trat letztere in tiefer Trauerkleidung auf und hatte ein ärmlich aussehendes Töchterchen an der Hand. Sie erzählte immer eine Geschichte von König Gustav Adolf von Schweden, der einem Vorfahren ihres Mannes zur Belohnung für treue Dienste einen Band mit einer Inschrift Luthers geschenkt hätte. Der Besitz dieses Bandes hätte dem gegenwärtigen Besitzer den Gedanken eingegeben, noch andere Luther-Autographen zu sammeln; zuletzt hätte aber der schreckliche Hunger die Familie Kyrieleis gezwungen, sich von diesen Schätzen zu trennen und sie zu Gelde zu machen.

Das Ehepaar hatte großen Erfolg, sein Raubzug gegen die gutgläubigen Lutherverehrer dauerte von 1893—1896. Schließlich wurde die Frau wegen ihres Anteils an dem Betrug mit zehn Monaten Gefängnis bestraft, während ihr Mann, der wirkliche Fälscher, der Strafe entging und nach der Untersuchung durch Sachverständige in eine Irrenanstalt geschickt wurde,

aus welcher er bald darauf als geheilt entlassen wurde. Es stimmt etwas melancholisch, wenn man bedenkt, daß es einem Manne von so ärmlichen geistigen Anlagen so leicht geworden ist, die erlesensten Geister zu betrügen. Die mangelhaften Geisteskräfte von Kyrieleis waren in keiner Weise durch eine gute Erziehung ergänzt worden. Nach seiner Dorfschule besuchte Kyrieleis eine Gewerbeschule bis Untertertia, wo er nur sehr geringe Fortschritte machte, und wurde dann Kolonialwarenhändler. Später heuchelte er religiösen Wahnsinn, oder war wirklich davon befallen und gab sich als 19. Nachfolger Christi auf Erden aus usw.

Wenn Kyrieleis weder höhere Intelligenz noch höhere Bildung besaß, so hatte er doch jene „unbegrenzte Fähigkeit, sich Mühe zu geben", die eine bedeutende Autorität einmal als die Definition des Genies gab. In Koenigs deutscher Literaturgeschichte befindet sich ein Faksimile des 23. Psalms in Luthers Handschrift, das dem in der Königlichen Bibliothek in Berlin befindlichen Psalter Luthers von 1524 entnommen ist. Dieses Faksimile lieferte dem Kyrieleis die Gestalt von Luthers Buchstaben, die der Fälscher mit wunderbarer Genauigkeit zu kopieren lernte. Die echte Unterschrift Luthers entnahm er wahrscheinlich dem Artikel „Autographen" in Meyers Konversationslexikon von 1893. Man darf die Gefahr nicht zu gering schätzen, die solche lithographischen oder phototypischen Faksimiles für die Literatur bilden, wenn sie Leute von der Veranlagung des Kyrieleis in Versuchung führen. Mit seiner Neigung zum Betrug würde sich Kyrieleis sicher als stärker irrsinnig hingestellt haben, als er wirklich war, wenn er versäumt hätte, sich die Erleichterungen zunutze zu machen, die ihm die Literatur selbst zur Ausführung seiner unredlichen Absicht darbot. Nur einen großen Fehler machte Kyrieleis, wenn derselbe seiner Gewandtheit als Fälscher auch keinen Eintrag tat: er brachte seine Fabrikate zu rasch auf den Markt. Das plötzliche, fast gleichzeitige Auftauchen so vieler Luther-Autographen in buchhändlerischen Ankündigungen mußte Verdacht erregen. So kam es auch, daß Ende 1896 die Herren Dr. G. Buchwald und der Antiquar Schulz in Leipzig, beides gewiegte Luther- und Autographenkenner, der literarischen Welt ihre Befürchtungen mitteilten. Der Verdacht führte zur

Untersuchung, die Untersuchung zur Aufdeckung. Wer weiß, ob die Fälschungen des Kyrieleis jemals entdeckt worden wären, wenn ihn seine frühen und leichten Erfolge nicht zu allzu rascher Fabrikation angespornt hätten.

Für jeden Besitzer alter Bücher mit Eintragungen von Luthers Hand dürfte es daher erforderlich sein, sein Eigentum genau auf dessen wirklichen Wert hin anzusehen; denn nach der gerichtlichen Verhandlung wurden mit Ausnahme der drei im Kriminalmuseum befindlichen Werke alle 88 Proben der Handfertigkeit des Kyrieleis ihren verschiedenen Eigentümern, Privaten und Bibliotheken, zurückgegeben und können also leicht wieder den Weg in die Öffentlichkeit finden. Besitzer oder Käufer derartiger Werke sollten das Verzeichnis dieser 88 Bücher zu Rate ziehen, das Professor Max Herrmann auf S. 26—32 seines 1905 (B. Behrs Verlag, Berlin) erschienenen Werkes: „Ein feste Burg ist unser Gott" gibt, dem auch die hier mitgeteilten Tatsachen entnommen sind.

Herrmanns Abhandlung bietet die beste Illustration für die tatsächlich gefährliche Lebenskraft, welche diese Fälschungen besitzen; sie berichtet lediglich über eine Fälschung, die ganz kurz nach der Entlarvung des Betrugs wieder in Umlauf kam. Das Datum, an dem Luther sein berühmtes Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott" verfaßte, ist einer der meist umstrittenen Punkte der Literaturgeschichte, denn fünf verschiedene Daten zwischen 1521 und 1529 streiten sich um diese Ehre. Doch scheinen besondere Gründe für eine Bevorzugung des Herbstes 1527 als Entstehungszeit zu sprechen, welches Datum auch Köstlin in seinem Leben Luthers annimmt. In dieser Ungewißheit befindet sich die Frage; ein ursprünglicher dokumentarischer Beweis für das Datum war (und bleibt) also ein Gegenstand lebhaften literarischen Wunsches.

Man kann sich deshalb einbilden, mit welchem Interesse Professor Herrmann im Herbst 1904 ganz zufällig von einem Bande erfuhr, der in Luthers Handschrift das Lied selbst mit den Streichungen und Änderungen enthielt, die Luther im Verlaufe der Dichtung gemacht hatte, während sich als Entstehungszeit tatsächlich das Jahr 1527 ergab.

Er fand den Band im Besitz eines Geistlichen, der ihn von einem alten, in dürftigen Umständen lebenden Mitgliede

seiner Gemeinde entliehen hatte. Der letztere alte Herr war zwischen 1866 und 1870 mit dem Grafen Leo Nik. Tolstoi gereist und hatte 1868 in St. Petersburg den wertvollen Schatz in einem alten Trödelladen aufgestöbert und für wenige Kopeken gekauft. Er hatte ihn voller Freude Tolstoi gezeigt und später mit nach Deutschland genommen, wo er ihn seitdem mit anderen Seltenheiten in einem Schranke aufbewahrte. Dann hatte er ihn dem Geistlichen, der sich dafür interessierte, bei einem früheren Besuche geliehen und ihm erlaubt, den Band mit nach seiner eigenen Behausung zu nehmen.

Als Professor Herrmann den alten Herrn besuchte, wurde ihm diese Erzählung bestätigt; der Eigentümer gab gern die Erlaubnis, daß sein Besucher die lutherischen Eintragungen photographierte und den Band zu genauer Untersuchung mit nach Hause nahm. Die Photographie ist in dem erwähnten Werke Herrmanns wiedergegeben. Das ganze Benehmen des alten Herrn scheint von seiner persönlichen Unschuld in der Angelegenheit zu überzeugen; freilich muß bemerkt werden, daß Tolstoi, als er über die Sache befragt wurde, jede Erinnerung an den Namen seines angeblichen Reisebegleiters in Abrede stellte und verneinte, jemals das Buch gesehen zu haben!

Das Buch selbst war ein dünner Quartband: „De Amore Divino“ von Pico della Mirandola, Rom 1516, und ein echtes Erzeugnis des genannten Ortes und Datums. Konnten aber die lutherischen Inschriften denselben unbestreitbaren Anspruch machen? Auf der zweiten Seite standen unter der Vorrede in Luthers Handschrift die Worte: „Hett myr vereret meyn gutter freund herr Johannes Lange zu Wittenberg am X Novem: Anno MDXXIIIJ. Dem Gott gnade Martinus Luther.“ Am Schluß des Werkes war ein leeres Blatt auf beiden Seiten mit dem in Frage stehenden Liede mit den während der Komposition entstandenen Varianten beschrieben und darunter stand: „Anno MDXXVII Martinus Luther.“

Diese Inschrift war nun ganz verschieden von anderen Eintragungen Luthers. Während Luther in andere Bücher einen Psalm oder einen Teil desselben einschrieb, bevor er sie an seine Freunde verschenkte, lag hier ein Geschenk eines Freundes an Luther vor, das Luther dazu benützt hatte, eine Dichtung

von ihm hineinzuschreiben. Während andere Bücher als Reliquien etwa hundert Mark wert waren, zu welchem Preise sie Kyrieleis gewöhnlich verkaufte, war dieses Werk auf dem literarischen Markte mehrere tausend Mark wert, denn es enthielt ein Werk Luthers in seiner eigenen Handschrift und stellte ein umstrittenes Datum fest, vorausgesetzt, daß die Handschrift echt war.

Die Echtheit war deshalb eine wichtige Frage; es schien auch alles darauf hinzuweisen. Die Buchstaben waren unbedingt denen in Originaldokumenten Luthers ähnlich; ebenso stimmte das Ausstreichen einer Zeile mit einem einzigen Strich mit Luthers Art überein; das Papier war zweifellos deutsches Papier des sechzehnten Jahrhunderts; ebenso hatte die Tinte jenen besonderen gelben Ton, der den Manuskripten jener Zeit eigentümlich ist. Überdies war Lange ein Freund, der Luther recht wohl an seinem Geburtstag (10. November) ein Buch schenken und vor allen andern in der Lage sein konnte, das Werk des Pico della Mirandola zu besitzen. Daß Lange seinem Freunde Luther zuweilen Bücher verehrte, ist durch die Tatsache erwiesen, daß von den sehr wenigen, kaum ein Dutzend, noch vorhandenen Büchern, die Luther gehörten und sich nun in den Stadtbibliotheken von Zwickau und Frankfurt a. M. befinden, eine hebräische Grammatik von 1511 laut Inschrift von Lange an Luther verschenkt wurde. Durch die Weimarer Ausgabe von Luthers Werken wurde dies 1893 der Öffentlichkeit bekannt: wie konnte aber ein Fälscher vor 1868 davon gewußt haben?

Auch die Änderung der Zeile: „Meyn Gott ist eine feste Burg“ in: „Ein feste Burg ist unser Gott“ stimmt genau zu der Art und Weise Luthers, die vom persönlichen Erlebnis ausgeht, dieses Persönliche (s. Herrmann a. a. O. S. 4,9) aber alsbald in den Dienst des Gemeindemäßigen stellt und darum das Ich in das Wir verwandelt.

Trotz dieser Argumente für die Echtheit der Inschrift gab es aber gewisse verdächtige Punkte. Die Gestalt der großen Buchstaben N in November und M in Martin stimmte nicht mit der gewöhnlichen Schreibweise Luthers überein, wenn man diesen Unterschied vielleicht auch auf Rechnung des Zufalls setzen konnte. Der Reformator schrieb mit Vorliebe y statt

i in Wörtern wie „meyn“ und „myr“, während die Nachforschung in Luthers erhaltenen Briefen aus derselben Zeit die Tatsache ergab, daß in solchen Wörtern das i in der Regel schon das y verdrängt hatte. Während der Band selbst keine Wurmstiche aufwies, war das letzte Blatt mit dem Liede wurmstichig, als wenn es erst später eingefügt worden wäre. Die mikrophotographische Untersuchung enthüllte die Tatsache, daß die Tinte einiger Buchstaben in die Wurmlöcher gelaufen war und zeigte dadurch, daß die Würmer ihre Arbeit nicht vor, sondern nach der Zeit getan haben mußten, als Luther angeblich sein Lied auf das Blatt schrieb. Der letztere Umstand erregte den Argwohn des Professors Herrmann in noch höherem Grade als selbst die Erklärung Tolstois, daß er von seinem Reisebegleiter von 1868 nichts wisse.

Vom Argwohn zur Verknüpfung des Betrugs mit Kyrieleis war leicht ein Übergang zu finden. Die Vergleichung mit einigen der aufgedeckten Fälschungen wies genau dieselben Eigentümlichkeiten beim Schreiben der Buchstaben und in der Rechtschreibung auf, die ihm in dem Bande von Pico della Mirandola aufgestoßen waren. Es war jedoch nicht gewiß, daß sich dieser Band unter den dem Berliner Gericht vorgelegten befunden hatte; dieser Zusammenhang mußte also erwiesen werden. Unter den im Schreibtisch des Fälschers gefundenen Gegenständen befand sich auch eine Rechnung der Firma Weigel in Leipzig vom Juli 1896 für Herrn Mende (unter welchem falschen Namen Kyrieleis im Hotel wohnte) in Hamburg; auf dieser Rechnung stand ein „Picus Mirandula 1516“. Aus den Gerichtsakten war ersichtlich, daß Kyrieleis im September 1896 einen Picus Mirandula an einen bedeutenden Wiener Antiquar verkauft hatte; das Erscheinungsjahr desselben war jedoch nicht angegeben. Eine Nachfrage bei der Wiener Firma stellte fest, daß der in Frage stehende, jedoch nicht mehr in ihrem Besitz befindliche Band derselbe war, dem man nachspürte. Die Wiener Firma verwies den Professor Herrmann an ihren Berliner Rechtsanwalt, in dessen Verzeichnis der von dem Wiener Antiquar bezogenen Lutherbücher sich eine genaue Beschreibung des Pico della Mirandola befand, welche die Lutherische Inschrift mit der Bemerkung am Schluß enthielt: „Hermann Kyrieleis fecit“, Sommer 1896.

Zur Bestreitung der Kosten dieses Falles wurden die Bücher versteigert. Käufer war ein wohlbekannter Antiquitätenhändler. Dieser Händler hatte alle Bücher mit den gefälschten Autographen als anerkannte Fälschungen um einen hohen Preis an einen inzwischen verstorbenen berühmten Sammler verkauft. Von ihm war das Buch auf irgendeine Weise in die Hände des alten Herrn geraten, der das Jahr 1868 als das Erwerbungsjahr des Bandes angegeben hatte.

Es scheint unmöglich, bezüglich dieser besonderen Fälschung des Kyrieleis noch weiter vorzudringen. Daß der alte Mann, in dessen Besitz der Pico gefunden wurde, sich nicht bemühte, denselben zu verkaufen, ihn aber bereitwillig zur Prüfung überließ, scheint auf seinen guten Glauben schließen zu lassen. Es bleibt aber unerklärlich, daß er das Erwerbungsjahr des Buches mit 1868 bezeichnete, während er dasselbe unmöglich vor 1898 gekauft oder geschenkt erhalten haben konnte. Wäre Professor Herrmann nicht dazwischengekommen, so wäre der Band mit der Zeit unzweifelhaft ein unbestreitbarer Beweis für das Datum und für die Entstehungsweise von Luthers berühmtem Kirchenlied geworden. Der Betrug wurde nur entdeckt, weil das Buch zufällig in die Hände eines Mannes fiel, der sich mit der Aufspürung des Betrugs bis zu seiner Quelle ebensoviel Mühe gab, als der Urheber desselben bei der Verübung. So bietet diese Geschichte eine andere beunruhigende Illustration für die außerordentlich schwache Grundlage, auf welcher die literarische Wahrheit oft sogar heute noch ruht und für die Vorteile, die ein wirklich geschickter Fälscher in seinem unaufhörlichen Kampfe mit der gelehrten Welt noch gewinnen kann. Es darf nicht vergessen werden, daß es Kyrieleis gelang, Buchhändler, Antiquare und Bibliothekare von größtem Rufe in einem Zeitalter der größten Gelehrsamkeit zu täuschen. Dabei war Kyrieleis selbst nicht nur ein ungebildeter Mensch, sondern auch ein Mann, den ärztliche Sachverständige als irrsinnig bezeichnet hatten!

Nach Schluß der gerichtlichen Verhandlungen wurden die Werke mit den von Kyrieleis hergestellten gefälschten Inschriften ihren Eigentümern wieder zurückgegeben; sie gehören nun privaten Besitzern oder öffentlichen Bibliotheken. Auch

Kyrieleis selbst erhob Anspruch auf Rückgabe von drei Bänden, die er nicht zum Verkauf angeboten hatte, die auch nicht weiter bekannt sind. Offenbar besteht die Gefahr, daß diese drei Bücher im Laufe der Zeit wieder ihren Weg auf den Markt finden werden und daß sie dann vorgeblich echte handschriftliche Eintragungen Luthers enthalten: aus den Büchergestellen einer gewissen Universitätsbibliothek ist schon ein Band in Verlust geraten; die die Inschriften tragenden Blätter können leicht von den Bänden getrennt werden, in denen sie jetzt enthalten sind und als authentische Originale zu dem Preis von Originalen in Umlauf gesetzt werden. Unter solchen Umständen dürfte es allein vernünftig und sicher sein, den Ankauf von Luther-Autographen ebenso mißtrauisch zu vermeiden, wie Luther dem Teufel aus dem Wege ging. Andernfalls könnte es vorkommen, daß keine Vorsicht, keine Kenntnis vor der Geschicklichkeit des halb blödsinnigen Kyrieleis sicher ist.

XII.

Der französische Fälscher Vrain-Denis-Lucas.

Der Fürst der Fälscher, soweit es sich um die Massenhaftigkeit des Gefälschten handelt, ist in Frankreich erstanden. England mag sich einigermaßen seines Chatterton und Ireland berühmen, aber es hieße Pygmäen mit Riesen vergleichen, wenn man diese Jünglinge in demselben Atem mit Vrain-Denis Lucas nennen wollte, der 1818 zu Châteaudun in Frankreich als Sohn eines Bauern geboren wurde. Er genoß eine sehr geringe Schulbildung, suchte dieselbe aber durch den Besuch der Bibliothek seines Heimatsortes in der freien Zeit zu ergänzen, die ihm seine Beschäftigung auf der Schreibstube eines Rechtsanwalts übrigließ. Als er 1852 in seinem 34. Lebensjahr Châteaudun verließ, um sich nach Paris zu wenden, begann er seine Laufbahn mit Erwartung und Aussicht auf Erfolg.

Anfangs war ihm jedoch das Glück nicht günstig. Als es ihm nicht gelang, eine Stelle bei der kaiserlichen Bibliothek

oder bei einem Verleger zu erhalten, trat er in Verbindung mit dem Unternehmen des Herrn Letellier, dessen Geschäft es war, die Eitelkeit gewisser Gesellschaftsklassen durch die Lieferung von Stammbäumen und Titeln, die nicht immer historische Berechtigung hatten, zu nähren. Für derartige überflüssige Sachen scheint es in Frankreich dieselbe Nachfrage zu geben, wie in England. Der Marquis von Du Prat hätte für eine von ihm beabsichtigte Geschichte seiner Familie gern etwas ausfindig machen mögen, was ihn mit dem Kardinal Du Prat des sechzehnten Jahrhunderts verknüpfte; konnte Lucas nicht etwas Derartiges schaffen? Die Versuchung war unverkennbar und die Laufbahn des Fälschers hatte begonnen. Lucas produzierte bald zwei Briefe von Montaigne, einen an Antoine de Du Prat, oberster Richter am Châtelet in Paris, den andern an den Marquis von Nantouillet. Von diesen Briefen war Marquis von Du Prat so freundlich, dem M. Feuillet de Conches, einem der Hauptsammler von Autographen und größten Sachkenner auf diesem Gebiete in Frankreich, Faksimiles zu geben. M. de Conches gab 1854 seine „Causeries d'un Curieux" in vier Bänden heraus, druckte darin diese Briefe Montaignes ab und versah sie mit scharfsinnigen Bemerkungen über das Licht, das sie auf die Geschichte ihrer Zeit warfen (III., 242); es fiel ihm nicht weiter auf, daß Montaigne in einem Briefe „aristogratique" statt „aristocratique" schrieb, auch beruhigte er sich damit, das seltsame Wort „doloir" für perigordisch oder gascognisch zu halten.

Wenn dies der erste Versuch von Lucas war, so muß er äußerst ermutigend gewesen sein. Wenn er bei einem Sachverständigen solchen Erfolg hatte, was konnte er dann nicht von anderen erhoffen? Wir dürfen vermuten, daß er zwischen 1854 und 1861 nicht müßig war, als er zum erstenmal seine Machenschaften mit M. Michel Chasles begann, einem Manne von Weltruf als Mathematiker und Astronom. In der Zeit von 1861 bis zum 16. Februar 1870, an welchem Tage Lucas vom Pariser Zuchtpolizei-Gerichtshof zu zwei Jahren Gefängnis, 500 Francs Geldstrafe und zu den Kosten verurteilt wurde, hatte Lucas den M. Chasles erfolgreich mit nicht weniger als 27320 gefälschten Briefen angeführt. Für diesen Schwindel bezahlte der Betrogene etwa 140000 bare Franken, ein Betrug, wie er

umfangreicher auf diesem Gebiete wohl kaum wieder ausgeführt worden ist. Die logische Unfähigkeit, die M. Chasles während des ganzen später wegen seiner vermeintlichen Schätze geführten Streites offenbarte, erweist überzeugend, wie unerheblich der den mathematischen Studien zugeschriebene Nutzen bezüglich der Erhöhung der Urteilskraft ist. Der führende Mathematiker seines Landes zeigte sich nicht imstande besser zu urteilen wie ein Kind. Wenn irgendein Zweifel gegen einen bestimmten Brief erhoben wurde, so begegnete er demselben immer wieder mit dem Hinweis auf einen andern Brief von derselben zweifelhaften Echtheit.

Von 1861 bis 1869 kaufte M. Chasles fortgesetzt von Lucas Briefe von außerordentlichem wissenschaftlichen und historischen Interesse, gelegentlich hundert auf einmal. Wie war aber Lucas zu denselben gekommen? Er erzählt darüber folgende Geschichte. Ein Graf von Boisjourdain war vor der Revolution ein eifriger Autographensammler gewesen; seine Sammlung enthielt auch fünf- oder sechstausend Stücke, die ihm von Ludwig XVI. übergeben worden waren, als man an andere Dinge denken mußte, als an Autographen. Als der Graf 1791 nach Amerika auswanderte, litt er Schiffbruch und kam dabei um, aber der größere Teil seiner unschätzbaren Sammlung wurde in leidlichem Zustand gerettet, nachdem er einige Tage im Meer gelegen hatte. Die Sammlung kam dann in die Hände eines Verwandten Boisjourdains, eines alten Herrn, der hohen Wert auf die Briefe legte und sich niemals von einem derselben trennen wollte, ohne ihn vorher gelesen zu haben. Er brauchte aber Geld und beauftragte deshalb Lucas mit dem Verkauf der Autographen gegen eine Gebühr von 25 Prozent. Hinter diesem alten Herrn stand noch jemand, ein alter militärischer Verwandter, dessen Zustimmung zum Verkauf hie und da ebenfalls eingeholt werden mußte, da er dem Verkauf abgeneigt war, so zwar, daß bei einer Gelegenheit dieser Erbe aller Boisjourdains durch Lucas den Wunsch ausdrücken ließ, die Briefe zurückzuerhalten und für die Rückgabe derselben das ganze von M. Chasles dafür gezahlte Geld anbot. Dieses Angebot verscheuchte aus dem Gemüte des M. Chasles jeden Schatten eines Zweifels an der Glaubwürdigkeit des Lucas und reizte seinen Appetit nach mehr von dessen Schätzen.

Es dürfte vielleicht wenig Leute unter uns geben, die mit Recht einen Stein auf M. Chasles werfen können, weil er diese erstaunliche Erzählung gläubig hingenommen hat.

1867 wurde bekannt, daß M. Chasles beabsichtigte, ein Buch über die Entdeckung der Gesetze der Anziehungskraft durch Pascal herauszugeben. Am 8. Juli stellte M. Chasles in Aussicht, daß er der Akademie der Wissenschaften, deren hervorragendes Mitglied er seit 1851 war, die Briefe vorlegen würde, auf die er einen Anspruch gründen wollte, der für den Stolz seiner Landsleute so schmeichelhaft und so verletzend für den Stolz einer benachbarten Insel war, welche die Entdeckung der Gravitationsgesetze stets für ihren Sir Isaac Newton beansprucht hatte. Eine Woche später las er seinen Kollegen zwei Briefe Pascals an Robert Boyle vor, welche nach seiner Meinung den Fall bewiesen, denn Newton hatte seine Entdeckung erst 1687 gemacht, während diese Briefe das frühere Datum von 1652 trugen.

Die Erregung war natürlich groß und ließ auch in den nächsten zwei Jahren nicht nach, während welcher Zeit die gelehrte Welt in Frankreich und anderwärts durch die Streitfrage verwirrt und entzweit wurde. Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat kamen neue Briefe zum Vorschein, bis schließlich die Comptes-Rendus der Akademie deren 381 im ganzen aufwiesen. Nichts konnte M. Chasles bewegen, zu sagen, aus welcher Quelle ihm dieselben zugeflossen waren; er weigerte sich auf das bestimmteste, die Unterschrift Pascals in den neuen Briefen mit der unzweifelhaft echten Unterschrift Pascals in der kaiserlichen Bibliothek zu vergleichen. Er sandte photographische Abzüge einiger Pascal-Newton-Briefe an Sir David Brewster, der viel über Newton geschrieben hatte, die Briefe aber sofort als gefälscht bezeichnete. Unter den Briefen befand sich ein solcher von Pascal an Newton, der damals Schüler in Grantham und elf Jahre alt war; in diesem Briefe ermahnte Pascal seinen jungen Freund, tüchtig zu arbeiten und zu studieren, aber mit Mäßigung; denn nur die auf solche Weise erworbenen Kenntnisse seien nützlich. Aber kein Beweis, daß Newton überhaupt erst in einem viel späteren Alter wissenschaftliche Fragen studierte, hatte irgendwelche Wirkung auf M. Chasles.

Auch in Frankreich selbst gab es ebenso schlimme Skeptiker wie Brewster. Von Anfang an hatte M. Faugère, ein bekannter Pascalforscher, die Briefe als Fälschungen erklärt; dasselbe getan zu haben, darf sich auch M. Bénard Dechamps von Evreux zur Ehre anrechnen. Nach M. Chasles' Ansicht bedeutete dies einen bedauerlichen Mangel an Patriotismus und eine schimpfliche Hinneigung zu dem englischen Feinde. Zu damaliger Zeit gab es noch keine „Entente cordiale" und das patriotische Element beeinflußte sogar Mr. Thiers zugunsten der Fälschungen.

Trotz der Skeptiker nahm aber der Glaube an die Echtheit der Briefe zu, als solche von allen möglichen hervorragenden Personen in großen Massen zum Vorschein kamen. Selbst die Akademie der Wissenschaften gab nach anderthalbjährigen Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten am 5. April 1869 eine gewissermaßen amtliche Gutheißung der Briefe ab. Da gab es Briefe Ludwigs XIV., deren edle Einfachheit kein Fälscher hätte hervorbringen können; der Stil der Briefe bewies, daß sie nur von ihren vorgeblichen Verfassern herrühren konnten; der Umstand, daß sie von solchen Fehlern frei waren, die kein Fälscher hätte vermeiden können, war nur ein moralischer Beweis für ihre Echtheit. Solche Argumente haben einen engen Kreis für sich.

M. Chasles und Lucas müssen glücklich gewesen sein, als dieser Bericht zu ihrer Kenntnis kam. Aber die Flut menschlichen Glücks ist oft an ihrem Wendepunkte, wenn sie am höchsten steht und eine Woche später trat M. Breton auf, um zu zeigen, daß sechs wertvolle Notizen Pascals und zwei Bruchstücke eines Briefes von Galilei geradeswegs aus Saveriens „Histoire des Philosophes Modernes" (1760—1773) entnommen worden waren.

Das war störend, aber M. Chasles erwiderte sofort, daß Saverien von den Briefen entlehnt hätte, nicht die Briefe von Saverien. Es wurde unverzüglich durch Briefe von Saverien an die Marquise von Pompadour bewiesen, mit welchen dieser zweihundert Briefe von Männern der Wissenschaft wie Pascal, Newton und Galilei zurückgibt und der großen Dienste gedenkt, die ihm dieselben bei der Bearbeitung seines beabsichtigten Werkes über die neueren Philosophen geleistet haben.

Die vielseitige Geschicklichkeit, mit welcher Lucas auf solche Weise neue falsche Briefe fabrizierte, um allen kritischen Einwendungen entgegenzutreten, war wahrhaft wunderbar. Ein ausgezeichnetes Beispiel in dieser Hinsicht bietet ein Brief Galileis an Pascal vom 2. Januar 1641, worin Galilei schreibt: „Ich kann nicht mehr schreiben, denn meine Augen sind sehr ermüdet. Ich kann nicht mehr sehen. Vergiß nicht, mir eine Beschreibung deiner arithmetischen Maschine zu schicken.“ In allen dem Galilei zugeschriebenen Briefen dieses Jahres fand sich dieselbe Anspielung auf seine versagende Sehkraft. Es sind aber vollauf Beweise dafür vorhanden, daß Galilei Ende 1637 völlig erblindet war. Seine eigenen echten Briefe bewiesen es. Hier ergab sich also wieder eine Schwierigkeit. Aber sogleich wurden andere Briefe Galileis fabriziert, die zeigten, daß seine Blindheit nur von Zeit zu Zeit auftrat, oder daß er sie übertrieben hatte, um die Inquisition zu besänftigen. Die Frage der Blindheit Galileis rief in der gelehrten Welt einen großen Streit hervor; aber nichts konnte den Glauben von M. Chasles an die Echtheit der dreitausend Galileibriefe, die er besaß, erschüttern, obwohl die Briefe französisch geschrieben waren, während Galilei nur lateinisch oder italienisch schrieb.

Zuletzt ging aber dem Opfer des Herrn Lucas doch ein Licht auf. Am 21. Juni 1869 begann M. Verrier der Akademie ein Mémoire vorzulesen, das vier Sitzungen beanspruchte und nachwies, welchen Quellen Lucas den Inhalt vieler seiner Briefe sogar mit denselben Ausdrücken entlehnt hatte. Saverien war nicht die einzige Quelle, Voltaire hatte Beiträge geliefert, ferner Chauffepiés Dictionnaire (1750), Père Gerdil, der Herzog de la Vallière, Thomas. In der „Eloge de Descartes“ von Thomas findet sich z. B. die Bemerkung, daß der Philosoph gern unbekannt geblieben wäre, wenn er nur nützlich sein könnte; diese Bemerkung ging wörtlich in einen vorgelegten Brief des Descartes an die Königin Christine von Schweden vom 2. Oktober 1650 über. Wirklich enthielt derselbe Brief ganze Stellen fast ohne jede Änderung.

Derartige Entdeckungen mußten eine Wirkung haben. Dasselbe war mit gewissen Unterschriften Galileis der Fall, die nach Florenz geschickt wurden, wo sie mit der echten Unterschrift

verglichen werden sollten. Sie wurden als gefälscht erklärt. Am 13. September 1869 war sogar M. Chasles gezwungen, sich der Gewalt der beigebrachten Beweise zu beugen. Aber er hatte einigen Grund, wenn er sich zu glauben weigerte, daß ein Mann allein eine so ungeheure Masse gefälschter Dokumente hervorbringen konnte. Die Sachverständigen, die sie untersucht hatten, fanden aber, daß sie unzweifelhaft die Handschrift eines Mannes zeigten.

Als M. Chasles seinen Kollegen die ganze Angelegenheit unterbreitete, war Lucas seit vier Tagen verhaftet; wenige Monate später wurde er zu Gefängnis verurteilt und verschwand damit von der Bildfläche. Wenn er seine zweijährige Gefängnisstrafe überlebte, muß er das Gefängnis mit 54 Jahren verlassen haben. Vielleicht erreichte er ein hohes Alter und fuhr fort, die Welt mit neuen Fälschungen zu überschütten.

Es liegt etwas beinahe Groteskes in der Tatsache, daß ein Erzgauner, ein Mann, der keine eigentliche Erziehung besaß, weder von Latein noch von Mathematik etwas wußte, sich nicht nur zwei Jahre lang gegen eine der gelehrtesten Gesellschaften der Welt behauptete, sondern um ein Haar ihrer auch noch Herr geworden wäre. Ein wenig mehr und die Geschichte der Welt lag in der Gewalt seiner ungezügelten Einbildungskraft. Auf so hinfälligen Besitz stützt sich das Reich der Wahrheit. Es muß sicher zugegeben werden, daß die Bestrebungen von Lucas etwas Großartiges an sich hatten. Es ist kaum möglich, dem Fleiß, dem Verständnis, der Vielseitigkeit und Gewandtheit, die Lucas entwickelte, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es war fast übermenschlich und ist kein Wunder, daß M. Chasles nicht an die Möglichkeit einer Fälschung in so riesigem Maßstabe glaubte. Lucas hätte an jedem Tag der siebzehn Jahre, die er in Paris lebte, vier falsche Briefe hervorbringen müssen, wenn er die Zahl erreichen wollte, die von seinen derartigen Fälschungen bekannt ist. Da aber anzunehmen ist, daß seine fruchtbarste Zeit in die acht Jahre fiel, in denen er an M. Chasles seinen besten Abnehmer für seine Ware gefunden hatte, so ist es wahrscheinlich, daß er an einem Tage beträchtlich mehr wie vier Briefe fabrizieren mußte. Das ungeheure Ergebnis seiner Fälschungen unterscheidet Lucas wesentlich von anderen Arbeitern in diesem Fache.

Das bloße Inventar der falschen Lucasbriefe füllt siebzehn enggedruckte Seiten in Bordier und Mabilles: „Fabriques des Faux Autographes“ (51—68). Es verzeichnet über tausend Briefe von Pascal, 175 davon an Sir Isaac Newton, 76 an Boyle, 33 an Hobbes, 139 an Galilei; ferner 27 Briefe von Shakespeare an Larivey, viele Hunderte von Rabelais an verschiedene Personen; kurz, es gab keinen hervorragenden Namen der Weltgeschichte, auf den nicht ein Brief oder einige Briefe neues Licht und frischen Glanz geworfen hätten. Die Briefe waren übrigens nicht auf die neuere Zeit beschränkt. Lucas lieferte auch Briefe von den römischen Kaisern, von einigen Aposteln, zehn Briefe von Plato, 28 von Plinius, zehn von Seneca, einen von Pompejus an Cato. Die Briefe gingen sogar noch weiter zurück. Thales, Anaximenes und Anaximander trugen einen Teil ihrer Korrespondenz dazu bei, auch scheint es M. Chasles keineswegs gestört zu haben, daß diese uralten würdigen Herren auf Papier und in französischer Sprache schrieben! Dann gab es auch noch Briefe von Lazarus an St. Petrus, von Maria Magdalena an Lazarus. Folgenden Brief schreibt Maria Magdalena an den König der Burgunder:

„Heil von Maria, der Schwester von Martha und Lazarus! Empfange meine Grüße zusammen mit diesem Kästchen. Du wirst darin den Brief finden, von dem ich dir sagte, daß Jesus Christus mir ihn einige Tage vor seinem Leiden zugesandt hat. Er ist von zwei Sprüchen begleitet, welche die Grundlage der Religion Christi darstellen. Bewahre deshalb diese kostbaren Stücke sorgfältig auf: dann wirst du glücklich sein und in Frieden leben, was der Wunsch ist“ usw.

Cleopatra schreibt folgendermaßen an Cäsar:

„Unser Sohn Caesarion befindet sich wohl. Ich hoffe, daß er bald imstande sein wird, die Reise nach Marseilles zu ertragen, wo ich ihn erziehen zu lassen beabsichtige, sowohl wegen der guten Luft dieses Ortes, als wegen der schönen Dinge, die dort gelehrt werden. Ich bitte dich deshalb, mir zu sagen, wie lange du noch in jenen Gegenden verbleibst“ usw.

Möglicherweise las M. Chasles gar nicht alle Stücke ähnlichen Musters, sondern nahm sie eben in blindem Vertrauen hin. Ihre Abgeschmacktheiten und groben Mißgriffe scheinen ihm gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Unter den

Briefen des Lucas waren z. B. solche von Strabo an Juvenal, obwohl Strabo 92 Jahre alt gewesen sein muß, als Juvenal geboren wurde, ferner solche von Beda an Alkuin, der erst neun Jahre zählte, als Beda starb. Wenn wir jedoch bedenken, daß etwa tausend Personen auf der Leinwand des Lucas vorkommen, so müssen wir zugeben, daß ihm erstaunlich wenige derartige Irrtümer unterliefen. In sämtlichen 381 der Akademie unterbreiteten Briefen, die 400 Seiten der Comptes-Rendus ausfüllen, kommt der einzige auffallende Irrtum vor, daß ein Brief der Mutter Newtons mit ihrem Mädchennamen unterzeichnet ist. Der Akademie wurde aber nur die Blüte der Sammlung vorgelegt, da sich M. Chasles standhaft weigerte, ihr die ganze Sammlung zu zeigen. Von 3000 Briefen Galileis hatte sie sich nur mit zwanzig, von 1745 Briefen Pascals nur mit achtzig, von 622 Briefen Newtons nur mit 29 derselben zu befassen. Wäre der Akademie der ganze Wust von Briefen vorgelegt worden, so hätte sich die gelehrte französische Welt nicht nur zwei Jahre bitteren Haders, sondern auch einen außerordentlich demütigenden Zwischenfall in ihrer Geschichte erspart.

Lucas spielte sich als Patriot auf und muß als solcher beurteilt werden. Indem er sich bereicherte, war er emsig bemüht, den Ruhm Frankreichs zu erhöhen. Die Ehre Frankreichs sollte nicht allein dadurch gefördert werden, daß man Newton den Ruhm der Entdeckung der Gravitationsgesetze entwand und Pascal damit schmückte, sondern auch dadurch, daß man aus der Vergangenheit alle Dokumente wiederzuerlangen suchte, die Gallien zur Ehre gereichten. Zu diesem Zwecke mußte Thales an Galliens König Ambigat schreiben und ihm Ratschläge über Regierungskunst erteilen; zu diesem Zwecke rühmte Alexander der Große Gallien und seine Bewohner in einem Brief an Aristoteles; ebenso schrieb Lazarus an St. Petrus über die Druiden Galliens; Maria Magdalena schrieb an den König der Burgunder; Castor, ein gallischer Doktor, schrieb einen Brief an Jesus Christus. Man kann sich vorstellen, wie dies alles spätere Bücher über die Geschichte Frankreichs bereichert hätte, wenn die falsche Münze des Lucas in das historische Kurantgeld geraten wäre.

Es müssen genußreiche Jahre für M. Chasles gewesen sein, in denen er diese Schätze der Vergangenheit anhäufte. Die

dafür gezahlten 140000 Francs waren eine wahre Kleinigkeit für solche unschätzbare Musterstücke. Aber Chasles erwarb nicht bloß Briefe, denn Lucas versorgte ihn auch mit Büchern von unberechenbarem Werte: echte Bücher mit der Unterschrift oder einer Bemerkung irgendeines berühmten Eigentümers, die von Anfang bis zu Ende gefälscht waren. M. Chasles wurde so der Besitzer von fünfhundert Büchern, die einst La Fontaine, Rabelais u. a. gehört hatten. Es darf bezweifelt werden, ob M. Chasles nach alledem der Erwerbung seiner Sammlung nicht mehr Vergnügen verdankte, als er Verdruß über die schließliche Entdeckung ihrer Wertlosigkeit empfand.

Lucas scheint seine Entlarvung mit großer wirklicher oder erheuchelter Gleichgültigkeit hingenommen zu haben. Fast bis unmittelbar vor seiner Verhaftung besuchte er die öffentlichen Bibliotheken zwecks eifriger Betreibung seiner Kunst, und hatte die gelehrte Welt bis zuletzt arg zum besten. Die Art seiner Verteidigung entbehrte nicht des Humors. Er erklärte, daß sein Gewissen ruhig sei; er hätte niemand geschädigt; er hätte die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf Tatsachen der Geschichte hingelenkt, die in Gefahr waren, vergessen zu werden. Überdies hätte er zwei Jahre lang das Publikum belehrt und unterhalten; während dieser Zeit hätte es ein Vergnügen darin gefunden, die Sitzungen der Akademie zu besuchen; auch M. Chasles hätte ein Gehör gefunden, das ihm sonst nie zugestanden worden wäre. Was ihn selbst beträfe, so würde er sich immer des Bewußtseins freuen, zwar nicht mit Klugheit, so doch wenigstens mit Aufrichtigkeit und Patriotismus gehandelt zu haben.

So wahr ist Dr. Johnsons Ausspruch, daß Patriotismus oft die letzte Zuflucht eines Schurken ist!

XIII.

Die Marie Antoinette betreffenden Fälschungen.

Der verhältnismäßige Erfolg der Lucasschen Fälschungen ruft einige unerfreuliche Betrachtungen über Autographen im allgemeinen hervor. Der Geschmack am Autographensammeln

begann in Frankreich etwa um 1814; es ist ausgerechnet worden, daß zwischen 1822 und 1835 etwa zwölftausend solcher Stücke in Auktionen verkauft worden sind. Von 1836 bis 1840 hatte der Autographenhandel so zugenommen, daß an die elftausend Autographen verkauft wurden, zwischen 1846 und 1859 etwa 32000. Dies geschah, bevor Lucas auf der Bildfläche erschienen war.

Woher kam dieser riesige Vorrat? Unmittelbarer Diebstahl aus öffentlichen Bibliotheken dürfte unzweifelhaft für viele Stücke angenommen werden, aber der größere Teil wird seinen Ursprung wohl der Fälschung verdanken. Die Nachfrage rief das Angebot hervor. Da viele dieser Autographen von Besitzer zu Besitzer wandern, und neues und falsches Licht auf geschichtliche Charaktere werfen, ist es nicht gerade erfreulich, annehmen zu müssen, bis zu welchem bedeutenden Umfang die Geschichte auf solche Weise gefälscht werden kann. Wenn es den Erfindungen des Lucas gelungen wäre, in weiteren Umlauf zu kommen, so würden sie die Geschichte von Thales an bis auf seine Zeit umgewälzt haben; aber wie viele von den Erfindungen anderer Fälscher laufen als vollgültig um und sind nicht entdeckt worden?

Es wäre unmöglich, allen diesen gefälschten Handschriften in die Spalten hinein zu folgen, die sie in der Geschichte haben ausfüllen helfen. Es gibt wahrscheinlich wenige historische Persönlichkeiten, deren Charaktere und Handlungen nicht durch falsche Aufschlüsse gefärbt worden sind, die aus diesen vergifteten Brunnen geschöpft wurden. Da es indessen keinen geschichtlichen Charakter gibt, den sich die Fälschung ausgiebiger zu ihrer Beute erkoren hat, als die unglückliche Königin Marie Antoinette, so möge es genügen, aus ihrem Fall allein einige Schlüsse auf die Romane zu ziehen, die sich in derselben Weise um Namen und Gedächtnis anderer Personen gebildet haben, die zu derselben Zeit oder früher den ihnen bestimmten Teil auf dem Welttheater gespielt haben.

Marie Antoinette war bereits zu Lebzeiten von Fälschung umgeben; in erster Linie heftete sich natürlich die berüchtigte Diamantenhalsbandgeschichte an ihren Namen. Dieser Zwischenfall stand in einem so nahen Zusammenhang mit der Revolution,

daß fast bezweifelt werden darf, ob die Revolution selbst nicht hätte abgewendet oder verzögert werden können, wenn nicht die Ränke und Betrügereien der berüchtigten Jeanne de Saint-Remy, Gräfin von Lamothe, in der Halsbandgeschichte gewesen wären. In den Annalen der Intrige steht diese kühne Fälschung einzig da. Durch eine gefälschte Unterschrift der Königin Marie Antoinette wurde der Kardinal Prinz Ludwig Rohan ermächtigt, von den Juwelieren Böhmer und Bassenge das Halsband zu kaufen, das er im Januar 1785 für 1600000 Livres erstand, um es durch die Lamothe der Königin ausliefern zu lassen. Außerdem wurde eine Liebeskorrespondenz zwischen der Königin und dem Kardinal ausgeheckt. Dieser Briefwechsel war aber in Wirklichkeit von dem Mitschuldigen der Lamothe, Reteaux de Villette, geschrieben und wurde nach der berühmten Gerichtsverhandlung im Mai 1786 verbrannt. Es könnte aber scheinen, daß der Kardinal wirklich glaubte, daß ihm die Königin diese Briefe schrieb und daß seine eigenen Briefe an die Königin gelangten; wahrscheinlich ist, daß ihm die Lamothe große Summen für ihre angeblichen Dienste als Zwischenträgerin entlockte. Daß der Kardinal selbst eher der Betrogene als der Teilnehmer am Betrug war, folgt weniger aus seinem Charakter oder aus seiner Freisprechung durch das Parlament, als aus dem anscheinenden Fehlen eines pekuniären Beweggrundes, der die Betrügerei der andern genügend erklärt.

Am 31. Mai 1786 verurteilte das Parlament den Grafen Lamothe zum Staupbesen und zu den Galeeren auf Lebenszeit, seine Frau, die Gräfin Lamothe, ebenfalls zum Staupbesen, zur Brandmarkung auf beiden Schultern und zu lebenslänglicher Einsperrung. Villette wurde verbannt, Rohan ging straffrei aus. Das Ehepaar Lamothe entkam jedoch und flüchtete nach England, wo die Gräfin 1788 ihre „Mémoires justificatifs“ herausgab, die 31 angeblich zwischen der Königin und dem Kardinal gewechselte Briefe enthielten. Sie erklärte, dieselben von der Originalkorrespondenz, die verbrannt worden war, abgeschrieben zu haben. Die Briefe schilderten u. a., wie die Königin den Kardinal angewiesen habe, sich zu verkleiden und wo er mit ihr zusammentreffen könne, und waren in Ausdrücken abgefaßt, die für beide Teile höchst entehrend waren. Die echten Briefe der Königin zeigen dagegen die Beständigkeit und Heftig-

keit ihrer Abneigung gegen den Kardinal und den Schmerz, den ihr die ganze Angelegenheit verursachte; dies wurde erst ein volles Jahrhundert später aufgeklärt, als 1895 Maxime de la Rocheterie und der Marquis von Beaucourt ihre ausgezeichnete Sammlung der authentischen Briefe der Königin herausgaben. Inzwischen hatte die Königin, wie berichtet wird, selbst ein geschriebenes Exemplar jener schrecklichen „Mémoires“ gelesen, die in mehreren Auflagen erschienen und zuletzt 1846 herauskamen. In diesem Falle reichte die Fälschung bis zur dunkelsten Tiefe.

Neben Lamothe und Villette befaßten sich indessen noch andere mit der Fabrikation erdichteter Briefe der Königin. Zu solchen Pamphleten wie „La Reine Devoilée“ (1789), das einige angebliche Briefe von ihr enthält und zu der „Korrespondenz der Königin mit illustren Personen“ (1790) gab zweifellos politischer Haß den Anstoß. Mit derartigen Briefen trat man ihr bei ihrem Verhör entgegen. Als ein Zeuge erklärte, daß er im September 1792 einen Brief der Königin gefunden hatte mit den Worten: „Können Sie auf Ihre Schweizer zählen? Werden sie gut zur Hand sein, wenn die Zeit kommt?“ erwiderte die Königin: „Ich habe niemals einen solchen Brief geschrieben.“ Als man ihr vorhielt, daß sie an Bouillé einen Brief geschrieben habe, um ihm zu gratulieren, daß er in Nancy sieben- oder achttausend Menschen habe umbringen lassen, war ihre Antwort: „Ich habe niemals an ihn geschrieben.“ Dann war noch der falsche „Véritable Lettre“, der an den Konvent, an die französischen Departements und an die fremden Mächte gerichtet war. In demselben wies sie die Anklage zurück, sich mit den Feinden des französischen Volks verschworen zu haben, tadelte das letztere, daß es aus einem fügsamen ein blutgieriges Volk geworden sei, erinnerte an ihre Mildtätigkeit gegen die Armen und drückte den Wunsch nach Versöhnung aus. Es kann wohl kaum bezweifelt werden, daß die Fälschung eine Waffe war, die einen großen Anteil an ihrem tragischen Schicksal hatte.

Die ränkesüchtige Lamothe kam übrigens vor ihrem Opfer um. Als die Gerichtsdiener in London in ihre Wohnung traten, sprang sie aus dem Fenster und erlitt solche Verletzungen, daß es verschiedener Monate bedurfte, um sie wieder davon zu heilen. Als sie so weit war, starb sie an einer Überladung des

Magens mit Maulbeeren (1791). Über das Schicksal Villettes beobachtet die Geschichte gleichgültiges Schweigen.

Die Fabrikation gefälschter Briefe hörte jedoch mit dem Leben der Königin beiweitem nicht auf. Drei falsche Briefe der Königin an die Prinzessin von Lamballe wurden 1801 in Mme. Guénards „Mémoires Historiques“, die sich auf diese Dame beziehen, abgedruckt (III., 222; IV., 138; IV., 167) und zwei in Lafond d'Aussones „Mémoires secrets . . . de la Reine de France“ (1824, 89, 151).

So wurde der Schwindel fortgesetzt; das Fälschen derartiger Briefe hielt gleichen Schritt mit dem Eifer der Sammler. Man ist erstaunt, zu finden, daß Lucas dem M. Chasles nicht mehr wie siebzehn Briefe der Marie Antoinette verkaufte; es gab aber auf diesem Gebiete noch andere Arbeiter neben Lucas und noch andere Hereingefallene neben M. Chasles. Als Ausbeute einer langen Autographenjagd brachte Graf Paul Vogt von Hunolstein 1864 in Paris ein Werk heraus, die „Correspondance inédite de Marie-Antoinette, publiée sur les documents originaux“. Dasselbe enthielt im ganzen 132 Briefe, die sich über einen Zeitraum von 23 Jahren erstreckten, vom Heiratsjahr (1770) der Königin an bis zu dem ihrem Tod vorhergehenden Jahr 1792. Der Sammler gibt eine kurze Übersicht von Leben und Charakter der Königin, die sich auf diese „belehrende und rührende Korrespondenz“ stützt, in der Briefe von der Königin an ihre Mutter Maria Theresia, an ihren Bruder Joseph II., an ihre Schwester Maria Christina und an verschiedene andere vorkommen. Er war gewiß, daß Schriftsteller, die fähiger als er waren, diese von ihm für die Geschichte erworbenen Dokumente als kostbares Material für eine neue Studie über die Revolution verwenden würden.

Die Geschichte ist einem solchen unglücklichen Schicksal mit knapper Not entgangen. Denn das Buch des Grafen wurde weithin bekannt und erschien rasch in zweiter und dritter Auflage, welcher neunzehn weitere Autographen der Königin einverleibt waren. Zufällig brachte nun M. Feuillet de Conches, der seit zwanzig Jahren ebenfalls Autographen gesammelt und die Archive Frankreichs, Österreichs, Rußlands und Schwedens durchforscht hatte, in demselben Jahre sein Werk über die unveröffentlichten Briefe und Dokumente Ludwigs XVI., Marie

Antoinettes und Mme. Elisabeths heraus, in dem mit geringen Textverschiedenheiten 24 Briefe abgedruckt waren, die Graf Hunolstein ebenfalls veröffentlicht hatte. Natürlich rührte sich die Kritik, der übliche Streit entspann sich und Angriff und Verteidigung wurden länger als zwei Jahre fortgesetzt.

Im Laufe dieses Streites erschien von Alfred von Arneth ein Werk: „Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel während der Jahre 1770—1780“ (2. Aufl., Wien 1866), das sich auf die Privatarchive der kaiserlichen Familie stützt und die Briefe bringt, die unzweifelhaft zwischen der Königin und ihrer Mutter ausgetauscht wurden. Dieses Werk bildete einen Maßstab zum Vergleich der von den beiden Autographensammlern veröffentlichten fraglichen Briefe. Faksimiles der wirklichen Unterschrift der Königin zeigten auffallende Unterschiede von der zweifelhaften Unterschrift. Der Fälscher kannte nur die Unterschrift der Königin aus ihren späteren Jahren, hatte deshalb alle seine Fabrikate mit einer und derselben Unterschrift versehen und nicht auf die Veränderungen geachtet, welche die Handschrift der Königin mit der Zeit angenommen hatte. Überdies waren historische und andere Widersprüche mit den Wiener Briefen vorhanden. Kurz, nur zwei Briefe gingen unversehrt aus dem Feuer der Kritik hervor: ein Brief der Königin an ihre Mutter vom 14. Juni 1777 und ein Brief an Maria Christina vom 29. Mai 1790; beide Briefe befanden sich in der Sammlung des M. Feuillet de Conches.

Trotz der Kritik beharrte jedoch Graf von Hunolstein in der langen Vorrede zur 1868 erschienenen vierten Auflage seiner Sammlung auf seinem Glauben an die Echtheit seiner Briefe. Er hatte jeden Grund dazu, solange als möglich an diesem Glauben festzuhalten. Er hatte alle seine Autographen, wie M. Feuillet de Conches seine meisten, auf öffentlichen Auktionen oder im privaten Kauf erworben. M. Jacques Charavay, ein Sachverständiger und Autographenhändler, an dessen gutem Glauben in der Sache niemals gezweifelt wurde, hatte mit beiden Sammlern zu tun gehabt; der Graf hatte reichlich Grund, es für sonderbar zu halten, daß M. Charavay während ihrer langjährigen Geschäftsverbindung Herrn Feuillet de Conches niemals irgendwelche von den Briefen gezeigt haben sollte, die er selbst gekauft hatte! Und man nahm an, daß dem Grafen seine

Sammlung auf 68000 M. zu stehen kam! Und wer kann die Summen erraten, die M. Feuillet de Conches, einer der größten Sammler und Sachkenner der Welt, bezahlt hat?

Einiger Tribut gebührt der Geschicklichkeit des unbekannten Fälschers dieser Briefe. Waren die Briefe auch nicht geschichtlich, so verfolgten sie doch geschichtliche Absichten und waren auf geschichtliche Werke wie die Memoiren von J. L. Soulavie und von Mme. de Campan gegründet. Sie zeigten eine beträchtliche Ähnlichkeit mit den echten Briefen der Königin voll liebenswürdiger Gesinnung und Anteilnahme für das Wohl anderer und ihrer selbst. Die echten Briefe überführten aber den Fälscher gelegentlicher Irrtümer; so schreibt z. B. die Königin an ihre Schwester, daß der „König, immer ein Sklave der Formen“, nach der Halsbandgeschichte die Bestrafung des Kardinals dem Parlament zu überlassen wünschte, während der echte Brief der Königin an Joseph II. vom 19. September 1785 ausdrücklich sagt, daß „der König die Güte hatte, dem Kardinal die Wahl zu lassen, entweder durch das Parlament abgeurteilt zu werden, oder sein Verbrechen einzugestehen und sich seiner Gnade zu unterwerfen. Er zog den ersten Weg vor und bedauert es, wie man sagt“ (Vergl. von Hunolstein 141 und Rocheterie II., 78).

Wenn Graf Hunolsteins Sammlung ermangelte, der Geschichte eine falsche Färbung zu geben, so kann dies nicht von andern Briefen der Königin, die von andern Sammlern zusammengebracht wurden, gesagt werden und besonders nicht von derjenigen von M. Feuillet de Conches. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts kamen 29 Briefe der Königin an die Herzogin von Polignac in Umlauf, von denen de Conches die meisten veröffentlichte, während acht ihm selbst gehörten. Diese acht Briefe scheint er von einem Krämer erlangt zu haben, der sie von der Straße aufgelesen hatte, als sie von einem aufrührerischen Volkshaufen 1848 durch ein Fenster des königlichen Stalles, der Polignac unterstand, geworfen wurden! Einige der Briefe von de Conches waren aber auch in andern Sammlungen; außerdem fand man, daß ganze Stellen aus echten Briefen der Königin an die Herzogin entnommen waren, die J. B. Gail in seinen „Lettres inédites“ 1828 veröffentlicht hatte. Eine andere Quelle waren die Memoiren der Herzogin, die 1796 von der

Gräfin Diana von Polignac herausgegeben worden waren und einige Auszüge aus der Korrespondenz der Königin mit der Herzogin enthielten. Diese der Familie Polignac gehörenden und von Gail abgeschriebenen Briefe, im ganzen neun, sind die einzigen Briefe, die man mit jedem Vertrauen als echt hinnehmen kann, während die ganze Geschichte, die auf die andern zwanzig Briefe gegründet wurde, nur Makulatur ist.

Es ist äußerst merkwürdig, daß ein so großer Autographenkenner wie M. Feuillet de Conches versäumt hätte, die zahlreichen wörtlichen Übereinstimmungen seiner Briefe mit den 1828 von Gail (Rocheterie, Lettres, Introd., XLI.) herausgegebenen zu entdecken. Er lieh Freunden, die mit geschichtlichen Werken beschäftigt waren, öfter kostbare Stücke seiner Sammlung. Er lieh einen Polignacbrief Beauchesne, in dessen Buch über Ludwig XVII. der Brief gebührenderweise in Faksimile (I., 158) erschien; er lieh auch Lescure eine Anzahl Briefe der Königin an die Prinzessin von Lamballe, wie denn der Verfasser des Lebens dieser unglücklichen Prinzessin für sein Werk keine andern als die ihm von de Conches gelieferten Briefe benützte. Einer dieser Briefe, den de Conches zu den kostbarsten Stücken seiner Sammlung rechnete, gehörte zu den drei Briefen, die nach einer späten Legende im Augenblick der Ermordung der Prinzessin aus ihrem Haar fielen und war mit Blut befleckt. Aber dieser Brief, sowie vierzig andere Briefe an die Prinzessin von Lamballe sind nicht authentisch und machen alle Geschichtswerke, von denen sie einen Teil bilden, wertlos. Zu dieser Kategorie gehören sowohl Lescures „La Vraie Marie-Antoinette“ als auch seine „Princesse de Lamballe“, soweit sich diese Werke auf die Briefe der Königin stützen.

Zu diesen Briefen kam noch eine Anzahl anderer Briefe an verschiedene Personen, die bei den Sammlern umliefen, bei Auktionen mit hohen Preisen bezahlt wurden und von Kabinett zu Kabinett wanderten. Es ist unmöglich, allen diesen Briefen bis in die Verstecke zu folgen, die sie in der Geschichte etwa eingenommen haben mögen. Die wirklich echten, von Rocheterie und dem Marquis von Beaucourt gesammelten Briefe der Königin Marie Antionette belaufen sich auf 396 Stück und können als genügend für den Bedarf der Geschichte angesehen werden.

Als M. Geffroy gestattet wurde, die im Besitz des Grafen von Hunolstein befindlichen Briefe der Königin an ihre Mutter und an ihre Schwestern zu prüfen, sah er sofort, daß die Handschrift dieser Briefe nicht die geringste Ähnlichkeit mit derjenigen der echten Briefe hatte; es wurde zugegeben, daß die Briefe des Herrn de Conches zu einer dritten Abart der Handschrift gehörten. Es war nicht eine Frage geringer Unterschiede, die schwer zu entdecken waren und das geübte Auge eines Sachkenners erforderten, es handelte sich „um eine vollständige Verschiedenheit“ („Gustave III. et la Cour de France“, II., 328). Welcher Abgrund tut sich vor uns auf! Denn hier kamen Männer in Betracht, die sich ausschließlich mit Autographen beschäftigten, die hohe Preise dafür zahlten und mit den sachverständigsten Händlern zu tun hatten; aber Käufer und Händler wurden gleicherweise durch die überlegene Gewandtheit des gewerbsmäßigen Fälschers getäuscht. Der einzig vernünftige Schluß ist, daß man mit dem ernstesten Mißtrauen jeden Brief in einer privaten Sammlung ansehen soll, der angeblich von der Königin herrührt; besonders, wenn ein solcher Brief unterzeichnet ist, denn ihre vertraulicheren Briefe waren selten unterzeichnet. Dasselbe Mißtrauen sollte man kurzerhand auf jeden Brief ausdehnen, der angeblich von ihrem Gemahl oder von einer anderen historischen Persönlichkeit, die jener Zeit angehört, herrührt.

Man sollte meinen, daß der Triumph des Fälschers nur ein flüchtiger sein kann und daß die Wahrheit zuletzt doch immer zum Vorschein kommen wird. Aber dieser Gedanke entbehrt der Begründung. Der Kritik kann es mit unendlicher Mühe gelingen, die Falschheit gewisser Briefe aufzudecken und die Irrtümer zu berichtigen, die sie in die Geschichte hineingetragen haben; aber wie kann sie mit der ungeheuren Masse derartiger Erzeugnisse fertig werden, wie kann sie hoffen, manche Briefe aus ihrer geschichtlichen Stellung zu vertreiben, die sich unrechtmäßigerweise in das Vertrauen der Menschheit eingeschlichen haben?

XIV.

Der unsterbliche Streich von W. H. Ireland.

Wohl kaum gab es jemals in England einen solchen Andrang zu Theaterplätzen als am Sonnabend, den 2. April 1796, auf Plätze im Londoner Drury-Lane-Theater. Denn an diesem Abend sollte Sheridan dem britischen Publikum die berühmte Vorstellung von „Vortigern and Rowena“, dem kürzlich entdeckten, angeblichen Stück Shakespeares darbieten. Obwohl Harris vom Covent-Garden-Theater ebenfalls vorteilhafte Bedingungen für das Stück angeboten hatte, erlangte doch Sheridan vom Drury-Lane das Recht der Erstaufführung, nachdem er sich einverstanden erklärt hatte, dem Buchhändler Samuel Ireland, dem Besitzer des Stückes, dreihundert Pfund Sterling sofort bar und den halben Erlös aus den ersten sechzig Vorstellungen zu zahlen.

Alle Welt hat seitdem längst erfahren, daß dieses wundervolle Stück in Wirklichkeit das alleinige Werk von Irelands Sohn, William Henry, damals ein Jüngling von kaum achtzehn Jahren, war. Zu der Zeit, wo William Henry seinem Vater mitteilte, daß er unter alten Papieren, die dem unbekannten „Mr. H.“ gehörten, ein Stück von Shakespeare gefunden habe, hatte er sich niemals an irgendeiner Dichtung versucht, noch eine Zeile seines wundervollen Stückes geschrieben.

Glaubte Sheridan an dessen Echtheit, als er es auf die Bühne brachte? Als er in dem Buchhändlerladen in der Norfolk-Street die Reinschrift untersuchte, die von dem Manuskript in der verstellten Shakespeareschen Handschrift abgeschrieben worden war, stieß er auf eine Zeile, die ihn veranlaßte, dem Mr. Ireland gegenüber auszurufen: „Das ist aber merkwürdig. Sie kennen ja meine Meinung über Shakespeare; aber es mag sein, wie es will, Poesie schrieb er entschieden immer.“ Dann erklärte er weiter: „Es sind gewiß einige kühne Gedanken darin, aber sie sind roh und ungestaltet. Es ist sehr sonderbar; man kommt zu dem Glauben, daß Shakespeare sehr jung gewesen sein muß, als er das Stück schrieb. Soll man nun bezweifeln,

ob es wirklich von ihm ist oder nicht; wie kann man die Papiere betrachten und nicht glauben, daß sie alt sind?“ Der ausgezeichnete Kritiker Malone hatte jedoch den Schauspieler Kemble davon überzeugt, daß das Stück untergeschoben war. In seiner „Inquiry into the Authenticity of Certain Miscellaneous Papers“, die einige Tage vor der ersten und letzten Aufführung des „Vortigern“ erschien, gab er eine ganz richtige Erklärung für das Alter des zu der Handschrift verwendeten Papiers ab, das auf Sheridan einen so starken Eindruck gemacht haben soll: „Das wahre natürliche Papierlager, zu dem ein solcher Ränkeschmied seine Zuflucht nehmen kann, ist der Laden eines Antiquars, wo jeder Foliant oder Quartant aus dem Zeitalter der Elisabeth oder Jakobs ihm ein paar einzelne Blätter gebräunten Papiers von der erforderlichen Färbung liefern könnte“ (311). Wie Malone von Anfang an alle Shakespearefabrikationen, von denen „Vortigern“ nur die letzte war, nur als solche angesehen hatte, kann Sheridan kaum wirklich durch das Alter des Papiers getäuscht worden sein und Kembles Geschichte scheint durchblicken zu lassen, daß er mehr täuschte als getäuscht wurde. Trotz seines Skeptizismus willigte Kemble auf Sheridans Bitte hin ein, in dem Stücke aufzutreten, denn Sheridan „glaubte, daß es gut für die Kassa sein würde!“ „Sie wissen recht gut,“ sagte er zu Kemble, „daß sich ein Engländer für einen ebenso guten Kenner von Shakespeare als von seiner Pinte Porter hält“ („Clubs of London, II., 107).

Und wie urteilte der Engländer über seinen Shakespeare? War er mit den Kritikern einverstanden, die erklärten, daß „Vortigern“ zwar minderwertiger sei als die besten Stücke Shakespeares, aber doch besser als seine schlechtesten? Es gibt verschiedene Berichte über diesen bedeutungsvollen Abend, die in Einzelheiten beträchtlich voneinander abweichen; sie stimmen aber alle darin überein, daß das Stück in nicht mißzuverstehender Weise endgültig abgelehnt wurde.

Nach den „Times“ vom folgenden Montag wurde der erste Akt leidlich aufmerksam angehört, obwohl sich jede Zeile „als eine wirkliche Fälschung darstellte“. Der zweite und dritte Akt erwiesen sich weniger erträglich, der vierte Akt rief starkes Gemurmel und fortgesetzte Lustigkeit hervor, während im fünften Akt die Rede über den Tod, „auf welcher die große

Hoffnung der Echtheit“ des Stückes beruhte, schallendes Gelächter auslöste, das seinen Höhepunkt erreichte, als Kemble die Worte vortrug:

„Ich wollte, diese feierliche Gaukelei wäre erst vorbei.“

Dieser Bericht stimmt in der Hauptsache mit dem von dem jungen Ireland in seinen „Confessions“ (1805) gegebenen überein. Ein davon sehr verschiedener Bericht wird jedoch Kemble von dem Verfasser (möglicherweise William Marsh, M. P.) von „The Clubs of London“ (II., 107) zugeschrieben.

Nach Kemble wurde der erste Akt, viel vom zweiten und einige Reden im dritten Akt „ertragen“. Gelegentlich gab es tiefes mißbilligendes Brummen, das aber eine Zeitlang durch Humphry Sturt zum Schweigen gebracht wurde, der von der Proszeniumsloge aus „mit der Stimme eines Stiers“ brüllte, daß „man es doch mit der Sache einmal ernstlich versuchen solle“. Als Kemble die verhängnisvolle Stelle erreichte, ging ein unbändiges Zischen und Gelächter durch das Haus, bis die eherne Stimme Sturts auf einige Augenblicke wieder Ruhe schaffte. Als aber Phillimore den Soldaten, die Rowena fortführten, zurief: „Gebt sie frei, gebt sie frei, ach, gebt sie frei!“ fiel derselbe Humphry Sturt auf die Bank zurück und brach in ein so betäubendes anhaltendes Gelächter aus, daß die ganze Zuhörerschaft davon angesteckt wurde. „Gebt sie frei, gebt sie frei!“ ertönte es von tausend Zungen. Der Wink wurde verstanden und der Vorhang fiel.

Diese Worte kommen aber in den vorhandenen Ausgaben von „Vortigern“ nicht vor. Kemble gab den Vortigern selbst und muß als Vortigern den Satz mit der feierlichen Gaukelei gesprochen haben; in diesem Interview soll aber Kemble gesagt haben, daß Phillimore als Vortigern den Soldaten zurief, Rowena freizugeben. Phillimore steht aber als Horsus auf dem Theaterzettel und Ireland sagt, daß es der Tod Phillimores als Horsus im Kampf mit Pascentius in der vierten Szene des vierten Akts war, der seinem Stück den „Todesstoß“ versetzte. Denn Phillimore brachte es fertig, daß ihm bei seinem Fall der Zischenaktsvorhang über seinen Körper fiel und seine Füße dem Publikum zugewendet waren. Stöhnend unter dem Gewicht, lag er einige Augenblicke still, wickelte sich dann aber, obgleich er tot war, zur großen Belustigung der Zu-

schauer heraus. Phillimore war berühmt wegen der Größe seiner Nase und der ältere Ireland vergab ihm niemals, daß er bei dieser Gelegenheit aufgetreten war; „die Länge seiner Nase", sagte er, „genügte, um das schönste Stück, das Shakespeare je geschrieben hat, umzuwerfen".

Er konnte auch Kemble nicht verzeihen, daß er die mehrerwähnte Stelle „mit der tiefsten ihm möglichen Grabesstimme" herausbrachte, worauf „das mißtönendste Heulen aus dem Parterre echote, das jemals Gehörorgane beleidigte und zehn Minuten lang fortgesetzt wurde", als Kemble, „um die Zuhörer noch mehr zu belustigen, die oben erwähnte Stelle noch weiter wiederholte und eine sogar noch feierlichere Grimasse dazu machte als beim ersten Mal".

So sagt der junge Ireland in seinen 1805 erschienenen „Confessions"; sein Bericht wurde durch einen Augenzeugen bestätigt, der als „Achtzigjähriger" einundsechzig Jahre später seine Erinnerungen an dieses Ereignis in „Notes and Queries" (20. Juni 1857) wiedergab. Die Erinnerung des Achtzigjährigen war zur Berichtigung eines andern Augenzeugen mitgeteilt worden, der in der Nummer vom 6. Juni derselben Zeitschrift gesagt hatte, daß Kemble, als er an die Stelle kam: „Dann packe ihn bei der Gurgel", sich „mit einer fast Lachen erregenden Bewegung" an seiner Kehle faßte und innehielt, als ein leises Lachen entstand und er selbst mit einem konvulsivischen Gelächter zu kämpfen schien. Im Parterre brach gleichzeitig ein brüllendes Gelächter echter Fröhlichkeit aus, das von dem ganzen Hause aufgenommen wurde. Von diesem Augenblick an war die Ablehnung eine vollständige und der Schluß wurde von demselben Gelächter begleitet, als wenn man dem tollsten Schwank folgte, der jemals über die englische Bühne ging." Aber die angeführten Worte kommen in den vorhandenen Versionen des Stückes nicht vor, wo sich die Anspielung auf die Füße, nicht auf die Kehle bezieht. Daraus kann nur der Schluß gezogen werden, daß sich der Schreiber der einzelnen Umstände nicht mehr ganz genau erinnerte; alle Schriftsteller berichten aber übereinstimmend über das tatsächliche Schicksal des Stückes.

Man kann sich inzwischen die Not des armen Samuel Ireland, des Vaters, vorstellen, der fest an die Echtheit des von

seinem Sohn fabrizierten Stückes glaubte, wie er mit seinen Freunden in einer Mittelloge saß und auf den Eindruck wartete, den es hervorrufen würde. Er wollte von dem Prolog, den Pye, der Hofdichter, geschrieben hatte, nichts wissen; er mußte die stärkere Bloßstellung haben, die Sir James Burgess gewährleistete, der dem Stück einen Prolog voranstellte, der folgendermaßen schließt:

From deep oblivion snatched, this play appears:
It claims respect, since Shakespeare's name it bears;
That name, the source of wonder and delight,
To a fair hearing has at least a right.
We ask no more — with you the judgment lies;
No forgeries escape your piercing eyes!
Unbiass'd then pronounce your dread decree,
Alike from prejudice and favour free.
If, the fierce ordeal pass'd, you chance to find
Rich sterling ore, tho'rude and unrefined,
Stamp it your own; assert your poet's fame,
And add fresh wreaths to Shakespeare's honoured name.

Und die Gefühle des Sohnes, des jugendlichen Urhebers dieser heftigen Bewegung? Kein Wunder, daß er bald die väterliche Loge verließ und hinter den Kulissen verschwand, wo ihm beim Beginn des dritten Akts Mrs. Jordan zu dem wahrscheinlichen Erfolg des Stücks gratulierte. Man kann ihm fast glauben, wenn er sagt, daß er, als alles vorüber war, „leichter im Gemüt zu Bett ging, als er dies seit langer Zeit getan hatte, nachdem die Last von ihm genommen war, die ihn bedrückt hatte“. Diese Nacht schlief er „äußerst fest“, wie es sich für das glückliche Alter von achtzehn Jahren geziemt.

Die Großartigkeit des Streichs, seine außerordentliche Gewandtheit, der beinahe erreichte Erfolg hätten dem jugendlichen Verbrecher eigentlich eine etwas mildere Behandlung eintragen sollen, als er empfing.

Aus der Schreibstube des Sachwalters in New Inn, wo er alle seine Fälschungen ausgesonnen hatte, wurde er vertrieben, sein Heim in der Norfolk Street kannte ihn nicht mehr. Der Moralist kann erklären, daß ihm sein Recht zuteil geworden ist, aber welcher Kasuist kann in gerechter Weise die Schuld

bemessen, die jedem Beteiligten wirklich zukommt? Dem Jüngling, der das Stück fälschte, dem Besitzer des Aufführungsrechts, der das Stück annahm, trotzdem zahlreiche Gründe zu der Vermutung vorlagen, daß es gefälscht sei, oder dem Direktor-Schauspieler, der fest glaubte, daß das Stück gefälscht war, gleichwohl aber seine Rolle mit der offenbaren Absicht spielte, seinen Erfolg als Theaterstück zu vernichten?

Wenn dieser Vorwurf füglich auch gegen Kemble erhoben werden kann, so schuldet ihm die Nachwelt doch einige Dankbarkeit. Denn was wäre geschehen, wenn das Stück, wie Ireland immer erwartete, Erfolg gehabt hätte; wäre es dann nicht auch am Covent-Garden-Theater gegeben worden, das König und Hof zu besuchen pflegten? Alle Aussichten auf Erfolg wurden durch das Auftreten Kembles und durch Malones berühmte „Inquiry“ durchkreuzt. Dieses Werk war nach den „Times“ kurz vor dem ereignisvollen Abend erschienen, sein Inhalt wurde dem Publikum am Tage der Aufführung durch zahlreich verteilte, gedruckte Zettel mitgeteilt. Die „Times“ tadelten wie Ireland, der Vater, Malone, weil er gerade im entscheidenden Augenblick damit hervorgetreten war. „Wir können nicht umhin, zu bemerken,“ sagten sie mit ihrer gewohnten salbungsvollen Geradheit, „daß es ein sehr ungerechtes Vorgehen und äußerst engherzig von Mr. Malone war, wenn er seine Schrift gegen die Echtheit des Stückes erst zwei Tage vor der beabsichtigten Aufführung desselben herausbrachte.“ Malone hatte aber nur drei Monate Zeit, um ein Werk von über vierhundert Seiten zu schreiben und was konnte er besseres tun, als die Fälschung gerade in dem Augenblick bloßstellen, wo sie möglicherweise das Publikum betören konnte?

Wäre die Vorstellung anders ausgefallen, so war der junge Ireland sogleich bereit, die Welt mit andern Stücken von Shakespeare zu überschwemmen.

In zehn Wochen schrieb er das Stück „Heinrich II.“. Er legte dasselbe seinem Vater in seiner eigenen Handschrift nach dem vorgeblichen Originalmanuskript vor, das er auf altem Papier in verstellter Handschrift herstellen wollte, wenn nicht der Mißerfolg des „Vortigern“ zum Geständnis der ganzen Geschichte geführt hätte. „Heinrich II.“ war ein entschiedener

Fortschritt gegen „Vortigern"; ihm sollte wieder eine Reihe von Theaterstücken folgen, die die Zeit von Wilhelm I. bis auf Elisabeth umspannen und sämtlich Shakespeare zugeschrieben werden sollten! Der Vater Ireland zählte eine lange Liste von Teilen von Theaterstücken und andern Schriften Shakespeares einschließlich einer kurzen Selbstbiographie, auf, die dieser vielversprechende junge Mann gesehen zu haben beteuerte und zweifellos fabriziert haben würde. Zu welcher Verwirrung hätte dies alles nicht führen können, wenn Kemble und Malone nicht gewesen wären und zu welch beunruhigenden Betrachtungen gibt dies nicht Veranlassung hinsichtlich der verhältnismäßig leicht möglichen Ausführung von Fälschungen?

Die einzige mit „Vortigern" verknüpfte Person, die moralisch bei dieser Geschichte gut wegkam, war Samuel Ireland, der Vater, wenn er auch erst lange nach seinem 1800 erfolgten Tode schließlich vom Verdacht der Mitschuld an dem Betrug entlastet wurde.

Das Britische Museum kaufte 1876 Samuel Irelands literarischen Nachlaß von seinem Neffen; durch diesen Nachlaß wurde die Unschuld Irelands zweifellos festgestellt. Im November 1796 gab er seine „Vindication" heraus und legte sein Verhalten in der Sache dar. Aus der Vorrede geht hervor, daß er, obwohl die Haupttatsachen damals zugegeben waren, noch immer zweifelte, ob die Shakespeareschen Reste wirklich gefälscht oder echt waren. Er hatte allen Geständnissen seines Sohnes nicht geglaubt, weil er einfach nicht imstande war, was ja bei einem Vater ganz natürlich ist, seinem Sohn die Fähigkeit zuzutrauen, derartige Werke hervorzubringen. Die Erklärungen seines Sohnes über die Quelle seiner Schriften waren ihm „in feierlichster und ehrerbietigster Weise vor zahlreichen ausgezeichneten Personen gemacht worden, die in sein Haus kamen; er konnte deshalb nicht den leisesten Verdacht gegen seine Glaubwürdigkeit gehegt haben. Zudem war seine Erzählung in feierlichster Weise von dem Freunde und Vertrauten seines Sohnes, Montague Talbot, in mehreren Briefen bestätigt worden; kurz, die „Vindication" trug alle Merkmale der Glaubwürdigkeit und Wahrheit an sich.

Sie konnte aber nicht überzeugen. Die Unwahrscheinlichkeit, daß ein reiner Junge einen solchen Betrug zustande brin-

gen konnte, raubte ihr von vornherein allen Glauben. Der Altertumsforscher Ritson schrieb in einem Briefe an den Buchhändler Laing folgendes: „Alle Theaterstücke, Urkunden, Briefe und Schriften jeder Art, die von Ireland hervorgebracht worden sind, verdanken ihr Dasein einzig und allein seinem Sohn Samuel, alias William Henry, einem Knaben von neunzehn Jahren, in dem vorher niemals Talente irgendwelcher Art entdeckt worden sind, selbst von seinem Vater nicht, der in der Tat durch die erstaunlichen Kniffe dieses zweiten Chatterton am vollständigsten angeführt worden ist“ (1. Dez. 1796, Nichols „Lit. Ill.“, III., 779).

Andere glaubten jedoch nicht so wie Ritson. Der berühmte George Steevens meinte in einem Briefe vom 26. Dezember 1796, daß die „Vindication“ „neue Merkmale der Fälschung“ aufwiese. Was den „Authentic Account of the Shakespearian Manuscripts“ des Sohnes beträfe, in dem er sich alle Mühe gibt, seinen Vater von aller Schuld in der Angelegenheit zu entlasten, so wäre dieser nur „ein neuer betrügerischer Schlich“ und „in der einzigen Absicht geschrieben worden, den älteren Verbrecher weiß zu waschen“; der Streit zwischen Vater und Sohn war nur erheuchelt (Nichols „Lit. Ill.“, VII., 9).

Diese Darstellung war trotz der 1805 erschienenen „Confessions“ des jungen Ireland achtzig Jahre lang vorherrschend. 1859 erklärte Dr. Ingleby, daß der Vater „der General war, der die Strategie ersann und planmäßig verwirklichte und die verstellte Handschrift ausführte. W. H. Irelands Aufgabe war lediglich die eines Handlangers und Abschreibers seines vortrefflichen Vaters .... Das Haus der Irelands war tatsächlich eine Fabrik von Fälschungen, die als einzigen Zweck den Gelderwerb hatten“ („Shakespearian Fabrications“, 100). In seinem Buche über die Kembles spricht Mr. Fitzgerald 1871 von dem „kühnen Betruge mit Vortigern, der von den Irelands in Szene gesetzt wurde“ (I., 338). Diese Ansicht war jedoch vollkommen irrig, wie Dr. Ingleby in seiner „Literary Career of a Shakespeare Forger“ offen zugab, die er seinem 1877 erschienenen Werke über Shakespeare anhängte, nachdem er die damals erst kürzlich vom Britischen Museum erworbenen Papiere Samuel Irelands durchgesehen hatte. Er sagt: „Meine

eigene Prüfung dieser umfangreichen Papiere hat bei mir jeden Zweifel an der vollständigen Rechtfertigung des alten Mannes beseitigt."

Es ist grausam, daß der alte Mann unter dem Verdacht der Fälschung und vielleicht wegen derselben sterben und dann alle diese Jahre warten mußte, bis sein Andenken von den Anschwärzungen von Kritikern gereinigt werden sollte, die keine zu rechtfertigenden Grundlagen für ihr Urteil hatten. Die Zeit hat in diesem Falle reichlich erwiesen, daß die von dem Sohn zur Rechtfertigung seines Vaters unternommenen vergeblichen Bemühungen auf eine wahre Sache gerichtet waren; auch ist die allgemeine Glaubwürdigkeit seiner „Confessions" durch ihre bewiesene Wahrhaftigkeit in diesem einzigen Punkte unzweifelhaft erhöht worden. Das Schlimmste, was gegen den Vater vorgebracht werden kann, ist, daß er in allem, was Shakespeare betraf, zu überschwenglich war: täglich sprach er über ihn, beständig las er seine Werke im Familienkreise, den er zweifellos damit langweilte. Dies kam ihm aber teuer zu stehen, denn es machte ihn zur natürlichen und leichten Beute der Täuschung. Man kann also beinahe der Behauptung William Henrys glauben, daß er nur, um seinem Vater zu gefallen und nicht, um ihn zu betrügen, seine erste Fälschung, das Autograph Shakespeares ausführte, das zu dem angeblichen Vertrag zwischen Shakespeare und Heminge und Michael Fraser und seiner Frau gehörte.

Der Erfolg dieses Versuchs führte zum Ersinnen all der andern Fälschungen, die das Jahr 1795 zu einem so denkwürdigen in den literarischen Annalen gemacht haben. Es würde langweilen, sich des weiteren über alle die von Shakespeare unterzeichneten gerichtlichen Urkunden, Erlasse, Quittungen usw. zu verbreiten, die in rascher Folge aus der Schreibstube in New Inn hervorgingen. Sie können noch in den „Miscellaneous Papers and Legal Instruments under the hand and seal of William Shakespeare" studiert werden, die Samuel Ireland, ihr stolzer Besitzer, 1796 herausgab.

Dieser Veröffentlichung widersetzte sich der Sohn natürlich, solange er konnte. Solange sie nur in der Norfolk Street eingesehen werden konnten, war Hoffnung vorhanden, daß

man einer Entdeckung der Fälschung entging; waren sie aber einmal gedruckt, so waren sie Malone auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Und Malone hatte wenig Erbarmen mit ihnen, als sie gedruckt waren. Seine im darauffolgenden April erschienene „Inquiry“ mag von unnötiger Länge sein, aber sie war ein Beispiel triumphierender Kritik, sofort und für immer vernichtend. Viele Worte in den Manuskripten waren im sechzehnten Jahrhundert nicht im Gebrauch und die unheimliche Schreibung gehörte überhaupt keinem bekannten Zeitalter der englischen Literatur an.

Zur Rechtfertigung der Länge von Malones Kritik muß bemerkt werden, daß der Glaube an die Echtheit der Papiere in der öffentlichen Meinung einen nicht geringen Halt zu erlangen begonnen hatte.

Samuel Irelands eigener allzu einfältiger Glaube steckte auch andere an, die in Haufen herbeikamen, um sich die kostbaren Reliquien in Norfolk Street anzusehen. Es ist wahr, daß Ritson dahinkam, nach einigen spitzigen Fragen, ohne ein Wort zu sagen, wieder wegging und keinen Zweifel über seine wirkliche Meinung ließ; daß Porson, als er gebeten wurde, die Echtheit der Papiere zu bestätigen, erwiderte, daß er es sich zur Pflicht gemacht hätte, niemals Glaubensbekenntnisse zu unterschreiben, aber viele Leute von nicht geringem Ansehen unterzeichneten bereitwillig des älteren Irelands Verzeichnisse derjenigen, die an die Echtheit der Schriften glaubten, „dieses Register der Schande“, wie es Steevens später nannte. Von diesen Listen wurde die erste am 25. Februar 1795, die zweite im März des folgenden Jahres unterschrieben, als „Vortigern“, „Lear“ und das Dokument zugunsten Irelands der früheren Sammlung beigefügt worden war. Der Gedanke eines solchen Zeugnisses scheint von Boswell herzustammen, der die Schriften einige Monate vor seinem Tode (19. Mai 1795) sah. Er prüfte zuerst die Dokumente selbst, dann ihre Sprache in den Reinschriften, die von der verstellten Handschrift genommen worden waren. Seine Anstrengungen zwangen ihn, ein großes Glas warmen Brandys und Wasser zu verlangen. Nachdem er dieses geleert, verdoppelte er seine Lobpreisungen der Manuskripte und erklärte, daß er nun ruhig sterben könne, nachdem er einen solchen Tag erlebt habe.

Schließlich kniete er auch noch vor dem Band nieder und rief aus: „Ich küsse nun die unschätzbaren Reliquien unseres unsterblichen Barden und danke Gott, daß ich gelebt habe, sie sehen zu dürfen.“ So erzählt der junge Ireland und sein Vater bestätigt diese Geschichte in seiner „Vindication“. Es muß auf die Habenseite dieser abgeschmackten Fälschungen gesetzt werden, daß sie auf diese Weise dazu beitrugen, die letzten Tage des liebenswürdigen und hervorragenden Biographen zu erheitern.

Der gelehrte Dr. Parr war für ein kräftigeres Zeugnis als das von Boswell vorgeschlagene und schließlich erhielt es folgende Fassung:

„Wir Endesunterzeichneten haben in Gegenwart und mit gütiger Erlaubnis von Mr. Ireland die Shakespeareschriften geprüft und sind von deren Echtheit überzeugt.“ Unter den 21 Namen sind diejenigen von Parr selbst, von Boswell, Pinkerton, von drei Peers (Somerset, Lauderdale und Kinnaird) und von Pye, dem Poeta laureatus, zu finden. Einige Namen dieser ersten Liste erscheinen auf der zweiten Liste vom nächsten Jahre wieder. Zu dieser Zeit mußte man, um an „Lear“ und „Vortigern“ glauben zu können, auch an die früheren Entdeckungen glauben, da in der Zwischenzeit vielleicht Zweifel aufgestiegen sein konnten. Vater Ireland schätzte die angebliche Auffindung des Originals von „Lear“ als eine „nationale Entdeckung“ und nahm alle Textänderungen, die sein Sohn in seiner neuen Originalausgabe vorgenommen hatte, als Verbesserungen hin. Er bedauerte, daß nur ein Teil des Originals des „Hamlet“ entdeckt worden war. Würde er aber als angeblicher Mitschuldiger an dem Betrug seinen Lesern eine so verdächtige Tatsache mitgeteilt haben, daß in dem Papier des „Learmanuskripts“ mehr als zwanzig verschiedene Wasserzeichen erkennbar sind?

Unter den früheren Fälschungen befand sich auch Shakespeares „Glaubensbekenntnis“, das der junge Ireland, wie er sagte, niederschrieb, wie ihm gerade die Gedanken im Geiste aufstiegen „ohne irgendeine vorhergehende Abschrift oder nachfolgende Änderung“. Als das Geheimnis herauskam, schien es ziemlich abgeschmackt, daß Shakespeare seinen langen Ge-

fühlserguß mit Worten wie die folgenden (in heutiger Ausdrucksweise) geschlossen haben sollte:

„O, schütze uns, wie das zarte Hühnchen, das seine kleine Brut unter seine ausgebreiteten Fittiche nimmt und sie unversehrt und sicher darunter bewahrt.“

Seinerzeit wurde dieses „Glaubensbekenntnis“ aber viel bewundert. Als es der Vater dem Dr. Parr und dem Dr. Joseph Wharton vorlas, rief einer derselben, wahrscheinlich der letztere, aus: „Herr, wir haben sehr schöne Stellen in unserem Gebetbuch, und unsere Litanei ist an Schönheiten sehr reich, aber das, Herr, ist ein Mann, der uns alle weit übertroffen hat.“ Doch fehlt Dr. Whartons Name auf der Liste der Gläubigen. Das „Bekenntnis“ war die erste Täuschung Irelands, in der er es gewagt hatte, über das einfache Autograph von Shakespeares Namen hinauszugehen. Durch derartige verhängnisvolle Lobeserhebungen wurde der junge Ireland geradezu ermutigt, sich an größeren Fälschungen zu versuchen.

Mr. F. Webb, ein Mann von literarischer und gelehrter Bildung, der beide Zeugnisse unterschrieben hatte, war von der Echtheit der Fabrikate so sehr überzeugt, daß er unter dem Namen „Philalethes“ eine Schrift zu ihrer Verteidigung herausgab. Er schrieb: „Ich bin völlig überzeugt und glaube, daß keine menschliche Weisheit, Geschicklichkeit, Kunst oder Täuschung, wenn sie vereinigt werden könnten, der Aufgabe einer solchen Betrügerei gewachsen wären.“ Dann: „Welcher Mensch oder welche Sippschaft von Menschen, die sich mit der Absicht hinsetzten, die Welt dadurch zu betrügen, daß sie ihr gefälschte Theaterstücke als wirkliche Shakespearesche Stücke vorspiegelten, konnten es zur Unterstützung einer solchen Absicht für notwendig erachtet haben, solche Schriften und falsche, gerichtliche Instrumente zu fabrizieren, wie sie jetzt vorhanden sind?“ Ein völlig annehmbares und unwiderlegliches Argument, das oft zugunsten anderer Werke als derjenigen Irelands vorgebracht worden ist und doch vollkommen falsch ist! Von Shakespeares Zuschriften an Anna Hathaway schreibt er: Natur und Natur allein kann Dokumente wie diese hervorbringen. Sie sind gezeichnet mit dem authentischen Siegel ihrer kunstlosen Einfachheit. Diese feinen Züge kann der Betrug niemals nachahmen.

Dies sind die Verse:

Is there in heaven aught more rare
Than thou sweet nymph of Avon fair
Is there on earth a man more true
Than Willy Shakespeare is to you.

Though fickle fortune prove unkind
Still doth she leave her wealth behind
She ne'er the heart can form anew
Nor make thy Willy's love untrue.

Though age with withered hand do strike
The form most fair the face most bright
Still doth she leave untouched and true
Thy Willy's love and friendship too.

Though death with never failing blow
Doth man and babe alike bring low
Yet dot he take naught but his due
And strikes not Willy's heart still true.

Since then nor fortune death nor age
Can faithful Willy's love assuage
Then do I live and die for you
Thy Willy sincere and most true.

Das andere Beispiel eines Werkes der Natur lautet folgendermaßen:

„Liebste Anna!

Da Du immer gefunden haben wirst, daß ich meinem Worte treu war, so sollst Du sehen, daß ich mein Versprechen streng halte. Ich bitte Dich, parfümiere diese meine kleine Locke mit Deinen erfrischenden Augen; dann sollen sich Könige davor beugen und ihr Ehrerbietung erweisen. Ich versichere Dir, daß keine rohe Hand sie zusammengeflochten hat, Deines Willys Hände allein haben dieses Werk getan. Weder der goldene Tand, der das Haupt der Majestät umgibt, noch gewichtigere Ehren würden mir halb die Freude gewähren, als dies mein kleines Werk für Dich getan hat. Das Gefühl, das ihr am nächsten kommt, war nächst der Liebe zu Gott die sanfte und freundliche Liebe zu der tugendsamen Anna, die ich

liebe und in mein Herz schließe. Denn Du bist wie eine große Zeder, die ihre Äste weit ausbreitet und kleinere Pflanzen vor dem strengen Winter und vor den rauhen Winden schützt. Lebe wohl bis morgen, beizeiten werde ich Dich sehen. Bis dahin Adieu, süßes Lieb!

Dein für immer

Wm. Shakespeare."

Die Gefühle von Webb, Chalmers und anderen, als der Betrug zugestanden wurde, möge man sich lieber vorstellen, sie waren unbeschreiblich. So unmöglich es diese Leute nun auch fanden, dem Urheber aller dieser Täuschung zu vergeben, so hat dieses Schauspiel doch eine erheiternde Seite für die Nachwelt. Auf der Bühne des wirklichen Lebens ist niemals eine bessere Farce aufgeführt worden. Denn diese Schriftstücke waren von allen, die das erste Zeugnis unterschrieben hatten, eingehend durchgesehen und als echt angesprochen worden. Sie waren die Ursache, daß Boswell in ein anderes: „Nunc dimittis" ausbrach und wurden vielleicht als unnachahmliche Hervorbringungen von Pye bewundert, dem gekrönten Dichter, von dem Sir Walter Scott so grausam sagte, daß er in allem so außerordentlich ehrenwert sei, nur nicht in seiner Dichtung.

Der Glaube des älteren Ireland war deshalb nur übereinstimmend mit demjenigen von Richtern, die kompetenter waren als er selbst. Seine Gutgläubigkeit war nicht tadelnswerter als die ihrige. Was konnte er, um den Wert der Dokumente zu erproben, besseres tun, als sie, wie geschehen, der Öffentlichkeit unterbreiten? Er lud nicht nur die Gelehrten zur Kritik ein, sondern erleichterte sogar ihre Untersuchungen, indem er die unleserlichen Originale in moderne Handschrift abschreiben ließ. Und dann ließ er sie zur Einsicht der ganzen Welt drucken. Es hätte, wie er in der Vorrede zu seinen „Miscellaneous Papers" so wahr bemerkt, „im Kreise der Literatur keinen unparteiischen Menschen gegeben, dessen kritischem Auge das Ganze zu unterbreiten er nicht aufrichtig bemüht gewesen wäre. Er hatte das kritische Urteil sowohl derjenigen, die mit Dichtung und Sprache Shakespeares am besten Bescheid wußten, als auch derjenigen, deren Beruf oder Studiengang

sie mit alten Urkunden, Schriften, Siegeln und Autographen genau vertraut machte, erbeten, ja sogar herausgefordert.“ Sowohl der Papiermacher als der Autor von Beruf waren zu Rat gezogen worden. Er schloß ziemlich richtig, daß es bei so vielen verschiedenen Quellen zur Ermittelung für einen Fälscher unmöglich war, einer Entdeckung zu entgehen. Was nun die gegen ihn selbst erhobene Beschuldigung anlange, dem Publikum aufgedrängt zu haben, daß „kein Beweggrund“ ihn zu einem solchen Betrug veranlaßt haben würde, so könne er nur sagen, daß kein fremdes Auge je diese Papiere erblickt haben würde, selbst wenn die Möglichkeit ihrer Fälschung nach seiner Schätzung im Bereich der Kunst gelegen hätte“. Als sich dann schließlich der Sohn, ein Knabe von achtzehn Jahren, zu dem Betrug bekannte, war es kein Wunder, daß der Vater dieses Geständnis nicht glauben konnte. Kein einzelner Mann, nicht einmal eine ganze Reihe von Männern konnte, so folgerte er, das in seinem Besitz befindliche massenhafte Material hervorgebracht haben; er glaubte noch, daß die Schriften von Shakespeare selbst herrührten; der Gedanke, daß sie ein Werk seines Sohnes seien, sei ganz und gar unzulässig.

Man wundert sich beinahe, daß er bei der schließlichen Annahme der Wahrheit die Vernunft behielt. Fast zwei Jahre lang war der arme Buchhändler einer der berühmtesten Männer in England gewesen; die höchsten und gelehrtesten Männer des Landes hatten ihn in Norfolk Street besucht; selbst der Prinz von Wales hatte die Reliquien sorgfältig geprüft; man denke an alle Leute, denen er, wie dem Prinzen, die wunderbare Stelle von dem „sanften Hühnchen“ vorgelesen hatte; man denke an diejenigen, denen er mit Stolz die kostbarste Reliquie von Shakespeares Haar in ihrem vergoldeten Kästchen gezeigt hatte, oder an diejenigen, denen man Ringe mit kleinen Abschnitten von diesen kostbaren Locken gegeben hatte. Man denke an die beabsichtigte neue Lebensbeschreibung von Shakespeare, die neue Aufschlüsse über seinen Charakter bringen sollte; an das Buch aus Shakespeares Bibliothek, das Bemerkungen von des Dichters eigener Hand enthielt, die ein „ebenso liebenswürdiges und sanftes Gemüt offenbaren, als sein Genie erhaben war“, an das „Glaubensbekenntnis“, das bewies, daß der Dichter Protestant gewesen

war; an den Brief an den Schauspieler Cowley mit seinen „witzigen Einfällen“, die ihn als ebenso gutmütig wie mutwillig erwiesen. Man denke, daß alle diese Träume verflogen, daß diese ganze kurze Herrlichkeit vorüber und die ganze Sache zugestanden nur eine gemeine herzlose Fälschung war, die sein eigener Sohn, ein Bursche von kaum achtzehn Jahren, gegen ihn verübt hatte! Die Grenzen der Verzeihung eines Vaters sollten nicht eingeengt werden, aber Samuel Irelands Kräfte wurden in ganz ungewöhnlicher Weise angespannt und wir brauchen nicht überrascht zu sein, daß er daran zugrunde ging.

Deshalb war weder daheim noch in der Welt Verzeihung für einen so erstaunlichen Streich möglich.

Der junge Ireland überlebte sein Bekenntnis um etwa vierzig Jahre und starb schließlich 1835. Im Jahre 1832 ließ er „Vortigern“ mit einer Darstellung von dessen Geschichte neu drucken. Er schrieb auch einige Romane, denen seine frühere Geschichte einiges Interesse verleiht.

Ireland entsprach aber nicht dem frühern Versprechen, das er unter den erborgten Federn Shakespeares gegeben hatte. Denn es muß gesagt werden, daß es für einen Knaben eine außerordentliche literarische Tat war, Stücke wie „Vortigern“ und „Heinrich II.“ zu schreiben. Es könnte scheinen, daß die bloße Anstrengung, nach einem angenommenen Muster zu schreiben, wie eine Art hypnotischer Selbstsuggestion wirkt und den Intellekt zu sonst unmöglichen Leistungen befähigt. Denn keines dieser Stücke konnte oder sollte ausschließlich in der Hoffnung und mit der Aussicht, die sich erst allmählich entwickelten, geschrieben werden, sie der Welt als Werke Shakespeares aufzuhängen.

Ireland gibt den Einfluß zu, den die Geschichte Chattertons auf seine Laufbahn ausübte. Er sagt, daß er Chatterton häufig um sein Schicksal beneidete und nichts sehnlicher wünschte, als sein Dasein für eine ähnliche Sache zu beenden. Dann muß auch Rücksicht auf die Zeit genommen werden, in die sein Leben fiel, denn die war gewissermaßen ein goldenes Zeitalter der Fälschung. Er selbst mußte voll für sein Vergehen büßen, aber andere seiner Zeitgenossen, die nicht die Jugend als Entschuldigungsgrund hatten, scheinen für ihre

aufgedeckten und zugegebenen Betrügereien wenig Verlust an ihrem Ruf gelitten zu haben.

Was soll man z. B. von George Steevens, dem hervorragenden Shakespearekritiker und böswilligen Feind des älteren Ireland, sagen, den Disraeli als „ein Geschöpf hinstellt, das so mit literarischen Fälschungen und Verfälschungen befleckt ist, daß jede hervorragende Fälschung der Zeit, in der er blühte, ihm zugeschrieben werden kann"? Er war es, der den Upasgiftbaum von Java erfand; der den Altertumsforscher Gough mit einem gefälschten Stein betrog, auf dem der Name Hardiknuds (des Sohnes von Knud d. Gr.) eingegraben war; er war es auch, der im „Theatrical Mirror" einen gefälschten Bericht über „eine lustige Sitzung im Globe Theatre", an der Shakespeare, Ben Johnson und Ned Alleyne beteiligt waren, brachte. Dieser Bericht war angeblich in einem Briefe enthalten, den der Schauspieler George Peele 1600 geschrieben haben sollte, und zwar zwei Jahre nach seinem Tode, wenn man auch das genaue Datum desselben nicht sicher kennt („Curiosities of Literature"; VI., 78). Welche Strafe zahlte er, der gegen Ireland so verbittert war, für seine eigenen Einfälle in dasselbe verbotene Land?

Die Geschichte der Irelandfälschungen regt zu verschiedenen Betrachtungen an. Hier wurden von einem reinen Knaben, der keine besonderen Kenntnisse, keine Bildung besaß, Dokumente fabriziert, die, anstatt irgendwie verheimlicht zu werden, ganz frei der Öffentlichkeit und Kritik ausgesetzt wurden; sie täuschten sogar in einem Zeitalter der Gelehrsamkeit viele der auserwählten Männer der gelehrten Welt. Was mögen da nicht für Fälschungen in Zeiten möglich gewesen sein, als ein Fälscher noch nicht mit einer Öffentlichkeit, mit keinen genauen Untersuchungen, mit keiner gedruckten Version seiner Fabrikationen zu rechnen brauchte? Die Möglichkeiten waren einfach unbeschränkt und rechtfertigen beinahe den Skeptizismus des Jesuiten Hardouin, der in seinen „Prolegomena ad censuram veterum scriptorum" (1693) die Behauptung aufstellte, daß alle klassischen Werke des Altertums mit Ausnahme der Naturgeschichte des Plinius, der Georgica des Vergil und der Satiren und Episteln des Horaz im dreizehnten Jahrhundert unter der Leitung eines gewissen Severus Archontius von Mön-

chen geschrieben worden seien. Dieser Skeptizismus ging ohne Zweifel zu weit, aber er ist hinsichtlich des anscheinenden Fehlens eines Beweggrundes kaum unzulässig. Das bloße Vergnügen an einem Streich, den er seinem Vater und gelehrten Männern im allgemeinen spielen könnte, scheint der hauptsächliche oder einzige Beweggrund des jungen Ireland zu seinen Fälschungen gewesen zu sein. Das Fehlen eines Beweggrundes war eines der Hauptargumente zugunsten der Dokumente, das von den an deren Echtheit Glaubenden beigebracht wurde. Welchen Grund, fragten sie, konnte ein Fälscher gehabt haben, derartig verschiedene Dokumente herzustellen und sich bei jedem neu fabrizierten der erneuten Gefahr auszusetzen, daß man ihn entlarve; wozu sollte er ferner sein eigenes Machwerk des „King Lear" als das Original Shakespeares ausgeben oder eine Urkunde wie die Übertragungsvollmacht für John Hemynge herstellen? Würde eine Fälscher Shakespeares Charakter derartig bezichtigt haben, wie es in dieser Urkunde geschah? Alle diese Argumente waren ebenso zu rechtfertigen als sie häufig sind, aber sie waren alle falsch. Und wie viele Argumente, die sich a priori auf Spekulationen über das wahrscheinliche oder unwahrscheinliche Arbeiten eines Fälschergeistes gründen, wie z. B. diejenigen in Paleys „Horae Paulinae", sind durch den literarischen Streit diskreditiert worden, der um diese Shakespearefälschungen entbrannte?

Von Fragen des Stils und der Schreibung abgesehen, hatten die an die Fälschung Glaubenden ein stärkeres Hauptargument als ihre Gegner: es war weit wahrscheinlicher, daß die Schriften echt waren, als daß irgendein Einzelmensch Zeit oder Grund genug gehabt hätte, sie zu fälschen. Sie wurden wirklich in sehr kurzer Zeit, auf sehr einfache Weise und von einem jungen Menschen bewerkstelligt, der keine Erfahrung in der Literatur hatte. Wenn jemals ein Vorfall dazu angetan war, der Gelehrsamkeit einen Begriff von der Besonnenheit und Mäßigung des Urteils in literarischen Angelegenheiten und von einem Mangel an Dogmatismus beizubringen, so war dies der Fall mit dem Burschen in der Rechtsanwalts-Schreibstube, der zu seiner eigenen Kurzweil eine solche unsägliche Verwirrung in das Lager der Gelehrten brachte.

XV.

Balladenfälscher.

Es gibt wenige Bücher, die mehr Vergnügen bereiten, als John Pinkertons: „Collection of the best and most Interesting Voyages and Travels in all Parts of the World", das 1808 zum erstenmal erschien, als der Sammler in seinem fünfzigsten Lebensjahre stand. Er belehrte die Welt auch über Medaillen und schottische Geschichte und belustigte sie durch seine unermüdlichen Deklamationen über die Minderwertigkeit der Kelten.

Aber auch er machte sich, wenigstens in seinen früheren Tagen, kein Gewissen daraus, die Welt zu täuschen und muß sich infolgedessen einen Platz unter den literarischen Fälschern anweisen lassen. Er war erst achtzehn Jahre alt, als er sich anschickte, die Ballade von „Hardyknute" zu dichten, die er 1781 mit einem zweiten Teil nebst 21 anderen Balladen als „Scottish Tragic Ballads" herausgab. Zwei Jahre später ließ er eine zweite Auflage mit einem zweiten Band von „Comic Ballads" erscheinen.

Im zweiten Jahr erschien jedoch der Altertumsforscher Ritson in etwas hitziger Stimmung auf der Szene. In einem Brief in „Gentleman's Magazine" (November 1784) machte er bekannt, daß einige dieser Balladen gefälscht seien. „Ihr Erfolg," schreibt er, sich an Pinkerton wendend, „hat zweifellos Ihren Erwartungen völlig entsprochen und die Geschicklichkeit eines Taschendiebes kann mit der Frechheit eines Straßenräubers wetteifern." An anderer Stelle erklärt Ritson, daß „die Geschichte der schottischen Dichtung eine Reihe ungestraft und erfolgreich ausgeübter Schwindeleien, Fälschungen und Betrügereien aufweist" und daß „die Fälschungen von Hector Boethius, David Chalmers, George Buchanan, Thomas Dempster, Sir John Bruce, William Lauder, James Macpherson und James Pinkerton dem nationalen Charakter einen Schandfleck aufdrücken, den zu entfernen ganze Zeitalter unanfechtbarer Redlichkeit erforderlich seien" („Historical Essay on Scottish Song," 63).

Auf alle Fälle verhinderte Ritson, daß Pinkerton die schottische Dichtung weiterhin mit falschen Blüten bereicherte. Der Brief in „Gentleman's Magazine" muß keine leichte Strafe gewesen sein, er schnitt jede Hoffnung nach dieser Richtung ab. Pinkerton behauptete, die Ballade von „Hardyknute" „in ihrer ursprünglichen Vollkommenheit" gegeben zu haben; sie war „entschieden das vornehmste Erzeugnis dieser Art, das je der Welt geschenkt wurde". Die ergänzten Strophen verdankte er „dem Gedächtnis einer Dame in Lanarkshire".

In Wirklichkeit war „Hardyknute" nicht älteren Datums wie 1719, als sie zuerst in einem Kleinfolioband als Fragment in Edinburgh erschien. In der Vorrede zu seinen 1786 erschienenen „Ancient Scottish Poems" erklärt Pinkerton, daß er wirklich an das Alter des ersten Teils der Ballade geglaubt habe; wegen des zweiten Teils „muß sich der Herausgeber jetzt als schuldig bekennen" und bat um die Verzeihung seiner Freunde und des Publikums.

Mit Bezug auf andere Balladen in Pinkertons Sammlung, die Ritson als Fälschungen bezeichnet hatte, wie „The Laird of Woodhouselie", „Lord Livingstone", „Binnorie", „The Death of Monteith" und „I wish I were where Helen lies", die angeblich alle aus Überlieferungen stammten, schrieb der wirkliche und damals jugendliche Verfasser folgendes: „Da der Herausgeber dieser Bände einmal beim Beichten ist, so darf er nicht vergessen, zu erwähnen, daß im ersten Bande außer dem zweiten Teil von „Hardyknute" auch Nr. 16, „The Laird of Woodhouselie" und Nr. 17, „Lord Livingstone", von ihm geschrieben sind, von beiden hatte er jedoch einige überlieferte Zeilen. Nr. 13, „Binnorie" ist halb überliefert, halb vom Herausgeber, obwohl er jetzt selbst nicht mehr die Zeilen unterscheiden könnte. Nr. 19, „Death of Monteith" ist gänzlich vom Herausgeber ohne jedwede Benützung einer Überlieferung.... Nr. 21, „I wish I were where Helen lies" gehört ganz dem Herausgeber zu, ausgenommen die drei ersten Zeilen, die er von einer Dame vortragen hörte."

Ritson war daher vollkommen berechtigt, zu sagen, daß „die vorsätzliche systematische Fälschung" der hervorstechendste Zug dieses kleinen Bandes von „Tragic Ballads" war, der das Ganze durchdrang. Er sagte dies 1794, als er

zwei Bändchen selbst gesammelter „Scottish Songs“ herausgab. Inzwischen hatte Pinkerton, der zur Bemäntelung seiner früheren Täuschung seine Jugend und den Wunsch, dem Publikum zu gefallen, vorschützte, 1786 seine zwei Bände von „Ancient Scottish Poems“ aus den Manuskriptsammlungen Sir Richard Maitlands in der Pepysschen Bibliothek zu Cambridge herausgebracht. Es ist kaum verwunderlich, daß diese zweite Veröffentlichung viel Verdacht erregte und daß Pinkertons eingehender Bericht über die Maitlandhandschriften von einigen als Erdichtung angesehen wurde. In seinem „Biographical Dictionary of Eminent Scotchmen“ erklärte Chambers, daß „diese Fälschung eine der kühnsten in den Annalen der Nachahmung war”. Diese Beschuldigung war jedoch nicht gerechtfertigt; Pinkerton behandelte diesmal das lesende Publikum ehrlich und die fraglichen Manuskripte können noch bis auf diesen Tag in Cambridge eingesehen werden.

Pinkerton konnte aber einige Rache an Ritson nehmen, als letzterer 1794 seine Sammlung schottischer Lieder herausgab, denn in der Zeitschrift „Scots“ machte er sich ausgiebig das Vorrecht des Mannes zunutze, dessen Gegner die Unbedachtsamkeit gehabt hat, ein Buch zu schreiben. Das Urteil der Nachwelt neigt sich jedoch auf die Seite Ritsons, denn ohne seinen Scharfsinn und ohne sein Dazwischentreten hätte der jüngere Autor versucht sein können, noch weitere und umfangreichere Versuche mit der öffentlichen Leichtgläubigkeit anzustellen. Ritson war es auch, der das schließliche Eingeständnis der Täuschung herauslockte, dem die Sache der Reinheit der Literatur für seine Entlarvung eines schamlosen Betrugsversuchs und für seine rechtzeitige und heilsame Züchtigung des Betrügers immer dankbar sein muß.

Der große Meister der Balladenkunde, Sir Walter Scott, hatte keine Sympathie für die edle Entrüstung Ritsons gegen Balladenfälscher. Er schrieb im April 1830: „Es liegt kein geringer Grad von Heuchelei in den heftigen Schmähungen, mit denen Betrüger dieser Art angefallen werden. Wenn ein junger Autor ein schönes Gedicht unter der Maske des Altertums in Umlauf zu bringen wünscht, so wird das Publikum durch den Beitrag sicher mehr bereichert, als durch den Betrug geschädigt.“ Er fügt hinzu, daß „es kaum gelingen dürfte,

diejenigen zu täuschen, welche diesen Zweig der Literatur zu ihrem besonderen Studium gewählt haben". Aber die Fälschung einer Ballade „kann nicht ganz ehrenwert sein, wenn sie sich auf Betrug stützen muß" („Border Minstrelsy", 1833, I., 16, 17).

Wie später berichtet wird, war Sir Walter Scott selbst durch einige Balladen angeführt worden, die Surtees von Mainsforth gefälscht hatte. Wäre er aber nicht getäuscht worden, so hätte er nur gelacht, obwohl der Anteil Surtees' an der Sache „kaum ein ehrenhafter war". Scott war vor allem Liebhaber der Dichtung selbst, die Altertümelei beeinflußte seine Neigungen erst in zweiter Linie. Es geht die Sage von einem Romanschriftsteller, der einen Geistlichen zu überreden wußte, einen frommen Roman von ihm anzukündigen, und da er eine leichtherzige Seele war, ausrief: „Ich habe den alten Knaben gleich beim ersten Schuß angeführt". Wurde Sir Walter Scott als Balladensammler auch gleich beim erstenmal von James Hogg, dem Ettricker Schäfer, angeführt? War die Ballade „Auld Maitland", die Scott nach mündlichem Vortrag nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe seiner „Border Minstrelsy" (im Frühjahr 1802) erlangte, von James Hogg ausgesonnen? „Ein Streich war für Hogg, was der Atem für das Leben ist", sagt Lockhart, spielte aber Hogg 1802 Scott mit „Auld Maitland" einen Streich? Ist die Ballade eine Fälschung?

Wir müssen hier auf einige Einzelheiten eingehen. Professor Child druckt „Auld Maitland" in seiner großen Balladensammlung nicht mit ab. In der kleinen früheren Ausgabe von 1861 ist er „geneigt, mit Ayrtoun übereinzustimmen, daß diese Ballade eine moderne Nachahmung oder, wenn nicht, eine verhältnismäßig neue Dichtung ist". Eigentümlicherweise gibt Scott zwei verschiedene Berichte über seine Erwerbung der Ballade. In einem Schreiben an Ellis aus dem Herbst 1802 sagt er, daß er und Leyden sehr überrascht waren, als uns „die Ballade dargeboten wurde, die der Rezitation eines alten Schäfers von einem Farmer nachgeschrieben worden war", der fast sicher Will Laidlaw, später Scotts Freund, Verwalter und literarischer Gehilfe war (Lockhart, Scott, II., 99, 100). In „Border Minstrelsy" sagt Scott, daß die Ballade „der Rezitation der Mutter von James Hogg nachgeschrieben ist, die

sie mit großer Lebhaftigkeit singt oder vielmehr dehnend herleiert. Sie lernte die Ballade von einem blinden Mann, der im hohen Alter von neunzig Jahren starb". Hoggs „Lines to Sir W. Scott" geben eine lebhafte Schilderung der Wirkung der Rezitation seiner Mutter auf den Dichter:

„When Maitland's song first met your ear,
How the furled visage up did clear,
Beaming delight! though now a shade
Of doubt would darken into dread
That some unskilled presumptious arm
Had marred tradition's mighty charm.

Scarce grew thy lurking dread the less,
Till she, the ancient minstreless,
With fervid voice, and kindling eye,
And withered arms waving on high,
Sang forth these words in eldritch shriek,
While tears stood on thy nut-brown cheek —

‚Na, we are nane o' the lads o' France,
Nor e'er pretend to be;
We be three lads of fair Scotland,
Auld Maitland's sons, a' three!'

Thy fist made all the table ring —
‚By —, sir, but that is the thing'."

Nun scheint der blinde Mann entweder der Schäfer gewesen zu sein, nach dessen Rezitation der Farmer eine Niederschrift genommen hatte, oder, was wahrscheinlicher ist, der Schäfer gehörte zum Clan Laidlaws und war Will von Phauhope, ein Onkel Hoggs, der sich zum Mißbehagen seines Neffen von den Gesängen der Minstrels abwandte und den Werken der ersten Führer der Sezession wie des Rev. Ralph Erskine zukehrte („Letters of Sir Walter Scott, I., 12, 13). Hoggs Bericht in „Domestic Manners of Sir Walter Scott" (1838) lautet dahin, daß seine Mutter Scott die Ballade rezitierte und daß die Originalquelle, soweit er davon wußte, Auld Barbara Maitland, die Haushälterin des „ersten Lairds von Tushielaw" war. Sie muß den ersten der Anderson Lairds gemeint haben, der den alten schottischen Lairds von Tushielaw folgte. Es scheint

also, daß der alte Schäfer und auch Mrs. Hogg die Ballade kannten; es ist höchst unwahrscheinlich, daß James Hogg sie zuerst fälschte und die lange Ballade dann von alten Leuten auswendig lernen ließ „in der Absicht, zu betrügen“. Die Ballade handelt von „Maitland upon auld bierd grey“, der durch Gawain Douglas (um 1510—1520) in einem Verzeichnis romantischer Helden gefeiert wird. In den Maitlandmanuskripten von etwa 1570 werden Auld Sir Richard Maitland,

his auld baird grey
And to his noble sonnes three,

und die drei Söhne, die Helden der Ballade und Feinde des Königs Eduard von England, erwähnt. Hogg schrieb an Scott, daß die Ballade keine Fälschung sei; „das Gegenteil kann durch die meisten alten Leute in dieser Gegend bewiesen werden, die einen großen Teil davon auswendig können“.

In den Maitlandmanuskripten finden sich genügende Beweise dafür, daß 1570—1580 Auld Maitland und seine drei Söhne berühmte Charaktere alter Romantik waren. Hogg konnte nur aus den Manuskripten selbst oder aus Pinkertons Version derselben in seinen „Ancient Scottish Poems“ von 1792 die Grundbestandteile der Ballade gekannt haben. Da er freien Zugang zu den Bücherbrettern William Laidlaws hatte und Abonnent der Bibliothek in Peebles war, so ist es möglich, daß er auf diese Weise mit Pinkertons Nachbildungen dieser alten Gedichte bekannt wurde.

Hogg nahm deshalb, wenn er der Fälscher war, Pinkertons Ausgabe der Maitlandmanuskripte als Unterlage der Ballade und fügte in Klammern noch vier eigene Zeilen zu, um den Sinn zweier halbvergessener Verse zu ergänzen, eine sinnreiche Art der Täuschung, die sich auch Surtees aneignete. Er setzte verschiedene alte Wörter wie „sowies“, „springalds“ (von dem Vortragenden „spring walls“ ausgesprochen) und „portcullize“ ein und fügte wahrscheinlich auch eine Bemerkung über verschiedene Lesarten von „einigen Vortragenden“ bei. Wenn Scott diese Bemerkung schrieb, hätte er „mehrere“ Vortragende gehört. Die veralteten Wörter Hoggs kann man in Blind Harry’s Gedicht von „Wallace“ finden, das bei den schottischen Bauern sehr beliebt war.

So unangemessen damals, im Jahre 1802, auch die Arglist Hoggs und seine Unbekanntschaft mit der Literatur war, so fälschte er doch die Ballade und überredete alte Leute, sie auswendig zu lernen und vorzutragen. Der ganze Kunstgriff scheint unmöglich und die Kenntnis der Ballade bei alten Leuten scheint nur anzudeuten, daß sie ein traditioneller Überrest vielleicht aus dem sechzehnten Jahrhundert ist, als Auld Maitland und seine drei Söhne, wie wir wissen, sehr bekannte Helden der Romantik oder Poesie waren. Wir fügen hinzu, daß sich Hogg niemals rühmte, mit dieser Ballade „den Shirra (Grafschaftsrichter) zu foppen", selbst nachdem er tot war. Er erzählte dieselbe Geschichte von der Rezitation des Stückes durch seine Mutter noch immer in seinen „Domestic Manners of Sir Walter Scott". Als aber der Schäfer Jeffrey mit einem gefälschten jakobitischen Gesang angeführt hatte, krähte er laut wie der Hahn in seiner Freude. Aus diesen Gründen scheint es, daß Professor Child zu skeptisch war, als er „Auld Maitland" gänzlich verwarf. Die alte Barbara Maitland, die Hogg als die Quelle seiner Mutter bezeichnete, kann sehr wohl eine Ballade über die Ruhmestaten ihrer Familie gekannt haben.

Im Fälschen von Balladen stand Pinkerton keineswegs allein da. Auffallend war in dieser Beziehung der von Robert Surtees, dem berühmten Altertumsforscher und Geschichtsschreiber der Grafschaft Durham, gegen Walter Scott verübte Betrug. Surtees führte Scott nicht nur mit drei als antik ausgegebenen Balladen seiner eigenen Komposition an, sondern duldete es auch, daß dieselben mit einem erdichteten Bericht über ihren Ursprung in Scotts „Minstrelsy of the Scottish Border" aufgenommen wurden, während Scott bis zu seinem Tode von ihm über diesen Betrug unaufgeklärt gelassen wurde.

Die Ballade „Death of Featherstonhaugh", die angeblich über ein Ereignis in den Clanfehden der Ridleys und Featherstones berichtet, wurde für eine „alte northumbrische Ballade" ausgegeben. Der Romanschreiber erzählt uns in seiner Unschuld, daß „sie nach der Rezitation einer achtzig Jahre alten Frau niedergeschrieben wurde, welche die Mutter eines Bergarbeiters in Alston-Moor war. Niedergeschrieben wurde die Ballade von dem Aufseher der dortigen Bleigruben, der sie

meinem Freunde, R. Surtees, Esq. von Mainsforth, mitteilte, Die Frau hätte sie, wie sie sagte, seit vielen Jahren nicht gehört; als sie aber noch ein Mädchen war, wäre sie bei Lustbarkeiten gesungen wurden, bis das Dach widerhallte.“

Scott hegte niemals einen Verdacht gegen diese alten Frauen seines Freundes Surtees. Dann war noch eine andere alte Frau, Anna Douglas, die in Surtees' Garten jätete, und ihm das „schöne Fragment“ genannt „Bartram's Dirge“ lieferte. In diesem Falle hatte der wirkliche Dichter zwischen Klammern verschiedene Worte und Zeilen eingefügt, wie er vorgab, zur Ergänzung unvollständiger Strophen; er lenkte dadurch natürlich jeden Verdacht ab, daß alle acht Strophen des Gedichts vollständig von ihm selbst herrührten. Konnte es einen verschmitzteren Betrug geben?

Noch ein drittes Lied „Lord Ewrie“, ebenfalls mit acht Strophen, wurde von Sir Walter Scott seiner Sammlung einverleibt. Es war, wie er sagt, „von meinem zuvorkommenden Freund Robert Surtees, Esq. von Mainsforth, nach der Rezitation von Rose Smith von Bishop Middleham niedergeschrieben worden. Diese Frau war über 91 Jahre alt, der Vater und zwei Brüder ihres Mannes wurden in dem Gefecht von 1715 getötet“. Hier war aber wieder Surtees die alte Frau selbst, er war der alleinige Verfasser des Gedichts. Einem Manne wie Surtees, zu dessen Ehren die Surtees Society gegründet wurde, darf ohne Zweifel manches vergeben werden, wie ja auch Scott den gegen ihn verübten Betrug, dessen gutmütiges Opfer er geworden war, möglicherweise entschuldigt hätte. Die Auffassung Surtees' von den Pflichten der Freundschaft berührt jedoch etwas sonderbar.

Die Leichtigkeit, mit welcher Scott in diesen drei Fällen getäuscht worden war, läßt sehr ernste Bedenken über seine Zuverlässigkeit als Berater hinsichtlich des Alters anderer in seiner „Minstrelsy“ gesammelter Balladen entstehen. In keinem Zweige der Literatur hat die Fälschung ein leichteres Feld gefunden als auf dem Gebiete der alten Balladen: das Vergnügen und die Leichtigkeit, die Gelehrten täuschen zu können, war zweifellos der Hauptgrund dazu. So war Lady Wardlaw 1719 die wirkliche Verfasserin der berühmten Ballade „Hardyknute“, die angeblich auf alte Papierfetzen geschrieben von

ihr aufgefunden wurde. Die Hand dieser Dame ist übrigens auch in verschiedenen anderen für alt geltenden Balladen vermutet worden.

Im neunzehnten Jahrhundert „freute sich“ der Rev. R. S. Hawker darüber, daß seine Ballade „Sir Beville“ in eine Sammlung alter Balladen aufgenommen wurde. Seine Ballade „Trelawney“ dagegen wurde nicht nur von Scott, Macaulay und Dickens für echt gehalten, sondern 1846 auch in Mr. Dixons „Ancient Poems, Ballads, Songs of the Peasantry of England, taken down from Oral Tradition“ abgedruckt, und 1832 von der Percy Society veröffentlicht, obwohl sich Hawker 1825 als ihr Verfasser offen bekannt hatte!

Wenn schon die Surteesfälschungen einen schlechten Eindruck machen, so bietet der 1809 von Allan Cunningham an Mr. Cromek verübte Betrug einen Fall noch schlimmerer Fälschung, aber auch besserer Dichtung. Cromek reiste in diesem Jahr teilweise mit der Absicht, Material zu einer künftigen Sammlung schottischer Gesänge zu erlangen, in Dumfriesshire und hatte das Glück, wie er annahm, die Bekanntschaft von Allan Cunningham zu machen, der 25 Jahre alt und Steinmetz war, achtzehn Schilling in der Woche verdiente und die Dichtung des Bezirks gut kannte. Als Cromek auf den Gedanken kam, einen Band alter Gesänge der Bauern herauszubringen, unternahm es Allan, in Nithsdale und Galloway alles zu sammeln, was er auftreiben konnte. In angemessener Reihenfolge sandte nun Cunningham verschiedene „alte Balladen“ an Cromek, der inzwischen nach London zurückgekehrt war: zuerst die Ballade „She's gane to dwall in Heaven“, dann „Bonnie Lady Anne“.

Von der ersten Ballade war Cromek höchlich entzückt; er erklärte ihrem wirklichen Verfasser in einem Briefe vom 27. Oktober 1809, daß er „im ganzen Bereich des schottischen Liedes nichts Rührenderes, nichts einfach Pathetischeres kannte“. Aber eine scharfe Kritik begleitete dieses Lob doch. Konnte die Ballade mehr wie neunzig Jahre alt sein? In alten Balladen gab es keine solchen abstrakten Ideen wie „gudeness“, noch zusammengesetzte Beiwörter wie „death-cold“. Das Beiwort „fell“ muß durch die Unwissenheit des Rezitators in die Ballade geraten sein; es müßte daraus entfernt und seine Entfernung nicht erwähnt werden. Trotz dieser Fehler hatte aber Cromek

die Verse seiner alten Mutter, seiner Frau, seiner Schwester und Familie vorgelesen, bis ihnen allen das Herz blutete.

In den „Remains of Nithsdale and Galloway Song“, die Cromek zusammen mit Cunningham im folgenden Jahr (1810) herausgab, wird angegeben, daß die Ballade „etwa zur Zeit der Reformation“ entstanden ist. Sie besingt die Tochter des Lairds Maxwell von Cawhill an den Ufern des Nith, die von den Bauern „die Lilie von Nithsdale“ genannt wurde und mit neunzehn Jahren starb. Cromek mag dies geglaubt haben und erwartete nun, daß es das britische Publikum ebenfalls glaubte.

Noch merkwürdiger ist die Geschichte des Ursprungs der in demselben Bande enthaltenen Ballade „Bonnie Lady Anne“. Sie wurde angeblich vor dreißig Jahren von einer Dame nach Nithsdale gebracht, die geistesgestört war und von einigen auf ihr Wort folgenden Schafen begleitet in der Gegend umherirrte. Sie war freundlich und liebenswürdig und legte sich nachts unter einen Baum, ihre Schafe um sie her. Diese Schafe waren zu ihr wie Kinder, aßen von ihrem Brot und tranken von ihrer Schale. Sie sang dieses Lied gewöhnlich ungerührt, bis sie an den letzten Vers kam und dann in Tränen ausbrach. Der alte Baum, unter dem sie gewöhnlich saß, ist umgehauen worden; aber als er noch stand, erwiesen ihm die Schulkinder gewissermaßen religiöse Verehrung und an schönen Sonntagabenden saßen die alten Frauen des Ortes dort und lasen in ihrer Bibel, während die jungen Knaben und Mädchen ihre Psalmen lernten und „dann voll sanfter, gehobener religiöser Stimmung nach Hause gingen“.

Cunningham, den Sir Walter Scott später den „ehrlichen Allan“ nannte, hatte in der Tat eine äußerst umständliche Einbildungskraft. Cunningham erhob den Anspruch, mit Ausnahme zweier Stückchen der alleinige Verfasser der ganzen „Remains, sowohl Dichtung wie Prosa“, zu sein; sie sind also wahrscheinlich so vollkommen gefälscht wie sonst etwas in der englischen Sprache. Der Band enthält auch ein Gedicht: „We were Sisters, we were Seven“, von dem uns Cunningham erzählt, daß es „nach der Rezitation einer über neunzig Jahre alten Bauernfrau von Galloway niedergeschrieben wurde“. Es war eines von „einer beträchtlichen Anzahl“ von Dichtungen, die derselben alten Frau nachgeschrieben waren, „offenbar

sämtlich Erzeugnisse einer sehr entlegenen Zeit“, das heißt des Jahres 1810. Cunningham war wohl berechtigt, seinem Bruder gegenüber groß zu tun, wenn er ihm am 10. September 1810 schrieb: „Ich könnte eine ganze Generalversammlung von Altertumsforschern mit meiner originellen Weise, Balladen zu schreiben und zu fälschen, anführen.“ In einem andern Brief vom 29. Dezember 1810 an denselben Bruder macht er folgende interessante Bemerkungen über die „Remains“: „Da diese Gesänge und Balladen geschrieben wurden, um sie dem Lande als Reliquien früherer Jahre aufzuhängen, so war ich genötigt, meine Zuflucht zu gelegentlicher Roheit, Strenge und Nachlässigkeit zu nehmen, damit sie den Anschein wirklich echter Beispiele alter Lieder und Balladen machen konnten.“ Oh! Ehrlicher Allan! Als du zum erstenmal nach London gingst, warst du so blöde, daß du eine bekannte Lüge wirklich nicht öfter wie drei- oder viermal täglich äußern konntest, du hast einen hohen Rang in der Armee der literarischen Betrüger erklommen!

Wenn Cunningham jedoch fälschte, so tat er es mit großer Geschicklichkeit und derselbe Pfad, der Chatterton zur Verzweiflung führte, führte Cunningham zum Erfolg. Als die „Remains“ erschienen, errangen sie einen unmittelbaren Erfolg, wenn auch die meisten Kritiker den Betrug entdeckt zu haben schienen. Ein einziges gebundenes Exemplar des Buches soll alles gewesen sein, was auf Cunninghams Anteil daran fiel, der doch beinahe das Ganze, Balladen, Einleitung und Anmerkungen, geschrieben hatte, während Cromek nur der Herausgeber oder Verleger war. Cromek starb im März 1812, etwa fünfzehn Monate nach dem Erscheinen der „Remains“; es wird vermutet, daß er bis zuletzt an die Echtheit der Balladen geglaubt hat. Das ist aber schwerlich anzunehmen. In einem undatierten Brief an Cunningham fragt Cromek nach den Namen der Dichter in Nithsdale und Galloway; aber er kann schwerlich nach, wenn nicht schon vor dem Erscheinen nicht gewußt haben, daß der einzige in Betracht kommende Dichter Cunningham selbst war. Seinem Andenken darf der Anspruch auf die Wohltat des Zweifels zugesprochen werden, aber weder die Vortrefflichkeit der von Cunningham als alt hergestellten Balladen, noch die Vorzüge und der Erfolg seiner späteren Arbeit-

können Cunningham von der Schuld eines groben und grausamen Betrugs befreien, den er an einem auf seine Rechtschaffenheit bauenden Manne verübte.

Sogar Motherwell, der Verfasser des ausgezeichneten Werkes: „Minstrelsy: Ancient and Modern“ (1827) entschlüpfte nicht ganz einer Versuchung, der Pinkerton, Surtees und Cunningham unterlagen.

Das Reiterlied, das anfängt:

A steed, a steed of matchless speede,
A sword of metal keene,

wurde angeblich „von alter Hand in ein Exemplar von Lovelaces „Lucasta“, London 1679, geschrieben“ aufgefunden, während in Wirklichkeit Motherwell der Verfasser desselben war.

Wenn derartiger literarischer Betrug im achtzehnten Jahrhundert so leicht und anziehend war, wie viel leichter muß er erst in früheren Jahrhunderten gewesen sein, als die Erfahrung der Kritik noch nicht die Gewohnheit des Argwohns beigebracht hatte. Was soll man z. B. von den Versen, betitelt: „Majesty in Misery“ denken, die angeblich Karl I. während seiner Gefangenschaft in Carisbrooke gedichtet hat? War er wirklich ihr Verfasser? Die Beweise dafür sind bei weitem ungenügend. Burnet druckt sie in seinen „Memoirs of James and William, Dukes of Hamilton“ (1673) zuerst ab und verließ sich dabei auf die Autorität „eines sehr würdigen Herrn, der die Ehre hatte, ihn (den König) dort zu bedienen und großes Vertrauen bei ihm genoß“. Dieser ungenannte Herr schrieb die Verse vom Original ab und verbürgte sich für die Wahrheit der Abschrift (433). Wozu dann aber die Verheimlichung des Namens, wenn dieser Herr so ehrenwert war, wie er geschildert wird? Man kann nur befürchten, daß er nicht mehr stoffliches Dasein besaß als jene sehr alten Frauen, auf die sich Surtees und Cunningham verließen, um die Leichtgläubigen betrügen zu können.

Wenn jemand erfolgreich eine Ballade gefälscht haben könnte, so wäre es Sir Walter Scott selbst gewesen. Seine Ballade von „Elspeth of the Burnfoot“ scheint zu gut, um nicht antik zu sein. Es kann schwerlich bezweifelt werden, daß Scott in „Kinmont Willie“ und „Jamie Telfer“ die vier oder fünf

begeisterndsten Verse schrieb, die über die Schwäche der Texte, wie sie an ihn gelangt waren, hinweghelfen mußten. Beinahe jeder Leser kann hie und da die Hand des Meisters entdecken. Das Geschäft des Fälschers ist es, nicht zu poetisch zu sein, ein Zuviel von altmodischen Wörtern zu vermeiden und das richtige Maß von Geist in der Erzählung beizubehalten. Wenn es jemand gestattet wäre, hinsichtlich der Quelle seiner Fälschung tüchtig zu lügen, und sich zur Niederschrift eines tüchtigen Kalligraphen für alte Schriftzüge zu bedienen, der als Papier alte gelbe Vorsatzblätter verwendet und die Tinte durch wohlbekannte Verfahren braun macht, so könnte er sogar heute noch die Sachverständigen täuschen.

XVI.

Sonstige Fälschungen.

Bei dem großen Raum, den die Fälschung in der Literatur einnimmt, ist es unvermeidlich, daß in einem Überblick manche Fälle literarischen Betrugs nicht berücksichtigt werden können. Die Darstellung kann nur zusammenfassend, aber nicht erschöpfend sein; sie muß sich auf Typen und Illustrationen beschränken und nicht einen bloßen Katalog von Einzelfällen darbieten. Die Weglassung verschiedener wohlbekannter Blüten künstlicher Literatur muß ihre Entschuldigung in dieser Erwägung finden; der Gegenstand gleicht eher einem impressionistischen Gemälde als einer mit Einzelheiten überladenen Leinwand.

Es müssen jedoch noch einige Fälle literarischer Kunstfertigkeit betrachtet werden, ohne deren Kenntnis man sich nur eine unvollständige Vorstellung von dem allumfassenden Genie des Fälschers bilden kann. Es wird daraus zu ersehen sein, daß es keine Provinz der intellektuellen Welt gibt, in die er nicht eingefallen ist, daß keine Stellung so hervorragend ist, daß er nicht vor dem Versuch zurückgeschreckt wäre, sie selbst einzunehmen. Seine Gewandtheit und Kühnheit ver-

dienen oder fordern sogar den Lohn einer widerwilligen Bewunderung.

In denjenigen Teil des literarischen Ackers, auf dem die reiche Ernte der Werke der Einbildungskraft wachsen soll, hat der Fälscher emsig sein Unkraut gesät und die Namen hervorragender Romanschriftsteller sind von einigen literarischen Abenteurern entlehnt worden. Man könnte erwarten, daß solche Namen erst entlehnt wurden, als ihre berechtigten Träger nicht mehr am Leben waren, um den Betrug aufzudecken; einige Freibeuter waren aber so kühn, sich diese Freiheit mit dem Namen eines Verfassers schon zu dessen Lebzeiten herauszunehmen.

Dazu gehört Georg Wilh. Heinr. Häring, der unter dem Pseudonym Willibald Alexis ein hervorragender Romanschriftsteller in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wurde. Er begann seine Laufbahn als Schriftsteller nicht gerade sehr rühmlich, als er 1824 im Alter von 26 Jahren den Roman „Walladmor“ herausgab. Derselbe erschien als freie Übersetzung eines Scottschen Romans und wurde im nächsten Jahr in London ebenso frei aus dem Deutschen ins Englische zurückübersetzt.

Dem dritten Bande dieses Romans hatte Häring eine Widmung an Sir Walter Scott vorangestellt, in der er sich über die Schwierigkeit beklagte, die er damit gehabt hätte, daß er die englischen Bogen naß, wie sie aus der Edinburgher Presse kamen, ohne Rücksicht auf Sinn und Zusammenhang übersetzen mußte. Er fuhr dann fort: „Die Welt zweifelt daran, daß der Roman wirklich von Ihnen ist .... Ich erwarte von Ihrer Güte, Sir Walter Scott, daß Sie mir mit nächster Post einige Zeilen zukommen lassen werden, mit denen die Echtheit von „Walladmor“ festgestellt wird.“

Das durch diesen kühnen Streich getäuschte deutsche Publikum riß sich förmlich um diesen für unzweifelhaft echt gehaltenen Roman. Der Erfolg war so groß, daß Häring drei Jahre später (1827) ein zweites Attentat auf die Gutgläubigkeit seiner Landsleute machte, indem er einen anderen angeblich Scottschen Roman „Schloß Avalon“ herausgab. In der Vorrede zu demselben beklagte sich Häring über den Stumpfsinn von Leuten, die nicht imstande waren, in „Wallad-

mor“ einen satirischen Angriff auf die damals herrschende Vorliebe für Scotts Werke zu erblicken; Julian Schmidt läßt in seiner „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod“ (III., 261) diese Ausrede bis zu einem gewissen Grade gelten und führt aus, daß „Walladmor“ sich nur zu einer absichtlichen Nachahmung gestaltete, nachdem er mit einer lediglich satirischen Absicht begonnen hatte. Es wurde aber kein Versuch unternommen, es den deutschen Lesern klar zu machen, daß sie mit einer Spottschrift auf Scott und nicht mit Scott selbst bewirtet werden sollten, was wirklich ein großer Unterschied ist. Häring war so glücklich, einen Leserkreis zu finden, der entweder leicht vergeßlich oder leicht versöhnlich war.

Die gelungensten Versuche, Scott nachzuahmen, wurden jedoch in Frankreich gemacht. Quérard schreibt den MM. Callet und Pagnon zwei Romane zu, die als von Scott stammend in Paris, je in zwei Bänden, herauskamen: „Allan Cameron“ (1832) und „Aymé Verd“ (1842). 1844 stellte Charles J. David, ein Sohn des berühmten französischen Malers, „La Pythie des Highlands“, zwei Bände, als ein Werk Scotts vor. David war 1783 geboren, später Lehrer des Griechischen zu Chios, dann zu Smyrna, schließlich von 1831—1840 Professor der griechischen Literatur zu Paris. In dieser unwahrscheinlichen Geschichte wird erzählt, wie sich die Pythia des Hochlands, die halbverrückte, halbbegeisterte Mac-Maggy als eine Gräfin von Forfar herausstellt und es durch ihren Einfluß bei den Hochländern dahin bringt, daß sie 1745 zur Unterstützung des Prinzen Karl Eduard aufständig werden. Ihr Charakter wie derjenige von Sir James Gregory, des Grafschaftsvorstehers von Ersnorth, sind sehr gewandt nach Scotts Weise gezeichnet; auch verrät die ganze Atmosphäre des Anschlags Scottschen Geist. Man darf aber schwerlich annehmen, daß Scott von einem aufgescheuchten Waldhuhn gesagt haben würde, daß es dreihundert Fuß hoch „senkrecht wie ein Pfeil“ in die Luft emporschoß und aus dieser Höhe mit einem Schuß heruntergeholt wurde (I., 209). Scott würde ein Waldhuhn niemals beschuldigt haben, daß es wie eine Lerche in die Luft emporschwebte.

Die Geschichte des Romans war fein erdacht. Der Abbe de la Rue sammelte seit fünfzig Jahren alte normannische

Balladen, war zur Zeit der französischen Revolution nach England gegangen und hatte hier die Bekanntschaft Scotts gemacht, mit dem er eine ununterbrochene Korrespondenz unterhielt. Als er starb (1839), fand man unter einem großen Haufen von Papieren diesen Roman mit einem Widmungsbrief von Scott vom 1. Dezember 1831. Scott beschreibt, wie er mit offenem Mund und gespitzten Ohren zuhörte, als der Abbé einige alte Balladen vortrug; wie er diese Bruchstücke aus dem Gedächtnis auf einen Bogen Papier schrieb, und als Kapitelaufschriften hinsetzte; wie diese Kapitel allmählich zu einem Bande anschwollen; wie er Bedenken trug, denselben drucken zu lassen, als er von Ballantyne dazu gedrängt wurde und ihn daher dem Abbé sandte, da er nicht die Absicht habe, ihn eher herauszugeben, als bis das von dem Abbé beabsichtigte Werk über normannische Minstrelsy zuvor erschienen wäre, was nicht vor 1834, zwei Jahre nach Scotts Tode geschah. Diesem dreibändigen Werke: „Les Bardes Normands et Anglo-Normands“ entnahm David tatsächlich alle Überschriften seiner zwanzig Kapitel zu einer Zeit, zu welcher es für Scott und für den Abbé nicht mehr möglich war, ihre gegenseitige Verknüpfung nicht gutzuheißen.

Im Jahr 1845 ließ David einen andern Roman erscheinen, der angeblich von Scott ebenfalls nicht herausgegeben worden war, nämlich „Le Proscrit des Hébrides“. Darin wird beschrieben, wie die wundervolle Mac-Maggy nach der Schlacht bei Culloden das Entkommen Karl Eduards bewerkstelligte, auf dessen Kopf lebend oder tot dreißigtausend Pfund Sterling gesetzt worden waren und wie der Gegenstand ihrer treuen Ergebenheit nach wunderbaren Abenteuern auf einem Schiffe von den Ufern Schottlands entschlüpfte. Zu diesem Roman war weder von ihrem wirklichen Verfasser noch von Scott eine Vorrede verstattet.

Mehr Satire oder Parodie als Fälschung war J. K. Pauldings „Lay of the Scottish Fiddle; A Tale of Havre de Grâce“, Supposed to be written by Walter Scott, Esq., das in New York erschien. Der Herausgeber ging aber mit seinen Ansprüchen in der Vorrede noch weiter als auf dem Titel. Das Gedicht war ihm von einem Freunde in Edinburgh zugeschickt worden, wo es „allgemein Scott zugeschrieben wurde“. Nach den glän-

zenden Taten der Flotte des Admirals Cockburn im englisch-amerikanischen Kriege von 1814 hatte ein Buchhändler Scott aufgefordert, dieselben in einem Gedicht zu verherrlichen, was dieser zwischen einem Montag und Sonnabend auch getan hatte. Trotzdem wollte sich der Herausgeber nicht für die Echtheit des Gedichts verbürgen, obwohl er innere Beweise dafür beibrachte.

Vielleicht der interessanteste aller Versuche, auf Scotts Namen Geschäfte zu betreiben, war wohl der mit dem Namen von E. de Saint-Maurice Cabany, Generaldirektor der Gesellschaft der französischen Archivare, verknüpfte. Cabany überraschte die literarische Welt 1855 mit einem neuentdeckten Roman Scotts, der den Titel führte: „Moredun: A Tale of the 1210". Die Firma Sampson Low in London, die das Werk in England herausbrachte, leistete Gewähr wegen ihres Glaubens an die Redlichkeit des Franzosen, während die völlige Unwahrscheinlichkeit der Geschichte sie an sich hätte glaubhaft erscheinen lassen können.

Ein überspannter deutscher Kaufmann in Paris (dessen Name nicht einmal angegeben ist), schuldete Cabany 1825 für irgendwelche literarische Beihilfe Dank und vermachte ihm bei seinem 1831 erfolgten Tode ein einfaches Schreibpult, da ihm der Verfall seines Vermögens kein reicheres Geschenk gestattete. Dieses Pult gelangte aber erst im September 1854 in Cabanys Besitz; Witwe und Tochter des Kaufmanns hatten es von Paris mit fortschaffen lassen; da sie demselben nur einen geringen Wert beimaßen, so wollten sie es Cabany schicken, wenn der gelegentliche Besuch eines Verwandten in Paris die frachtfreie Beförderung dahin gestattete. In diesem Pult befanden sich einige royalistische Schriften, das Manuskript von „Moredun" und ein Brief von W. S. (Walter Scott) an W. S. (William Spenser) vom 4. November 1826: aus Scotts Tagebuch läßt sich erweisen, daß Spenser mit Scott an dem Tage vor dem angegebenen Datum im Hotel Windsor in Paris gefrühstückt hatte.

Das dem gedruckten Roman beigegebene Faksimile dieses Briefes zeigt eine große Ähnlichkeit mit der Handschrift Scotts. George Huntly Gordon, der 34 Bände der von Scott anonym veröffentlichten Romane abgeschrieben hatte, hatte zwar an

einigen Buchstaben etwas auszusetzen, aber es ist kein Zweifel, daß sowohl der Brief vom 4. November als auch die drei Bände des Pultromanes, wenn nicht von Scotts Hand selbst, so doch seiner Handschrift äußerst genau nachgeahmt sind.

Diesem Brief zufolge hatte Scott das Manuskript von „Moredun“ früher seiner Tochter Anna geschenkt, sie aber überredet, es seinem Freunde Spenser (dem Verfasser von „The Grave of Gelert“ und andern Gedichten) zugunsten des deutschen Kaufmanns zu überlassen, da er annahm, daß der besagte Kaufmann kein anderer war als Spenser selbst. Als Scott dieses Geschenk machte, stellte er nur die Bedingung, daß Spenser das Werk, wenn er es drucken lassen sollte, dies unter seinen Anfangsbuchstaben W. S. tun sollte. Auch sollte er alles tun, was er konnte, um es wirklich „als sein eigenes Kind“ zu veröffentlichen.

Dies war die Geschichte Cabanys von seiner Erwerbung des Romans „Moredun“: Scott gab ihn Spenser, Spenser gab oder verkaufte ihn an den deutschen Kaufmann, der Kaufmann vermachte ihn an Cabany. Der deutsche Kaufmann hatte oft von seinem wirklichen oder erwarteten Besitz eines Manuskripts von Scott gesprochen, den er ebenso wie Goethe eifrig bewunderte.

So unwahrscheinlich diese Erzählung ist, enthält sie doch beim ersten Anblick keine offen ersichtliche Unmöglichkeit. Der Roman selbst hat sowohl etwas von Scotts Stil als von seiner Handschrift an sich: eine Zusammenkunft zwischen König Johann von England und Wilhelm dem Löwen von Schottland erinnert lebhaft an die Zusammenkunft von Ludwig XI. von Frankreich und Herzog Karl von Burgund in Scotts Quentin Durward. Nur ein kleiner Punkt scheint der Geschichte von Cabany unbedingt verhängnisvoll zu sein. Es kommt darin folgende Anspielung auf Newcastle vor: „In einer der engen Straßen, die in vielen Windungen vom Sandhügel zum Schloß von Newcastle-upon-Tyne führen und den verbessernden Händen der Zeit, des Geldes und Grangers noch widerstehen“ usw. Diese Stelle muß geschrieben worden sein, nachdem Granger bereits seine verbessernde Hand an die Stadt gelegt hatte. Granger kaufte jedoch nicht vor 1832, dem Todes-

jahr Scotts, für fünfzigtausend Pfund Sterling die Plätze in Newcastle, die er später so sehr verschönert hat. Auch hielt der Grafschaftsrat seine Versammlung zur Besprechung der Grangerschen Pläne nicht vor einem Donnerstag im Mai 1834 ab. Wie konnte also Scott in einem Roman, den er 1826 Spenser schenkte, diese prophetische Kenntnis von Grangers neuen Anlagen gehabt haben?

Diese Erwähnung Grangers ist entschieden ein unüberwindliches Hindernis für den Glauben an Scotts Autorschaft. Was wird dann aber aus der Erzählung Cabanys von dem alten Mann, der oft von seinem wirklichen oder zu gewärtigenden Besitz des Scottschen Manuskripts redete, oder dasselbe in seinem Schreibpult liegen gelassen hatte? Denn er ist angeblich 1831 gestorben und niemand kann die Stelle über Granger während Scotts Lebzeiten geschrieben haben. Es kann deshalb niemand den alten Deutschen mit einem solchen Werke angeführt haben und es ist nicht schwer, einzusehen, daß Cabanys Geschichte seines Zusammenhanges mit dem Roman nur eine absichtlich unwahre sein kann.

Auch kann Cabany von niemand damit getäuscht worden sein; denn wie sollte jemand etwas von dem Deutschen und seinem Schreibpult gewußt haben? Die ganze Verantwortlichkeit scheint also auf Cabany zu liegen: zwischen ihm und Scott hat man wegen der Vaterschaft zu wählen. Cabanys Ehrlichkeit wurde dennoch von seinen englischen Verlegern nicht bezweifelt, außerdem würde es seiner Erfindungsgabe ein leichtes gewesen sein, eine glaubwürdigere Geschichte zu ersinnen. Das Geheimnis muß ungelöst bleiben. Wer auch der Schuldige war, er hatte sehr genaue Kenntnis von der englischen Topographie; er kannte die Gegend um Hexham gut; er hatte das merkwürdige Grabmal einer Dame und eines Kindes aus dem dreizehnten Jahrhundert in der Scarliffekirche gesehen. Er beschrieb in einem „Ingleborough“ überschriebenen Kapitel den Cravenbezirk von Yorkshire, den ab- und zunehmenden Brunnen bei Giggleswick, die Weathercotehöhle bei Ingleton mit einer Treue, die nur durch tatsächliche Kenntnis des Bezirkes ermöglicht werden konnte. Es ist möglich, aber kaum wahrscheinlich, daß ein Franzose eine solche Kenntnis gehabt haben konnte.

Nächst Scott hat der Name von Mrs. Ann Radcliffe, die durch ihre „Mysteries of Udolpho“ bestens bekannt ist, häufig denjenigen Schriftstellern gute Dienste geleistet, die aus Mißtrauen in ihre eigene Anziehungskraft versucht waren, aus den Kräften anderer Vorteile zu ziehen. Mrs. Radcliffe traute ihren zerstörten Schlössern und ihren Gespenstern große Wirkung auf ihre Leser zu. Natürlich ackerten auch andere auf diesem verführerisch leicht auszunützenden Felde, so daß sich Mrs. Radcliffe gezwungen fand, in der englischen Presse zahlreiche Romane, mit denen ihr Name fälschlich in Verbindung gebracht wurde, nicht anzuerkennen. Der sehr fruchtbare französische Schriftsteller Baron de Lamothe-Langon, der alle literarischen Namen als allgemeines Eigentum angesehen zu haben scheint, ließ zwei Romane, deren alleiniger Verfasser er selbst war, als Übersetzungen nach Mrs. Radcliffe erscheinen. Der eine Roman war: „L'Hermite de la tombe mysterieuse“, der von Mrs. Radcliffe angeblich irgendwelchen Annalen des dreizehnten Jahrhunderts entnommen und von de Langon (1815) übersetzt worden war, der andere trug den Titel: „Les Mystères de la Tour St. Jean“ und sollte ebenfalls die Übersetzung eines Werkes der Mrs. Radcliffe sein (1818).

Die interessanteste dieser Nachahmungen der Radcliffe ist die: „Rose d'Altenberg, ou le Spectre dans les Ruines“, 1830 von M. Henri Duval nach einem englischen Manuskript übersetzt, das „in der Mappe der verstorbenen Anna Radcliffe gefunden worden ist“. Dieses Buch hatte unter verschiedenen Namen eine merkwürdige Laufbahn. Zuerst erschien es 1813 als vierbändiger Roman nach dem Englischen von Mme. Brayer de Saint-Léon; dann gab 1821 Mrs. Campbell eine Übersetzung davon als ihr eigenes Werk unter dem Titel: „The Midnight Wanderer“ heraus; schließlich brachte M. Duval den Wanderer nach Frankreich zurück, indem er ihn als „Rose d'Altenberg“ zurückübersetzte, die in der geräumigen Radcliffemappe entdeckt worden war.

Die Denkwürdigkeiten, Briefe oder Erinnerungen hervorragender Personen nehmen das Grenzland zwischen reiner Dichtung und Geschichte ein und bieten natürlich dem Historiker eine reiche Ernte. Sie stellen aber dem Unbedachtsamen viele Fallen und müssen sehr behutsam benützt werden. Un-

klug müßte entschieden derjenige genannt werden, der versuchen wollte, aus diesen tiefen Brunnen des Betrugs Wahrheit zu schöpfen, ohne sich von Quérards monumentalem Werke über die literarischen Betrügereien (Supercheries Littéraires Dévoilées) unterstützen zu lassen.

Nehmen wir z. B. König Friedrich II. von Preußen; für ihn allein wurden von verschiedenen Schriftstellern erfunden die Pensées sur la Religion, die Dernières Pensées, das Bréviaire Philosophique, die Matinées du Roi de Prusse, die Conseils du Trône für die Könige und Völker Europas, zu schweigen von unveröffentlichten Briefen und von einem Testament.

Kein Stoff war bei erfinderischen Schriftstellern beliebter als solche politische Testamente. Friedrich II., die Kardinale Richelieu und Alberoni, Rousseau, Voltaire, Colbert, Kaiser Joseph II., alle bereicherten die Welt mit Weisheitsvermächtnissen, für die sie nicht verantwortlich sind.

Es ist nur möglich, über die Oberfläche dieses unergründlichen Meeres hinzustreifen. Dem M. de Lamothe-Langon, dem Übersetzer zweier erdichteter Romane der Mrs. Radcliffe, verdanken wir auch noch vier Bände Memoiren der Mme. Dubarry, sechs Bände Memoiren Richelieus (1829) und vier Bände Memoiren Talleyrands (1838). Diese geistreich ausersonnenen Fabrikationen entbehren nicht eines besonderen Reizes für diejenigen, die in der Geschichte mehr eine Unterhaltung als die Wahrheit suchen. Sie geben das Aroma eines Zeitabschnittes oft besser wieder als Werke, die größere Rücksicht auf Tatsächlichkeit nehmen. Ein derartiges Werk sind die interessanten Erinnerungen der Marquise von Créquy, 1710—1803, die angeblich an ihren Enkel gerichtet sind, hauptsächlich aber — möglicherweise mit Beihilfe der Marquise — von dem Grafen Cousin de Courchamps geschrieben sind, der sie zuerst 1834 in sieben Bänden in Paris herausgab. Später erschienen sie in abgekürzter Gestalt unter dem Titel: „The French Noblesse of the Eighteenth Century“ von Mrs. Colquhoun Grant. Ein Werk von ähnlichem Stil und Wert wird dem Marquis Barbé-Marbois zugeschrieben, der 1774 in London vier kleine Bände Briefe herausgab, für welche Mme. de Pompadour als Verfasserin zwischen 1753 und 1762 in Anspruch genommen wurde.

Die Briefe waren eine geschickte Zusammenstellung, welcher die eingestreuten zeitgenössischen Anekdoten einen irreführenden Anschein von Wahrheit gaben. Der Herausgeber erzählte, daß er die Briefe von dem Testamentsvollstrecker des Sekretärs dieser berühmten Dame gekauft hätte, der kürzlich in Holland gestorben war. Aber die Zahl solcher Geschichten und solcher Werke ist Legion.

Mit einer Fälschungsgeschichte, die zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Kritik nicht wenig Beschäftigung gegeben hat, mag füglich die Schilderung der Betrügereien auf den verschiedenen Pfaden der Literatur geschlossen werden. Als Charles Vanderbourg 1803 die erste Ausgabe der Gedichte von Marguerite-Eléonore-Clotilde de Vallon-Chalys, späteren Mme. de Surville, herausgab, hatte das Buch einen großen Erfolg. Von dieser Clotilde erzählte Vanderbourg folgende erstaunliche Geschichte. Im fünfzehnten Jahrhundert schrieb sie Werke, die in bezug auf Stil und Versbau alles bis dahin Geleistete übertrafen. 1405 geboren, schrieb sie bereits im zehnten oder zwölften Lebensjahre wundervolle Verse und wurde in der Folge der Mittelpunkt einer Schule französischer Dichterinnen, deren Namen die Welt nun zum erstenmal hörte. 1421 heiratete sie Berenger de Surville, der sie jedoch bald verlassen mußte, um in die Schlacht zu ziehen. Aus diesem Anlasse verfaßte sie ein hervorragendes Gedicht: „L'Heroide", dessen Vortrefflichkeit die Eifersucht des Dichters Alain Chartier so sehr erregte, daß Clotilde für ihre späteren poetischen Eingebungen niemals mehr die Öffentlichkeit suchte. Nachdem sie ihren Gatten und Sohn, ihre Tochter und Enkelin überlebt hatte, beschloß sie ihre poetische Laufbahn in ihrem 94. Lebensjahre mit einem an Karl VIII. gerichteten Gedicht zur Verherrlichung seines Sieges in der Schlacht bei Fornoue 1495.

Vanderbourg behauptete, sowohl die Gedichte als die Geschichte der Clotilde von Joseph Etienne de Surville, einem 1755 geborenen Nachkommen der Dichterin, erlangt zu haben. Dieser Surville war Soldat, verließ Frankreich zur Zeit der Revolution und wurde bei seiner Rückkehr 1798 erschossen; er erzählte, daß er die Gedichte seiner Stammutter beim Herumstöbern in alten Familienurkunden entdeckt habe; für das Bestehen des so entdeckten Manuskripts gibt es jedoch keinen

andern Beweis als die Aussage des einzigen Augenzeugen Surville. Surville hatte übrigens auch einige Bücher „Denkwürdigkeiten“ seiner Stammutter aufgefunden, die er jedoch selbst nicht herausgab. Dagegen hat Vanderbourg dieselben zu seiner Skizze einer Richtung mittelalterlicher französischer Dichterinnen benützt, die früher unbekannt waren.

Eine so wunderbare Geschichte gab natürlich Veranlassung zu der Frage: „Waren diese Gedichte echt? War Clotilde jemals Fleisch und Blut? Hatte Joseph de Surville diese Gedichte und Denkwürdigkeiten wirklich gefunden, oder hatte er beide und seine Stammutter zusammen erfunden?“ Dann wurden Irrtümer und Anachronismen aufgespürt und ein moderner Geist in dieser mittelalterlichen Sprache entdeckt. Vanderbourg (1765—1827) geriet selbst in großen Verdacht und wurde auch durch die von Macé 1863 im „Journal de l'Instruction Publique“ (31. Januar, 4. Februar, 28. März 1863) gebrachten drei Artikel nicht völlig davon befreit. Vanderbourg hatte vorgebracht, daß Joseph ganz unfähig war, solche vorzügliche Gedichte, wie die der Clotilde zugeschriebenen, hervorzubringen; aber der Betrug, den die Kritiken von Villemain und Sainte-Beuve schließlich bloßlegten, kann sonst niemand zur Last gelegt werden. Man muß sich wundern, daß ein Dichter, der imstande ist, so gute Gedichte zu schreiben, wie diejenigen Clotildes zugestandenermaßen sind, einige Jahre seines Lebens dazu verwendet haben sollte, um für eine erdichtete Stammutter einen Ruf aufzubauen, wenn er mit nicht größerer Arbeit seinen eigenen für immer begründen konnte. Vielen Geistern gewährt es aber schon eine außerordentlich große Belohnung, wenn sie auch nur die Welt betrügen können.

Eine andere Sammlung von Clotildens Gedichten (Poésies Inédites) kam 1826 in Paris zum Vorschein; diese Sammlung war jedoch hauptsächlich wegen der rücksichtslosen Kühnheit einiger ihrer Anachronismen merkwürdig. Clotilde verteidigte in einem dieser Gedichte das kopernikanische System zu einer Zeit, als Kopernikus noch ein Knabe gewesen sein muß; sie widerlegte Lucretius zu einer Zeit, als es noch keine gedruckten Exemplare von Lucretius zu widerlegen gab; sie erwähnte die Monde des Planeten Saturn, obgleich der erste derselben erst hundertvierzig Jahre nach ihrem Tode entdeckt wurde.

Die Kritik hat aber Grund zur Dankbarkeit, wenn ihr die Schwächen oder Versuchungen der literarischen Mimikry keine schwereren Rätsel zu lösen geben als diese.

* * *

Mit diesem armseligen Betrug endet unser flüchtiger Überblick über die hervorragenderen Gestalten in der wohlgefüllten Fälschergalerie der Welt. Es ist eine ebenso gemischte als vollgepfropfte Galerie, in der viele Bilder bekannt, andere wieder namenlos sind, in der auch nicht alle Bilder in demselben Grade verurteilt werden dürfen. Eine Sammlung verwegener, ränkevoller, aber interessanter Gestalten, die in Auflehnung gegen den hergebrachten Maßstab der Welt, die Literatur benützten, wie andere Männer offen und ohne Tadel die Politik benützen: einige zu rein pekuniären Zwecken, einige zur Dämpfung politischer Leidenschaft, andere aus heller Freude daran, ihre Mitmenschen zu täuschen oder ihre Fähigkeiten zu üben und zu entfalten. Das Gewissen der Menschheit schätzt literarische Reinheit bedeutend höher ein als Lauterkeit im politischen Verhalten, und so hat die Welt auch nur ein verdammendes Stirnrunzeln für den literarischen Abenteurer, während sie seinem politischen Gegenstück ihr nachsichtiges Lächeln vorbehält. Wenn wir auch das Urteil der Welt in dieser Hinsicht als ungefähr richtig hinnehmen, so sollten wir doch daran denken, daß diese Sünder im allgemeinen durch ihre außergewöhnlichen Talente in Versuchung geführt wurden und daß eine barmherzige Natur dadurch, daß sie den meisten von uns eine Gleichmäßigkeit der Gaben versagte, uns vor einem ähnlichen Kampf mit dem Sittengesetz bewahrt hat. Ihr geistiges Sehvermögen war getrübt, sie waren unfähig, klar zwischen Wahrheit und Falschheit, zwischen Tatsache und Erdichtung zu unterscheiden; es sollte aber wenigstens als einiger Ersatz für diesen sittlichen Mangel betrachtet werden, daß ihre Bemühungen oft keinen geringen Grad geistiger Vortrefflichkeit erreichten und daß ihre schlimmsten Betrügereien der Ehre und dem Ruhm der Literatur eine Art umgekehrten Tributs zahlten.

Register.





